

Predigten von
H.H. Prof. Dr. Georg May

2003

Herausgegeben von Hartwig Groll

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

Natur und Übernatur

(1) Über Spannungen zwischen Gnaden- und Alltagsleben (02.03.2003)	4
(2) Über die Vereinbarkeit von Natur und Übernatur (09.03.2003)	7
(3) Über die Spannung zwischen dem Diesseits und dem Jenseits (16.03.2003)	9
(4) Über das Spannungsverhältnis zwischen Körper und Geist (23.03.2003)	12
(5) Über das äußere und das innere religiöse Leben (30.03.2003)	15
(6) Über das Verhältnis von Leistung und Gnade (06.04.2003)	18
<i>Auferstehung – Triumph über den Tod (Ostersonntag, 20.04.2003)</i>	21
(7) Über das Spannungsverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit (27.04.2003)	24
(8) Über das Spannungsverhältnis zwischen Genuß und Entsagung (04.05.2003)	27
(9) Über das Spannungsverhältnis zwischen kämpfen und dulden (11.05.2003)	30
(10) Über das Spannungsverhältnis zwischen Gesetz und Freiheit (18.05.2003)	33
(11) Über die Spannung zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft (25.05.2003)	36
<i>Aufgefahren in die Wirklichkeit des Himmels (Christi Himmelfahrt, 29.05.2003)</i>	39
(12) Über die Entscheidung zwischen Gott und Welt (01.06.2003)	42
<i>Der Geist der Wahrheit (Pfingstsonntag, 08.06.2003)</i>	45
<i>Der Ungeist in Lehre und Verkündigung (Pfingstmontag, 09.06.2003)</i>	48
<i>Gründe für den Priestermangel (15.06.2003)</i>	51

Die Abenteuer des menschlichen Lebens

(1) Über die Kindheit (22.06.2003)	53
(2) Über die Heimat (29.06.2003)	55
(3) Über die Schule (06.07.2003)	58
(4) Über den Beruf (13.07.2003)	61
(5) Über die Liebe (20.07.2003)	64
(6) Über das Zusammenleben (27.07.2003)	66
(7) Über die Einsamkeit (03.08.2003)	69
(8) Über den Dämon im eigenen Inneren (10.08.2003)	72
<i>Maria, Mutter der Gnade (Mariä Himmelfahrt, 15.08.2003)</i>	75
(9) Über das Glück im Leben (17.08.2003)	77
(10) Über das Leid im Leben (24.08.2003)	80
(11) Über das Sterben (31.08.2003)	83
(12) Über das Abenteuer, das wir Gott nennen (07.09.2003)	86

<i>Die Bedeutung der Dogmen (05.10.2003)</i>	89
<i>Das Lebensbild des religiösen Menschen (12.10.2003)</i>	92
<i>Der Anspruch der Religion an die Glaubensfrömmigkeit (19.10.2003)</i>	95
<i>Mutter Teresa, Vorbild heroischer Liebe (26.10.2003)</i>	98
<i>Allerheiligen – Erntefest der Kirche (01.11.2003)</i>	101
<i>Memento mori (Allerseelen, 02.11.2003)</i>	103
<i>Die Seele zwischen Ideal und Wirklichkeit (09.11.2003)</i>	105
<i>Grenzen und Schwächen des menschlichen Bewußtseins (16.11.2003)</i>	109
<i>Einfluß der Wissenschaft auf die Lebensverhältnisse (23.11.2003)</i>	112
<i>Zeit, vom Schlafe aufzustehen (30.11.2003)</i>	115
<i>Der Weckruf der Adventsbotschaft (07.12.2003)</i>	117
<i>Das Kommen des Emanuel (14.12.2003)</i>	120
<i>Dem Herrn die Wege bereiten (21.12.2003)</i>	123
<i>Weihnachten, Geschenk und Aufgabe (25.12.2003)</i>	125
<i>Last nach Betlehem uns gehen (26.12.2003)</i>	128
<i>Weihnachten, Entscheidung für oder wider Christus (28.12.2003)</i>	130
<i>Die Heilsbedeutung des Namens Jesu (04.01.2004)</i>	132

Prof. Dr. Georg May

Natur und Übernatur (1)

(Über Spannungen zwischen Gnaden- und Alltagsleben)

02.03.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.
Geliebte im Herrn!

An einer Reihe von Sonntagen haben wir die Wunder und Geheimnisse Gottes betrachtet. Wir haben von den Dogmen gesprochen, die uns diese Geheimnisse künden. Wir haben von Gott und seiner Vorsehung, von Christus und seiner Menschwerdung, von der Kirche, von den Sakramenten, von der Gnade und von den Heiligen gesprochen, und wir haben erkannt, daß die Wirklichkeiten, die in den Dogmen ausgesprochen werden, von eminenter Bedeutung für unser Leben sind. Es sind wirklich lebendige, Leben gestaltende Dogmen. Von heute an wollen wir versuchen, den Lebenswert dieser Dogmen uns vor Augen zu führen, was sie für uns bedeuten, was wir mit diesen Dogmen anfangen sollen, wie diese Dogmen unser Leben prägen sollen.

Die Dogmen sind etwas Objektives. Sie wollen von uns angenommen und aufgenommen werden, und diese Annahme und Aufnahme nennt man Glaube. Die Dogmen sind Worte, Worte Gottes, die Gott durch den Mund der Kirche zu uns spricht. Diese Worte sollen wir hören, und das nennt man Glaube. Die Dogmen sind Forderungen, Forderungen, die Gott in ihnen an uns stellt. Die Antwort auf diese Forderung heißt man Glaube.

Die Wirklichkeit, die in den Dogmen ausgesprochen wird, ist anders als die sinnenfällige Wirklichkeit. Was wir mit den Fingerspitzen betasten, das ist wirklich. Für manche Menschen ist noch viel göltiger, was sie mit dem Gaumen aufnehmen, und das ist für sie das Allerwirklichste. Was wir mit den Ohren hören, das ist wirklich, und was wir mit den Augen sehen, das ist ebenfalls wirklich. Die Welt, in der wir leben, der Ort, an dem wir unser Leben vollziehen, das ist wirklich. Aber daneben gibt es noch eine andere Wirklichkeit. Neben der Erfahrungswirklichkeit steht die Wirklichkeit des Glaubens. Die können wir nicht sehen, nicht schmecken, nicht fühlen, und doch ist sie wirklich. Man darf die Wirklichkeit nicht danach bemessen, ob sie mit den Sinnen erkannt werden kann. Es gibt Wirklichkeiten, die unsinnlich sind und die mit den Sinnen nicht ergriffen werden können. Eine solche Wirklichkeit ist die Wirklichkeit des Glaubens.

Diese Wirklichkeit sollen wir uns vor Augen führen und uns an sie anpassen, so wie wir uns an die Wirklichkeit der Sinne anpassen. Wir nehmen die Gesetze der Physik, der Chemie und der Biologie ernst, und wehe dem, der sie übertritt, wehe dem, der sie mißachtet. Ernst nehmen sollen wir aber auch die Gesetze der Gnade und der Liebe und der Heiligkeit. Auch diese Gesetze sind ernst. Sie sind noch viel ernster als die Gesetze der Chemie und der Biologie und der Physik, denn sie sind näher bei Gott. Deswegen sind sie viel bedeutungsvoller als die Welt der Sinne. Auch in der Welt der Sinne ist Gott zu greifen, denn er ist der Schöpfer. Aber da ist er in einer großen Ferne, da ist er weit von uns weg. In der Welt des Glaubens ist er uns nahe, da ist er der süße Gast der Seele, da ist er unser Freund und unser Meister und unser Herr. Und deswegen ist diese Welt des Glaubens uns näher als die Welt der Sinne. Beide Welten sind es, in denen wir leben und leben müssen. Wir sind Wanderer in beiden Welten. Wir dürfen den Glauben nicht als Vorwand benutzen, um das Wissen zu mißachten. Wir dürfen die Übernatur nicht hernehmen, um die Natur zu mißachten. Wir dürfen nicht im Hinblick auf die Ewigkeit Zeit verlieren, und wir dürfen nicht um der Seele willen den Leib zerstören.

Wir sind wahrlich Bürger zweier Welten, und diese beiden Welten müssen wir zu vereinigen versuchen. Wir wollen deswegen drei Sätze über diese Welten aufstellen, nämlich: Die eine dieser Welten ist höher, die andere ist niedriger; die eine dieser Welten ist nahe, die andere ist fern; die eine dieser Wel-

ten ist unendlich erfüllt, die andere dieser Welten ist unendlich bedürftig. Also zuerst: Die eine Welt ist höher, die andere Welt ist nieder.

Die Welt des Glaubens ist die Welt des Geistes, der Persönlichkeit, die Welt der Heiligkeit, der Gemeinschaft und der Freiheit. Diese Welt ist höher als die Welt der Sinne, in der wir uns bewegen, in der es zwar auch Geist, aber auch Leib und auch Schuld und auch Minderwertigkeit und auch Trieb und auch Instinkt und auch Haß gibt. Die Welt des Geistes, die Welt der Übernatur, die Welt des Glaubens ist eine höhere Welt. Und da erkennen wir ein Gesetz, das immer und überall gilt: Nach oben kommt man nur mit Mühe, mit Anstrengung, mit Aufgebot von Kraft. Nach unten geht es von alleine. Wenn wir also zu der Welt Gottes, zur Welt des Glaubens aufsteigen wollen, dann müssen wir uns anstrengen, dann müssen wir eine Willenskraft aufbringen, dann müssen wir uns bemühen. Dazu kommt ein weiteres. Wir alle spüren in uns einen Zug nach unten. In uns allen ist eine Kraft, die uns nieder zieht. Wir alle bemerken, daß es uns leichter ist, der Laune zu folgen als dem Entschluß, daß es bequemer ist, der Selbstsucht nachzugeben als der Selbstlosigkeit. Wir alle machen die Erfahrung, daß wir leichter dem Sinnlichen folgen als dem Geistigen. Deswegen ist es notwendig, zu kämpfen. Es ist uns ein Kampf aufgegeben, ein Krieg gegen uns selbst, gegen die Kräfte in uns, gegen die Unholde in der eigenen Brust, die nach unten ziehen. Ein solcher Kampf ist uns aufgegeben, und das macht das Christentum so unangenehm, so beschwerlich, so unbequem. Ja, das ist es! Genau das ist es: Es ist unbequem. Das Christentum ist unbequem! Wir spüren, wenn wir Christen sein wollen, daß wir nicht alles mitmachen können, daß wir nicht alles tun dürfen, was uns gerade einfällt. Wir spüren, wenn wir uns als Christen verstehen, daß wir anders leben müssen als diejenigen, die das Christentum hintangelassen haben. Wer sich zur heiligen Kommunion begibt, der kann nicht zu Hause ein Tyrann sein oder ein Kreuz, der kann nicht seinen Launen und Leidenschaften folgen, seinen Erregungen und Verstimmungen. Wer die Muttergottes verehrt, der kann nicht jede Frau als ein Spielzeug betrachten, das er haben möchte. Wer an Gott glaubt, an Gottes Güte und Gerechtigkeit, der kann nicht seiner Selbstsucht und seinem Eigennutz folgen. Wahrhaftig, wenn wir der höheren Welt des Glaubens nachleben wollen, dann müssen wir uns bemühen, dann müssen wir uns überwinden, dann müssen wir uns beherrschen., Denn die Welt des Glaubens ist eine höhere Welt als die Welt der Sinne.

Sie ist auch näher als die Welt der Sinne. Da wird man sagen: Ja, wieso? Die Welt der Sinne umgibt uns täglich. Was wir essen, was wir schmecken, was wir sehen, was wir hören, was wir greifen und was wir tasten, das ist uns doch unmittelbar gegeben. Wie kann da die Welt des Glaubens näher sein als die Welt der Sinne? O, man darf die Nähe nicht bemessen nach der räumlichen Entfernung, man muß die Nähe bemessen nach der Wichtigkeit, nach der Größe, nach der Bedeutung einer Welt. Und da ist die Welt des Glaubens uns viel näher als die Welt der Sinne; denn die Welt des Glaubens ist viel wichtiger, viel bedeutsamer als die Welt der Sinne, als die Welt, die uns täglich umgibt.

Das können wir uns leicht vor Augen führen, wenn wir uns an einige Tatsachen erinnern. Gewiß, meine lieben Freunde, der Tod ist eine Wirklichkeit, die uns im Augenblick noch nicht erfaßt, aber wir alle wissen, daß sie uns im nächsten Augenblick ergreifen kann. Wir können uns nicht beruhigen, wenn der Tod noch nicht vor der Tür steht, denn wir wissen nicht, wann er anklopft. Die Opferfeier auf den Altären mag winzig und unhörbar sein gegenüber dem Lärm der Welt, gegenüber dem Toben der Fastnachter. Das mag gegenüber diesem lärmenden und schreienden Radau der Welt versinken. Und doch ist sie wichtiger und bedeutsamer und größer als alles, was in der Welt sich tut. Gott ist uns nahe, seitdem er ein Mensch geworden ist, viel näher, als er vorher war. Er ist ein Mensch geworden, und seitdem gilt das Wort des Apostels Paulus: „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir.“ Wir müssen also der Gefahr widerstehen, daß wir die Welt der Sinne, die Arbeit, das Gehalt, den Urlaub wichtiger nehmen als die Welt Gottes. Wir müssen darum ringen, daß wir die Welt des Glaubens über die Welt der Erfahrung setzen und ihr den Vorrang geben. Wir dürfen uns nicht von dem Toben der Maschinen und dem Kreischen der Autos den Glauben übertönen lassen. Eine Amsel singt, und man hört sie nicht, wenn die Maschinen rasseln; aber wenn man dieses Singen der Amsel überhört, das wäre nicht so schlimm, als wenn man die Wirklichkeit Gottes, die Einsprechungen Gottes, den Donner Gottes überhört, der an unser Ohr dringt, an unser inneres Ohr dringt. Diese Taubheit wäre viel schlimmer.

Die Welt des Glaubens ist eine höhere, sie ist eine nähere, sie ist auch drittens eine erfülltere Welt als die Welt der Sinne. Die Welt der Sinne ist bedürftig, und sie ist der Ergänzung, der Erfüllung mit der Welt Gottes bedürftig. Die Welt Gottes soll nämlich diese irdische Welt umfassen, erfüllen, durchdringen. Das ist gemeint, wenn der Apostel Paulus sagt: „Alles, was ihr tut, ob ihr eßt oder trinkt oder irgendetwas anderes tut, tut alles im Namen Gottes!“ Wir sollen also unser ganzes irdisches Tun erfüllen mit der Wirklichkeit Gottes. Wir sollen das irdische Tun hinaufheben auf eine größere Höhe, wir sollen ihm einen anderen Sinn geben. Wir sollen es in einen neuen Zusammenhang bringen; und das ist eben die Wirklichkeit Gottes. Es soll nichts mehr auf Erden sein, was nicht in Verbindung gebracht wird mit Gott, mit der Verherrlichung Gottes, mit der Ehre Gottes. Wir sollen es dann auch in einer neuen Weise und mit einer neuen Methode behandeln. Das heißt dann im einzelnen: Seitdem Christus, der Gottessohn, einen Leib angenommen hat, müssen wir den Leib anders behandeln als vorher. Seitdem Christus aus der Jungfrau Maria Fleisch annahm, müssen wir die Frau anders ansehen als früher. Seitdem Christus neben den Staat eine Kirche gesetzt hat, müssen wir das Staatsleben anders betrachten als früher. Und seitdem Christus am Kreuze gelitten hat und gestorben ist, hat das Leiden einen anderen Sinn bekommen.

Wahrhaftig, meine lieben Freunde, es ist unsere Aufgabe, in zwei Welten zu leben, in der Welt der Erfahrung und in der Welt des Glaubens, aber so, daß wir die Welt der Erfahrung durchdringen mit der Welt des Glaubens, daß unser ganzes Sein und Leben erfaßt wird von der Gnade, von der Ehre Gottes, vom Segen des Himmels. Das ist unsere Aufgabe: in zwei Welten zu leben, beide Welten zu vereinigen und auf diese Weise den Himmel zu gewinnen. Wir sind Söhne der Erde und Töchter der Erde, aber wir sind auch Kinder Gottes. Wir sind Erdenbewohner und sollen doch wandeln, als ob wir im Himmel wären. Wir sind Erdenbürger und leben als Erdenbürger und suchen doch zugleich die zukünftige Stätte. Wir sind Menschen, die so leben sollen, wie es Paulus sagt: Sich freuen, als ob die Freude schon vergangen wäre, besitzen, als wären wir besitzlos, weinen, als wären wir schon jenseits aller Tränen. Wir sind Bürger zweier Welten, und das bedeutet, wir sind von einer immerwährenden, unaufhebbaren Unruhe erfüllt, bis wir alles, was uns irdisch begegnet, mit der Welt Gottes erfüllt haben. Wir sind mit einer Spannung erfüllt, und die dauert so lange an, bis im Himmel die ewige Freude uns ergriffen hat.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Natur und Übernatur (2)

(Über die Vereinbarkeit von Natur und Übernatur)

09.03.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns am vergangenen Sonntag vorgenommen, die Spannungen zu betrachten, die zwischen dem Gnadenleben und dem alltäglichen Leben bestehen. Man könnte sie auch bezeichnen: die Spannungen zwischen Natur und Übernatur. Daß solche Spannungen bestehen, ist uns allen gewiß. Wir brauchen uns nur einige Tatsachen ins Gedächtnis zu rufen. In der Bergpredigt heißt es: „Selig die Selbstlosen; selig die Reinen; selig die Sanftmütigen.“ Aber in der Welt des Alltags, da kommen nicht die Sanftmütigen und die Selbstlosen voran, sondern die Unerbittlichen, die Harten, die Grausamen, die Ellenbogenmenschen, die kommen voran; die Starken, nicht die Schwachen. In der Übernatur, da ist alles auf Erbarmen, auf Liebe gegründet. Die Natur weiß nichts von Erbarmen und Liebe; sie kennt nur das Recht des Stärkeren, den Kampf ums Dasein. Derjenige siegt, der listiger und mächtiger ist als ein anderer. In der Natur gilt das Recht und das Gesetz, und das muß ja sein. Aber in der Übernatur, da gilt die Liebe und das Erbarmen, das Mitleid und das Verzeihen.

Wir sehen also, daß zwischen Natur und Übernatur Spannungen bestehen, und doch muß es möglich sein, Natur und Übernatur zu vereinigen, denn wir kennen ja einen, der Natur und Übernatur in vollkommener Weise vereinigt hat, unser Herr Jesus Christus. Er war ein ganzer, ein rechter, ein gerader Mensch und doch gleichzeitig der Träger der Übernatur. Aber auch in seinen Worten ist diese Spannung enthalten. Jesus sagt: „Selig die Friedfertigen; selig, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit“, und er sagt gleichzeitig: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Er erklärt aber auch: „Meinen Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch.“ Er fordert uns auf, auf die Güte des Vaters zu vertrauen, nicht ängstlich zu sorgen, und doch gebietet er uns zu sprechen: „Gib uns heute unser tägliches Brot!“ Der Herr war ein echter und ganzer und gerader Mensch. In ihm waren Natur und Übernatur in wunderbarer Weise verbunden. So ist uns doch wohl klar, daß es zwar eine Spannung zwischen Natur und Übernatur gibt, aber keine Spaltung, daß da gewiß zwischen Natur und Übernatur eine Abhängigkeit besteht, aber keine Unterdrückung. Wir können das Verhältnis zwischen Natur und Übernatur in drei Sätzen ausdrücken, nämlich: Die Natur muß von der Übernatur erstens entfaltet werden, sie muß von der Übernatur zweitens gestaltet werden, und sie muß drittens von der Übernatur überboten werden.

Die Natur muß von der Übernatur entfaltet werden. Alles, was wir an Kräften besitzen, ist gut, weil es von Gott stammt. Unsere Talente, unsere Anlagen, unser Körper, unser Geist, unser Wille, unser Verstand, alles ist von Gott gut geschaffen, und nichts davon ist in sich böse. Diese Anlagen, Talente und Fähigkeiten aber müssen entfaltet werden, und diese Entfaltung geschieht durch Betätigung. Wir müssen den Verstand bilden, wir müssen den Willen trainieren, wir müssen an unserem Körper arbeiten, wir müssen ihn ausbilden, unsere Fähigkeiten, unsere Fertigkeiten, unsere Gelenkigkeiten. Das alles ist unerlässlich und notwendig, denn das will Gott. Gott will, daß wir das, was er uns gegeben hat, betätigen. Diese Weise, uns zu entfalten, wird aber durch die Übernatur unterstützt, und zwar deswegen, weil die Übernatur die Gnadengemeinschaft mit Gott ist. Die Gnadengemeinschaft ist aber auch eine Liebesgemeinschaft, und die Liebe ist in sich schöpferisch und aufbauend. Die Liebe bringt das Gute in uns hervor. Die Liebe macht uns empfänglich für die Einsprechungen Gottes und führt uns zu der Entfaltung der in uns angelegten Möglichkeiten. Wer in der Liebe Gottes lebt, der ist besonders geeignet, die Fähigkeiten in sich auszubilden, vor allen Dingen eines zu überwinden, was uns besonders am Herzen liegt: die Angst, die Lebensangst, die Todesangst, die Menschenangst. Dazu hilft uns die Liebe, denn sie gibt uns die Geborgenheit in Gott. Und die Angst ist es ja, welche die Entfaltung

unserer Möglichkeiten verhindert, die uns hemmt, die uns bindet. Die Liebe löst diese Bindung, macht uns frei und empfänglich und hilft uns, die Fähigkeiten unserer Natur zu entfalten. Es soll keine Angst, kein Mißtrauen, kein Argwohn mehr in uns sein. Das alles soll überwunden werden in der Liebe. Die Liebe hilft uns, die Anlagen, die in uns sind, zu entfalten.

Die Liebe, die Übernatur hilft uns aber auch, die Natur zu gestalten. Die Natur muß, da sie noch nicht fertig ist, von uns geformt werden; sie muß von uns gestaltet werden. Das Wachstum der Natur, das notwendig ist, darf kein wildes Wachstum sein; es gibt ja auch Entartungserscheinungen. Es gibt ja auch eine Zerrüttung der Möglichkeiten, die in uns angelegt sind, und deswegen muß alles, was in uns und um uns ist, gestaltet werden. Wir können die Natur nicht so lassen. Gott hat den Menschen geschaffen, daß er die Erde bebaue. Ohne Bebauung würden wir zugrunde gehen. Die Sümpfe und die Urwälder und die wilden Tiere, die müssen wir beherrschen lernen, auch die Sümpfe, die Urwälder und die wilden Tiere, die in uns sind. Auch die müssen gestaltet werden. Was der Natur widerstreitet, die Maßlosigkeit, die Entartungserscheinungen, die Übertreibungen, die müssen von der Natur durch die Übernatur gestaltet werden.

Wir alle wissen, daß es gute Anlagen gibt, die entarten können. Der Selbstbehauptungsdrang, der notwendig ist, kann auch zum Vernichtungswillen werden. Der Stolz, der berechtigte Stolz, der in uns ist, kann auch zur Maßlosigkeit werden. Alle unsere Anlagen können sich ins Ungemessene entfalten. Die Begeisterung kann zum Fanatismus werden. Und deswegen muß die Natur gebändigt und geformt werden durch die Übernatur. Das ist wiederum Aufgabe der Liebe; denn die Liebe ist eben das Element, das schöpferisch und aufbauend und formend ist. In der Liebe vermögen wir sachlich, wahr und gerecht zu werden. Die Liebe vermag uns demütig und empfänglich zu machen, wie es notwendig ist, wenn wir die Natur entfalten und gestalten wollen.

Die Übernatur gibt uns aber auch das Ziel ein. Denn was wir werden sollen, wie wir werden sollen, das wissen wir nicht von der Natur. Erst wenn wir den Gottmenschen kennenlernen, erst wenn wir den Menschensohn erkennen, wissen wir, wie wir uns gestalten sollen, was wir aus uns machen sollen. Wir sollen so werden, wie er gewesen ist. So gibt uns die Übernatur das Ziel auch für die Entfaltung und Gestaltung unserer Natur.

Aber die Natur soll eben nicht nur entfaltet und gestaltet werden, sie soll auch von der Übernatur überboten werden. Das Höchste, was die Natur leisten kann, ist der Knecht Gottes, der vor Gott niederkniet. Aber die Übernatur hebt den Knecht auf und macht ihn zum Gotteskind. Das Gesetz in der Natur ist heilig, aber die Liebe überbietet es. Das Recht ist eine Notwendigkeit, aber höher steht die Freiheit der Gemeinschaft. Und eben dazu vermag uns die Liebe zu erheben. Der Aussätzige, der von einem Heiligen gepflegt wird, wie es Damian Deveuster gemacht hat, der Aussätzige ist nach den Gesetzen der Natur dem Tode ausgeliefert. Und daß sich da ein wertvoller, ein heiliger Mensch seiner annimmt, das ist Überbietung der Natur. Menschen, die todgeweiht sind, will die Natur dem Tode überantworten, aber der Arzt und die Schwester, die sich darum mühen, das entfliehende Leben zu halten aus Ehrfurcht vor dem Leben, aus Ehrfurcht vor dem göttlichen Gebot, die handeln wider die Natur, aber sie überbieten sie. Der Lehrer, der in einer Hilfsschule steht, wo er Menschen vor sich hat, deren Verstand nicht ausgebildet ist, widerspricht in gewisser Hinsicht der Natur, denn in der Natur, da soll eben das Begabte vorankommen, nicht das Unbegabte. Aber er überbietet die Natur, wenn er diesen Schwachbegabten, diesen Unbegabten, diesen Minderbegabten etwas beizubringen versucht aus der Liebe Gottes. Wahrhaftig, meine lieben Freunde, die Übernatur überbietet die Natur.

Gewiß, es ist ein Gegensatz zwischen Natur und Übernatur, aber eben nur deswegen, weil da ein Aufstieg ist, weil da ein Überbieten ist. Wie schön ist der Frühling, wie schön sind die Blumen und wie schön sind die Sterne! Aber noch schöner und noch heller ist das Dunkel von Gethsemane und Golgotha! Wie strahlend ist ein Menschenleib in seiner Jugendkraft! Aber kostbarer ist die Seele eines Gotteskindes. Das Recht ist notwendig und heilig, aber die Liebe ist größer. Die Freuden, die von der Liebe geschenkt werden, mögen berauschend sein, aber die Leiden, die aus Liebe getragen werden, sind noch viel beglückender. Bezaubernd kann das Lächeln eines Frauenantlitzes sein, aber hilfreicher für uns ist das Weinen der Schmerzensmutter. Herrlich steht vor uns die Statue des Apoll vom Belvedere, ein junger Mann in der Kraft und Schönheit seiner Jugend, aber trösten kann uns nur das Haupt voll Blut und Wunden. Amen.

Prof. Dr. Georg May

Natur und Übernatur (3)

(Über die Spannung zwischen dem Diesseits und dem Jenseits)

16.03.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.
Geliebte im Herrn!

Man hat das Christentum eine Jenseitsreligion genannt. Diese Bezeichnung war von den einen als Lob gedacht, weil das Christentum den Menschen, die in diesem Tränental pilgern, die trostvolle Aussicht auf eine jenseitige Stätte geboten habe. Von anderen aber war die Bezeichnung als Tadel gemeint, weil das Christentum die Menschen von den Aufgaben des Diesseits und der Gegenwart ablenke und sie vertröste auf das Jenseits. Besonders ausgeprägt ist diese Haltung im Marxismus, der eben die Jenseitsgläubigkeit der Christen als „Opium des Volkes“ bezeichnete.

Nun deutet schon diese verschiedene Bewertung des Jenseitsglaubens auf eine Spannung hin, die hier besteht, auf eine Spannung zwischen Diesseits und Jenseits. Man kann fragen: Wird nicht durch die Jenseitshoffnung, wird nicht durch den Jenseitsglauben das Diesseits entwertet? Ist es nicht so, daß man das Diesseits nicht mehr wichtig nehmen muß, wenn es eben ein Jenseits gibt? Der Jenseitsglaube besagt ja, daß unser Leben hier auf Erden nur eine kurze Spanne währt, und die ist noch zudem voll von Arbeit und Plackerei und Mühe, während das Jenseits eine Ewigkeit für uns bereit hält. Ja, ist dann nicht diese jenseitige Welt unendlich überlegen über die diesseitige? Und muß man nicht eigentlich sagen: Was wir hier schaffen und erreichen, das ist mehr oder weniger unwichtig, ob einer hier reich oder arm war, ob er ein König oder ein Bettler war, das ist für das Jenseits gleichgültig. Es besteht die Gefahr, daß eine falsche Sicht des Jenseits die Menschen dazu verführt, das irdische Leben, die irdische Arbeit als sinnlos, zwecklos und unbedeutend anzusehen. Es ist tatsächlich möglich, daß eine falsche Jenseitsvorstellung die Kräfte des irdischen Lebens lähmt, und daß die Menschen, die sich dieser Lähmung ergeben, passiv, weltfremd, lebensuntauglich werden.

So etwas hat es schon einmal gegeben. Wir haben eben die Lesung aus dem ersten Brief an die Thessalonicher gehört. In Thessalonich, also in dem heutigen Saloniki, gab es Christen, die sagten: Der Herr kommt bald, das ewige Leben beginnt, wir machen uns auf Erden keine besondere Mühe mehr. Sie ließen die Arbeit laufen, wie es eben ging, und warteten auf den Anbruch des Tages des Herrn. Da hat sich Paulus energisch gegen sie gewandt und sie mit Vorwürfen überschüttet, daß sie ein unordentliches Leben führen, daß sie wegen der Hoffnung auf das Jenseits die irdische Arbeit vernachlässigen. Das sei nicht recht, das müsse er ihnen verwehren. Und er hat auf sich selber verwiesen. Er hat Tag und Nacht gearbeitet, bei Tage gepredigt und in der Nacht Teppiche hergestellt. So also muß man die Spannung zwischen Diesseits und Jenseits bewältigen. Man muß das Jenseits fest im Blick haben und darf das Diesseits nicht vernachlässigen. Wir dürfen weder einseitige Jenseitsträumige noch irdische, dem weltlichen Sinn hingeebene Diesseitmenschen werden, sondern wir müssen aus der Kraft des Jenseitsglaubens das Diesseits bewältigen; denn das Jenseits gibt dem Diesseits seinen Wert und seinen Sinn und seine Gestalt. Durch den Jenseitsglauben lernen wir das Diesseits verstehen als eine Verheißung und als eine Erfüllung.

Das Diesseits ist eine Verheißung. Es ist eine Vorbereitung. Die kurze Zeit des Lebens dient dazu, uns reif zu machen und bereit zu machen, in das Jenseits einzugehen. Es fällt also hier die Entscheidung. Und schon das zeigt uns, daß das Jenseits auf das Diesseits so einwirkt, daß das Diesseits nicht entwertet wird, sondern daß es seinen Wert dadurch erhält. Hier müssen wir uns bewähren, hier müssen wir uns vorbereiten, hier entscheidet sich, wie das Jenseits sich für uns gestalten wird. Das Jenseits ist die Liebesgemeinschaft mit Gott. Wir werden ihn sehen, und wir werden ihn lieben. Aber dieses Liebesverhältnis zu Gott muß sich hier anbahnen; es muß hier beginnen. Wir müssen hier schon mit

der Gottesliebe anfangen, damit sie drüben vollendet werden kann. Und weil eben nur der die Liebe zu Gott hat, der seinen Willen erfüllt, müssen wir hier schon Gottes Willen erfüllen. Nur wer den Willen des Vaters im Himmel tut, der hat das Recht der Anwartschaft auf das ewige Leben, auf das Jenseits. Wir müssen also in allem hier den Willen Gottes suchen. Das, meine lieben Freunde, ist die entscheidende Aufgabe, die wir hier auf Erden haben: unermüdlich zu fragen: Mein Gott, was willst du, daß ich tun soll? So, wie Paulus vor Damaskus gefragt hat: „Was willst du, daß ich tun soll?“ Gottes Willen suchen, Gottes Willen erforschen, nach Gottes Willen fragen, und dann natürlich, wenn wir ihn erkannt haben, Gottes Willen erfüllen.

Manche Leute meinen, es sei schwer, zu wissen, was recht ist. Ach, es ist gar nicht schwer. Das ist gar nicht schwer, zu wissen, was recht ist. Wir brauchen doch nur zu fragen: Was will Gott? Und da dämmt es uns, und da kommt es uns, wie wir handeln müssen, denn das ist nämlich meistens das, was schwerer ist als das Gegenteil. Wir müssen also hier auf Erden Gottes Willen erfüllen, müssen nach Gottes Willen fragen, müssen die Zeit „auskaufen“, wie der Apostel sagt: „Kaufet die Zeit aus, denn die Tage sind böse!“ Das heißt, wir müssen die Zeit ausnützen wir müssen mit der Zeit etwas anfangen, wir müssen die Zeit gebrauchen, um hier im Diesseits unsere Aufgabe zu erfüllen. Die Heiligen waren die größten Jenseitsgläubigen, aber sie haben bei Tag und Nacht nach Gottes Willen geforscht und ihn erfüllt. Sie waren auch die sorgsamsten Arbeiter im Diesseits, gerade weil sie auf das Jenseits hofften.

Der religiös-sittliche Hochstand eines Menschen hängt auch von seiner naturhaften Begabung ab, hängt auch davon ab, was er mit seiner naturhaften Begabung macht, wie er mit seinem Körper, wie er mit seinem Geist, wie er mit den Kräften des Körpers und des Geistes umgeht. Es ist eben nicht gleichgültig, wie wir unser Leben gestalten, was wir in unserer Arbeit vollbringen, was wir in unserem Beruf leisten, was aus unserer Familie wird, was aus unseren Kindern wird. Das ist nicht gleichgültig; das darf uns nicht teilnahmslos lassen.

Vor vierzehn Tagen, meine lieben Freunde, ging eine Meldung durch die Mainzer Allgemeine Zeitung, die, wer sie gelesen hat, wahrscheinlich alle überrascht hat. In Langenhain bei Hofheim wurde eine Mutter vorgestellt, die siebzehn Kindern – siebzehn Kindern! - das Leben geschenkt hat. Alle siebzehn Kinder haben das Abitur gemacht, und dreizehn von ihnen haben ein Studium absolviert. Sie sagte selbst: „Ich bin oft gefragt worden: Wie haben Sie das gemacht?“ Ja, vermutlich im Vertrauen auf Gott, in der Hingabe an seinen Willen. Diese Frau hat es verstanden, daß es im Leben nicht darauf ankommt: Was bietet mir das Leben? sondern: Was mache ich aus meinem Leben? Das ist das Entscheidende: was wir aus unserem Leben machen, nicht was uns das Leben bietet an Genüssen und Erfüllungen und Freuden. Nein, wir müssen, weil uns das Leben des Diesseits aufgegeben ist als Vorbereitung für das Jenseits, aus unserem Leben etwas machen, etwas Großes, etwas Schönes, etwas Kostbares. Das irdische Leben ist eine Vorbereitung auf das Jenseits.

Aber es ist nicht bloß ein Durchgang, es ist nicht bloß eine Wartezeit. Gott gibt keine Aufträge, die in sich nutzlos und wertlos sind, sondern er will, daß wir auch hier auf Erden aus unserem Leben etwas Großes und Wertvolles und Kostbares machen. Deswegen müssen wir als zweites sagen: Das irdische Leben ist nicht nur eine Verheißung, es ist auch eine Erfüllung. Wir haben hier einen Auftrag, den wir erfüllen müssen. Wir müssen nämlich das Leben, das irdische Leben, zu zweierlei machen: zu einer Offenbarung des Geistes und zu einer Heimstätte der Liebe.

Das irdische Leben wird dann eine Erfüllung sein, wenn wir es zu einer Offenbarung des Geistes machen. Was heißt das? Nun, Gott hat ja seine Welt so geschaffen, daß sie noch nicht fertig ist. Er will uns daran beteiligen, sie fertig zu machen, sie zu gestalten, und deswegen gab er von Anfang an den Auftrag, die Erde zu bebauen und zu bewachen. Das Paradies war kein Schlaraffenland, sondern auch damals wurde gearbeitet, freilich ohne die Erfolglosigkeit und die Nutzlosigkeit, die manchmal unserer Arbeit hier anzuhaften scheint. Also, wir haben die Erde zu bebauen, wir haben die Geheimnisse zu erforschen, wir haben die Abgründe zu beherrschen. Das sind die Aufgaben, die Gott uns für das Diesseits stellt. Wir sollen mit unserem Geiste die Welt durchdringen, und das hat die Menschheit seit Jahrtausenden getan. Was war das eine Entdeckung, meine lieben Freunde, als die Menschen das Rad erfunden haben! Das Rad, mit dem man einen Wagen bauen kann! Eine unglaubliche Entdeckung des menschlichen Geistes. Kein Affe und kein Fisch hat jemals ein Rad erfunden, aber der Mensch

hat das Rad erfunden. Und dieser einfachen Erfindung folgten Tausende und Abertausende nach. Der Mensch hat verstanden, sich die Elektrizität nutzbar zu machen; er weiß um die Kräfte, die im Erdinneren schlummern, die herausgeborgen werden als Erdgas oder Erdöl, die dann Maschinen treiben. Wahrhaftig, das ist eine Offenbarung des Geistes – näherhin des Geistes Gottes! Denn er hat ja den menschlichen Geist geschaffen. Er hat ihm die Fähigkeiten eingesenkt, die Erde zu erforschen und zu beherrschen. Wenn also der Mensch diesen Auftrag vollzieht, dann verherrlicht er damit Gott, dann nimmt er teil am Schöpfungswerke Gottes, dann wird er ein Teilhaber des Schöpfers an seinem Werke. Wahrhaftig, Gott ist immer noch am Schaffen, und er tut es durch uns, durch die Kräfte unseres Geistes. Und ein jeder von uns soll auf seinem Platz, in seinem Beruf, in seiner Lebensarbeit daran teilnehmen. Das ist nicht gleichgültig, das ist unsere unerläßliche Aufgabe, die wir um Gottes willen, zu seiner Verherrlichung erfüllen sollen. Dieser Hymnus auf Gott, den wir mit unserer Arbeit singen, ist wertvoll und groß. Niemand denke geringschätzig von der irdischen Lebensarbeit, wo immer er sie auch vollziehen mag.

Wir erfüllen also unsere Diesseitsaufgabe, indem wir mit unserem Geiste arbeiten und durch den Geist die Arbeit unserer Hände lenken. Wir erfüllen aber auch unsere Diesseitsaufgabe, indem wir der Liebe eine Heimstätte bereiten, der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menschen. Gott ist die Liebe, und Christus ist erschienen, um uns die Liebe zu lehren. Wir sollen diese Liebe uns angelegen sein lassen. Wir sollen als Kinder Gottes zusammenleben. Das Schönste, was über die Menschen und ihr Zusammenleben im Neuen Testament steht, das heißt: „Sie waren ein Herz und eine Seele.“ O, wenn das doch aus unseren Familien, aus unserer Nachbarschaft, aus unserer Bekanntschaft, aus unserem Volke werden könnte: ein Herz und eine Seele! Ein Herz und eine Seele. O, wenn das doch werden könnte! Dann würde wahrhaftig die Erde ein Paradies, ein Paradies, ein Himmel auf Erden, eine wahre Heimstätte der Liebe. Dann könnten wir dankbar und froh dieses Leben ertragen, wenn die Liebe in uns aufblühen würde, wenn einer und der andere sich gegenseitig die Liebe schenken. Dann würde es hell werden, so dunkel es auch in unserem Leben aussehen mag, die Liebe macht es hell. Es würde hell werden an manchem dunklen Punkt, an den Abgründen der Erde, im Elend des Lebens. Es würde hell werden. Und wenn wir durch die Liebe dahin kämen, daß wir alle dankbar und froh dieses Leben tragen, dann wäre wahrhaftig der Auftrag, den wir für unser Diesseits haben, erfüllt; dann haben wir aus dem Diesseits etwas gemacht.

Die beiden Aufgaben, den Geist zu offenbaren und die Liebe zu offenbaren, ergänzen sich gegenseitig. Es muß Menschen geben, die vor allem das erste auf sich nehmen, nämlich forschen, suchen und auf diese Weise in die Geheimnisse der Erde eindringen. Das sind die großen Stürmer und Dränger, die die Zeitgenossen vielleicht beunruhigen, die aber als die Giganten des Geistes in die Geschichte eingehen. Solche Menschen muß es geben. Aber noch größer als sie sind diejenigen, die der Liebe eine Heimstätte bereiten. Sie sind die Gottesengel, die Gott auf die Erde herabrufen. Sie sind nicht nur eine Brücke zwischen Diesseits und Jenseits, sondern sie sind es, die das Jenseits in das Diesseits hineinziehen. Sie leben im Tränental, als ob sie schon im Himmel wären, weil sie in der Liebe Gottes fest gegründet sind. Sie tragen den Himmel in sich, weil sie Gott in sich tragen. In diesen Menschen der Liebe, der heroischen Liebe, der selbstvergessenen Liebe, in diesen Menschen ist die Spannung zwischen Diesseits und Jenseits erfüllt. In diesen Menschen ist sie deswegen erfüllt, weil sie den Himmel auf die Erde herabziehen, weil sie Gott gleichsam von neuem Mensch werden lassen in ihrer Liebe. Siehe da, das Zelt Gottes steht schon mitten unter uns.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Natur und Übernatur (4)

(Über das Spannungsverhältnis zwischen Körper und Geist)

23.03.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.
Geliebte im Herrn!

Es ist unsere alltägliche Erfahrung, daß Körper und Geist zwei Herren sind, zwei Herren, die über uns herrschen wollen. Wir spüren den Gegensatz zwischen Körper und Geist, und wir spüren ihn alle Tage. Wir merken, daß Kräfte in uns sind, die sich widerstreiten, und wenn wir um uns schauen und vielleicht in uns schauen, so finden wir diese Erfahrung bestätigt. Die bequemen Genießer, die aus dem Küchenzettel einen Lebensinhalt machen, haben noch selten etwas beigetragen zum Geistesleben und zu der Ideenwelt der Menschen. Und umgekehrt, die Geistesmenschen, die Diener des Geistes, haben häufig ihren Leib vor der Zeit aufgebraucht und verzehrt, weil eben ein Feuer in ihnen glühte, das sie verbrannte.

Dieser Gegensatz zwischen Körper und Geist ist von vielen Menschen schmerzlich empfunden worden. Sie haben es als eine Tragik und als ein Rätsel angesehen, daß dieser Zwiespalt im Menschen ist, und das Volk, das am tiefsten in die menschliche Seele hineingeschaut hat und das den menschlichen Körper am vollkommensten dargestellt hat, nämlich das griechische Volk, dieses Volk hat auch den Zwiespalt zwischen Geist und Körper am deutlichsten empfunden. Die großen Denker der Griechen kamen dazu, das leibliche Leben als beschämend und niederdrückend anzusehen und als Abfall, ja als Sündenfall der menschlichen Kreatur. Nun gehört ein gewisses Maß an Körperpflege, an Körperkultur zu einem gesitteten Leben, zu einem menschenwürdigen Dasein; daran besteht gar kein Zweifel. Aber die Kirche hat eine tausendjährige Erfahrung mit diesem Zwiespalt zwischen Körper und Geist. Sie hat deswegen auch immer die Spannung empfunden, die zwischen Körper und Geist besteht, und nach einem Ausgleich gesucht für diese Spannung. Sie hat ein Mißtrauen gegen eine allzu betonte Körperpflege, gegen eine allzu große Sorgfalt, die auf den Körper gewendet wird, bekundet. Und ihre großen Heiligen, vor allem die mittelalterlichen Heiligen, haben den Körper durch das Übermaß ihres Betens und Büßens, ihres Werkens und Schaffens ermüdet, ja beschädigt und zerstört. Die Kirche hat gewußt, daß alles Körperliche in Unterordnung und Dienstbarkeit unter den Geist gehalten werden muß. Gewiß hat die Kirche nicht den Pessimismus der Griechen geteilt, denn sie wußte, daß der Leib eben ein Geschöpf Gottes ist. Aber sie hat davor gewarnt, das Leibliche, das Körperliche vor den Geist zu stellen und über den Geist zu stellen. Es sind deswegen drei Sätze, meine lieben Freunde, die wir uns merken müssen, wenn wir das Verhältnis von Körper und Geist, von Körperkultur und Geistespflege in eins bringen wollen. Diese drei Sätze lauten: Das Körperliche hat einen eigenen Willen, es hat eine eigene Macht und es hat einen eigenen Wert.

Das Körperliche hat einen eigenen Willen. Wir spüren ja die Triebe, die Leidenschaften, die Bestrebungen unseres Körpers in uns, die dem Geist widerstreben, die ihre eigene Richtung suchen ohne Rücksicht auf das Gesamtleben und ohne Rücksicht auf den Geist. Das Tier hat dieselben Triebe mit uns gemeinsam, also Nahrungsaufnahme, Erhaltung des Lebens, Fortpflanzung, aber im Tier sind die Triebe oder Instinkte geordnet. Das Tier kann nicht anders leben, als es leben muß. Im Tier ist eine Beschränkung der Triebe von Natur aus vorgesehen. Das Tier stößt an innere und äußere Schranken, die es nicht überschreiten kann und nicht überschreiten will. Anders der Mensch. Beim Menschen ist eine solche Schranke nicht durch seine körperliche Verfaßtheit gegeben. Im Menschen ist eine bloße biologische Einordnung in das Weltganze nicht möglich, sondern der Mensch muß die Kräfte seines Körpers, die Kräfte seines Leibes mit der Macht seines Geistes und seiner Vernunft bändigen. Seine Bedürfnisse, also Nahrungsaufnahme, Erhaltung, Fortpflanzung, müssen durch die Regeln und Ge-

setze des Geistes geordnet werden; denn wenn er die körperlichen Kräfte ungeordnet und wild gewähren läßt, dann zerstören sie ihn, zerstören sein Leben, zerstören das Verhältnis mit den übrigen Kreaturen, vor allem mit den übrigen Menschen. Der Mensch kann auch körperlich nur bestehen, wenn er geistig lebt. Wenn er das nicht tut, dann richtet er sich zugrunde. Deswegen muß das körperliche Leben dem Geist unterworfen werden; es muß dem Geiste dienstbar gemacht werden. Das Wichtigste ist nicht, daß wir flink wie Windhunde oder hart wie Stahl oder zäh wie Leder werden, wie Adolf Hitler sagte. Das Wichtigste ist, daß wir einen geistigen und sittlichen Hochstand erreichen, daß wir geistig erleuchtete und sittlich geformte Wesen werden. Und zu diesem Zweck muß die Kraft des Körpers eingesetzt, muß die Kraft des Leibes aufgebraucht werden.

So ergibt sich die Aufgabe, daß wir die Kräfte des Körpers, die Triebe und Instinkte unseres Leibes einordnen in eine geistige Zucht, in die geistigen Lebenszwecke. Die Gesundheit, die Schönheit, die Kraft des Körpers sind von Gott gegeben, aber sie haben den einen Zweck, nämlich dem Bedürfnis des Geistes zu dienen. Wir dürfen Körperpflege betreiben, wir dürfen Sport treiben, wir dürfen uns des Wassers und der Luft erfreuen; aber alles das hat nur dann seinen Wert, wenn wir als geistige Menschen leben. Die bloße Ausbildung von Muskelstärke ist in sich kein Wert. Im Gegenteil, wenn unter der Ausbildung des Körpers die seelische Feinheit leidet, wenn die körperlichen Instinkte die geistigen Betätigungen überwuchern, wenn es soweit kommt, daß das körperliche Leben zur sittlichen Entartung führt, dann fallen wir zurück in vormenschliche, in untermenschliche Stufen, dann sind wir dekadent und richten uns selbst zugrunde.

Der Körper hat seinen eigenen Willen. Er hat aber auch zweitens seine eigene Macht. Die Macht, die im Körper ist, läßt sich in zwei Worte zusammenfassen: Lust und Angst, Lebenslust und Lebensangst. Wir alle wissen, zu welchen entsetzlichen Tiefen diese Triebe führen können, und deswegen müssen schon die allerersten Regungen des körperlichen Lebens geformt, beherrscht und eingeordnet werden. Der kleinste Schritt vom rechten Wege hat die Neigung, immer größere Schritte nach sich zu ziehen. Der geringste Fall setzt sich mit beschleunigter Geschwindigkeit fort. Darum müssen wir darauf achten. Das körperliche Leben hat die Eigenart der Unersättlichkeit. Je mehr Aufmerksamkeit man ihm schenkt, um so aufdringlicher wird es. Ein Mensch, der zu viel Blick auf das körperliche Leben verwendet, wird allmählich blind für das Geistige und Geistliche. Das ist die Wurzel so manchen Abfalles vom Glauben und von unserer Kirche. Wenn Menschen zu sehr dem körperlichen Genuß, dem Essen, dem Trinken, dem Geschlechts genuß ergeben sind, dann verlieren sie das Gespür für das Geistige und Göttliche.

Der übertriebene Körperkult vermag den Geist in Fesseln zu schlagen. Je mehr man den Ansprüchen des Körpers nachgibt, um so größer werden sie. Immer mehr, immer mehr, das ist sein ewiger Rhythmus. Darum muß gegenüber der Aufdringlichkeit des Körperlichen eine Anspruchslosigkeit in uns Platz greifen, eine Anspruchslosigkeit der leiblichen Bedürfnisse. Die großen Forscher, die großen Helden, die großen Entdecker, die großen Heiligen waren alle Meister der Enthaltensamkeit. Sie haben die körperlichen Bedürfnisse auf ein Mindestmaß beschnitten. Sie hatten nicht viel Zeit und nicht viel Interesse, um für das leibliche Leben zu sorgen, und so sind sie natürlich – das muß man dazusagen – vor der Zeit aufgerieben worden. Mir sagte einmal ein Herr: „Wenn ich mich nicht mehr mit meiner Frau vergnügen kann, dann habe ich überhaupt nichts mehr vom Leben.“ Meine lieben Freunde, es ist tatsächlich so, daß viele Menschen glauben, daß sie nichts vom Leben haben, wenn sie nicht die körperlichen Genüsse sich zuführen können. Sie vergessen, daß der Mensch nicht von der Lust und vom Genuß lebt, sondern vom Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Sie vergessen, daß auch der etwas vom Leben hat, der geistigen Idealen nachlebt. Wer eine Idee in sich trägt, wer einem Gotte dient, wer vor einem Kreuzbild kniet, wer einem anderen Menschen selbstlos dient, der hat etwas vom Leben. Die Erfahrung lehrt, daß die Ansprüche des Körperlichen zurückgehen, je mehr die Kraft des Geistes wächst. Je geistiger ein Mensch lebt, um so leistungsfähiger wird auch sein Körper. Die leistungsfähigsten Menschen waren niemals die ausgebildeten Muskelmenschen, sondern das waren diejenigen, die für einen Gedanken, für ein Volk oder für einen Gott lebten und für ihn starben. Das waren die leistungsfähigsten Menschen. Die Übermacht der körperlichen Bedürfnisse und der körperlichen Leiden stellt sich dort ein, wo der Körper über den Geist zu herrschen beginnt.

Der Geist und der Körper sind Gegensätze, das ist gar keine Frage; denn der Körper hat seinen eigenen Willen, er hat seine eigene Macht, er hat aber auch seinen eigenen Wert. Er ist nicht bloß ein Bleigewicht, das uns anhängt mit seinen ständigen Bedürfnissen, mit dem Frondienst, den wir ihm täglich leisten müssen. Er ist auch nicht das Gefängnis der Seele, wie die Griechen meinten. Nein, der Leib ist der gute Kamerad des Geistes; er ist sein wundervolles Werkzeug; er ist sein getreuer Diener. Der menschliche Körper ist das feinstorganisierte Gebilde, das es gibt unter allen Körpern auf dieser Erde. Das macht seine Eigenart und seine Kostbarkeit aus. Er ist mit einer Schönheit begabt wie sonst kein irdischer Körper und mit einer Kraft wie kein Tierkörper; kein Tier kann so viel aushalten wie ein Mensch. Deswegen ist der Körper von hohem Wert für den Menschen. Er ist eine Kostbarkeit, und diesen Wert sollen wir erhalten, vermehren und verschenken. Wir können den Körper in den Dienst unseres Geistes stellen, indem wir anderen helfen, indem wir für sie arbeiten, indem wir uns abmühen. Das ist wahrhaftig Dienst des Körpers unter der Herrschaft des Geistes. Ja noch viel mehr: Wir können den Körper zum Werkzeug unserer Liebe machen. Wir haben vor einem Jahre von der schenkenden Liebe gesprochen, die zwischen Gatten möglich und hoffentlich auch wirklich ist. Die Menschen, die Gatten, welche die schenkende Liebe haben, können ihren Leib als kostbare Gabe dem anderen überantworten, als Ausdruck und Symbol ihrer Liebe. Das ist etwas Großes und Gewaltiges, auch vor Gott. Aber noch darüber steht die dienende Liebe, die dienende Liebe, die den Körper hingibt für die anderen. „Niemand hat eine größere Liebe als der, der sein Leben hingibt für die Seinen.“ Und das eben, meine lieben Freunde, hat unser Herr und Heiland uns vorgelebt. Wenn wir Weihnachten den Körper des kleinen Kindleins betrachten in der Krippe, dann wissen wir, in diesem Körper war die höchste Geisteskraft mit der besten Körperkultur vereinigt. Und von Anfang an steht über diesem Leben, über diesem körperlichen Leben auch, der Satz: „Siehe, einen Leib hast du mir bereitet, ich komme, ihn dir zu opfern für die Menschen.“ Und so hat er am Ende seines Lebens einen Segen über seinen Leib gesprochen. Der schönste Segen, der je über einen Leib gesprochen wurde, ist der Segen des Abendmahles, und dieser Segen heißt: „Nehmet hin und esset – und lebet davon - das ist mein Leib. Er ist die Erlösung der Welt, denn er wird für euch hingegeben.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Natur und Übernatur (5)

(Über das äußere und das innere religiöse Leben)

30.03.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.
Geliebte im Herrn!

Religiöse Menschen haben gewöhnlich eine Scheu, von ihren religiösen Erlebnissen zu sprechen. Sie meinen, daß das Allerheiligste auch das Allerheimlichste sein müsse. Nun ist aber die Außenwelt da, und sie bedarf der Religion, sie bedarf des höchsten Lebens, das es überhaupt gibt, nämlich des religiösen Lebens. Sie ist auf die Religion angewiesen. Deswegen darf die Religion nicht im Inneren verschlossen bleiben. Die Religion muß nach außen dringen, weil sie nämlich das Äußere durchdringen soll. Und so hat ja auch unser Herr und Heiland uns angewiesen. Er sagt auf der einen Seite: „Wenn du beten willst, dann geh in dein Kämmerlein, schließe die Tür und bete zu deinem Vater, der im Verborgenen sieht!“ Andererseits aber sagt er, daß wir unser Licht leuchten lassen sollen vor den Menschen: „Die Leute sollen eure guten Werke sehen, damit sie den Vater im Himmel preisen.“ Der Herr betont einerseits die Innerlichkeit des Reiches Gottes: Das Reich Gottes ist in gewisser Hinsicht in euch; aber zugleich ist die Kirche, das Organ des Reiches Gottes, etwas Äußeres, eine Stadt auf dem Berge, die man sehen soll. Man zündet ja kein Licht an, um es unter den Scheffel zu stellen, sondern auf den Leuchter, damit es allen leuchte, die in dem Hause sind. „So soll euer Licht leuchten vor den Menschen.“

Wir müssen also Innerlichkeit des Religiösen und Nach-außen-Dringen vereinen. Das Äußere muß vom Inneren geprägt sein, und das Innere muß das Äußere gestalten. Wir können deswegen das Thema unserer Überlegungen in zwei Sätze fassen, nämlich erstens: Das Äußere und Sichtbare muß aus dem Inneren strömen, und zweitens: Das Äußere und Sichtbare muß zum Inneren hinführen. Äußerlichkeit und Innerlichkeit gehören zusammen. Sie lassen sich nicht auseinanderreißen.

In der Tat, meine lieben Freunde, alles, was uns innerlich bewegt, das will auch nach außen dringen. Wenn wir eine Empfindung haben, dann wird sie sich in unserem Gesicht, in unseren Zügen abzeichnen. Unser Wille will sich in der Tat bewähren; unsere Liebe will sich in dem Liebeserweis zeigen. So ist es auch mit dem Religiösen. Wenn wir beten, dann muß sich die Gebetsinnerlichkeit auch im Äußeren kundtun. Auch wenn man im Kämmerlein betet, wird man eine Gebetshaltung einnehmen, man wird die Hände falten, man wird die Knie beugen, man wird nach oben schauen. Irgend eine Äußerung wird sich aus der religiösen Innerlichkeit fast notwendig ergeben. Das Innere muß sich im Äußeren ausdrücken. Man kann nicht bei Gott sein, wenn nicht dieses Bei-Gott-Sein im Äußeren sich zeigt. Wenn jemand seine Gebetsstunde gehalten hat, dann kann er nicht wieder wie ein profaner Mensch herumlaufen, dann muß etwas von dem gewaltigen Ernst, von der Ehrfurcht, von der heimlichen Freude, die er im Gebet empfunden hat, nach außen dringen. Oder denken wir an den Empfang der heiligen Kommunion. Das ist ja das Innerlichste und Tiefste und Geheimnisvollste, was der Menschenseele widerfahren kann. Ein Mensch, der wirklich Kommunionandacht gehalten hat, der sich wirklich mit seinem Gott und Heiland vereinigt hat, der kann nicht wieder hingehen und ein eifersüchtiger und eigensüchtiger, ein boshafter und launischer Mensch sein, sondern er muß zeigen, daß er auf einem heiligen Berge gewesen ist und daß etwas vom Glanz dieser Begegnung mit Gott in seinem Leben weiterwirkt. Das Äußere und Sichtbare muß tatsächlich aus dem Inneren und Innerlichen strömen.

Da ist natürlich ganz notwendig auch, daß die innere Welt sich im äußeren Tun und Handeln ausdrückt, daß man keine Ruhe findet, bis nicht unser äußeres Tun vom Inneren durchdrungen ist. Der heilige Paulus sagt: „Alles, was ihr tut, ob ihr eßt oder trinkt, soll alles zur Ehre Gottes geschehen.“

Wenn schon so profane Dinge wie Essen und Trinken sich zur Ehre Gottes vollziehen sollen, dann erst viel mehr unsere Kultur, unsere Wirtschaft, unsere Politik; sie muß aus dem Inneren strömen. Die Werke der Menschen, die diese Gebiete betreiben, müssen aus dem Inneren strömen, damit wirklich die Gebiete der Kultur, der Wirtschaft und der Politik durchdrungen werden von der einen Absicht, zur größeren Ehre Gottes zu wirken. Der Mensch lebt eben nicht vom Brote allein, er lebt von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Darum kann der Mensch auch keine Ruhe finden, bis er nicht das äußere Leben vom Inneren durchdrungen hat. Er muß die Welt gestalten, wie es ihm seine Verbundenheit mit Gott eingibt. Er muß das Leben führen, wie es sich aus den Geboten, die Gott ihm zuspricht, mit Notwendigkeit ergibt. Wir haben es gar nicht in unserer Freiheit, ob wir religiös leben wollen oder nicht: wir müssen religiös leben, denn die Menschheit kann nicht menschlich leben, wenn sie nicht übermenschlich durchwirkt ist. Sie kann die Erde nicht behaupten, wenn sie nicht zum Himmel aufschaut. Sie kann die Zeit nicht erfüllen, wenn sie nicht die Ewigkeit vor sich hat.

Dann muß natürlich auch die äußere Welt sich von dem Inneren erfüllen lassen. Das Äußere, die profane Außenwelt, ist wertlos, ist sinnlos, wenn sie nicht von der Innerlichkeit erfüllt ist. Was wir äußerlich tun, das muß aus einer inneren Welt strömen, die Gott in uns aufgebaut hat, auch im religiösen Leben. Alle Seelsorge, alle Vereinsarbeit, alle Verbände, alle Prozessionen, alle Wallfahrten haben nur soviel Zweck und Sinn, als sie aus dem Inneren strömen. Das Äußere nützt nichts, wenn es nicht von der Innerlichkeit durchwirkt ist.

Nun wissen wir ja, daß Christus mit seiner Gnade die Kirche und ihre Veranstaltungen, vor allem ihre Sakramente und ihren Wortdienst, mit seiner Kraft erhält und stärkt. Aber das genügt nicht. Auch wir müssen mit unserer Innerlichkeit das erfüllen, was wir äußerlich tun. Ich habe es einmal erlebt, wie das Gespräch auf das Gebet in der Familie kam und ein Kind sagte: „Unser Vater tut ja bloß so, als ob er beten würde, er tut ja bloß so.“ Das heißt, er ist innerlich nicht dabei. Wie ist das erschreckend, wenn ein Kind das von seinem Vater sagen muß! Er tut ja bloß so! Nein, meine lieben Freunde, unser ganzer Kirchendienst, unsere Caritas, unser Beten, unser Opfern muß durchwirkt sein von der Innerlichkeit, muß eine Offenbarung unseres Gottsuchens, unseres Gottliebens, unseres Kampfes mit Gott und um Gott sein. Nur so ist es wahrhaft Ausdruck des Inneren.

Das Äußere und Sichtbare muß aus dem Inneren, aus der Innerlichkeit strömen. Das Äußere und Sichtbare muß aber auch zur Innerlichkeit führen und den Weg zur Innerlichkeit weisen. Wir wissen aus der Erfahrung, daß ein schöpferischer Mensch erst dann seine volle Befriedigung findet, wenn die inneren Gesichte, die er hat, sich äußerlich niederschlagen. Ein Forscher, der ein Buch schreibt, ist erst dann von seiner inneren Bedrängnis, nämlich etwas auf die Welt zu bringen, befreit, wenn das Werk geschaffen ist. Ein Künstler, der etwas formt, hat erst dann seine volle Erfüllung, wenn er das Werk mit seinen Händen geschaffen hat. Ein Komponist ist erst dann zufrieden, wenn die Klänge, die im Inneren seiner Seele rauschen, nach außen zu Papier gebracht sind und durch die Aufführung ihm hörbar werden. So ist es auch mit der Religion; auch die Religion, auch die religiösen Äußerungen wirken zurück auf das Innere. Sie stärken das Innere, sie stärken die Innerlichkeit. Jedenfalls sind sie dazu geeignet und auch dazu berufen. Im Händefalten, im Kniebeugen, in der äußeren Haltung unseres Körpers drücken wir die Ehrfurcht aus, und diese äußere Ehrfurcht wirkt wieder zurück auf die innere Ehrfurcht. Die Ehrfurcht, die wir äußerlich zeigen, baut die innere Ehrfurcht zu ihrem Teile auf. Das ist auch der Grund, warum Ehrfurcht und Glaube so tief verbunden sind. Meine lieben Freunde, wo die Ehrfurcht fällt, da fällt bald der Glaube hinterher. Wo die äußeren Zeichen der Ehrfurcht unterlassen werden, da ist der Glaube in großer Gefahr. Deswegen, wir hängen nicht an Äußerlichkeiten, wenn wir eine bestimmte Form des Kommunionempfanges vorziehen, wir hängen nicht an Äußerlichkeiten, sondern wir wissen um den unlösbaren Zusammenhang zwischen dem äußeren Verhalten und der inneren Gesinnung.

Wir sehen, wenn wir den Zusammenhang zwischen Äußerem und Innerem nicht wahren, dann leidet das Innere Schaden. Das Äußere muß zum Inneren hinführen. Die äußere Praxis ist geeignet, das Innere zu befruchten, zu stärken und zu erhalten. Es ist überhaupt ein Grundsatz: Der sicherste Weg zum religiösen Glauben ist die religiöse Praxis. Der sicherste Weg zur religiösen Überzeugung ist das religiöse Leben. Der Martyrer wird erst im Martyrium voll seiner Glaubensgewißheit sicher, und der-

jenige, der aus dem Glauben lebt, der empfindet auch den Glaubenstrost und die Glaubensfreude und die Glaubensgewißheit.

So ist es also bedeutsam, daß das Äußere ein Wegweiser zum Inneren ist. Wenn wir am Karfreitag erleben, wie wir vor dem Kreuze, vor dem sich enthüllenden Kreuze niederfallen, dann wissen wir, daß das Kreuz das Zeichen ist, in dem unser Herr und Heiland die Welt erlöst hat. Wir fallen nieder schuldbewußt, denn um unseretwillen ist er am Kreuz gehangen. Wir fallen nieder dankbar, weil er durch sein heiliges Kreuz uns erlöst hat. Wir fallen nieder voll Anbetung, weil der, der am Kreuze hängt, der leibhaftige, der leibhaftig gewordene Gottessohn ist. Diese Zeichen, diese äußeren Zeichen führen uns zum Inneren. Und ähnlich ist es bei der heiligen Kommunion. Wenn wir da die Gestalten von Brot und Wein sehen, dann wissen wir, daß Jesus unsere Nahrung sein will, daß er uns kräftigen will, daß er uns heilen will. Diese äußeren Gestalten erinnern uns daran, daß er das Brot des Lebens ist, das Brot des ewigen Lebens, das jetzt schon beginnt und das sich einmal vollenden wird, wenn die Hüllen fallen.

Wir sehen also, meine lieben Freunde, wir haben eine große Verantwortlichkeit für das, was wir mit unserer Religion auch äußerlich machen. Das religiöse Leben, das wir führen, soll nach außen dringen, nicht reklamehaft, daß man sich an die Ecken stellt und sich seiner Frömmigkeit rühmt. Aber ein wirklich religiöser, ein wirklich überzeugter Mensch wird ohne jede Bemühung auch sein religiöses Leben nach außen dringen lassen. Man wird es ihm ansehen, daß er ein religiöser Mensch ist, man wird es ihm ansprechen, denn er wird wärmend, erhellend und begeisternd auf seine Umwelt wirken. Und ebenso: Ein ungläubiger, ein haltloser, ein gleichgültiger und gottfremder Mensch, der wird zerstörend auf die Umwelt wirken. Da sehen wir also, welche Aufgabe wir haben. Wir sollen auf unsere Umwelt aufbauend und erhellend wirken, nicht zerstörend und nicht verdunkelnd. Es soll Licht von uns ausstrahlen und nicht Finsternis. Wir sollen Menschen sein, die mit ihrem Wandel Gott Ehre eintragen. Die Ehre Gottes, die Ehre der Kirche ist in unsere Hand gelegt. Von uns hängt es ab, ob die Menschen durch uns hindurch zu Christus finden, oder ob sie ihn nicht finden. Von uns hängt es ab, ob sie die Kirche schätzen oder ob sie sie verachten. Von uns hängt es ab, ob sie das ewige Leben durch uns gewiesen bekommen oder nicht.

Diese ungeheure Verantwortung liegt auch auf der Kirche. Auch die Kirche soll erhebend, tröstend, stärkend auf die Menschen einwirken, sonst haben alle ihre Gotteshäuser, ihre Farben und Gewänder, ihre Prälaten und Bischöfe und Kardinäle keinen Sinn, wenn sie nicht Wegweiser sind zu Gott, wenn sie nicht durch ihr Leben und durch ihr Wort und vor allem durch ihr Beispiel zeigen, welches der Weg ist, den Gott uns weisen will. All das, was wir eben überlegt haben, läßt sich zusammenfassen in dem einen Wort: „Ihr sollt meine Zeugen sein!“ Ja, das ist es: Zeugen sollen wir sein. Wir sollen für etwas aussagen, wir sollen für etwas stehen, man soll es an uns ablesen können, wie Gott ist, wie seine Kirche ist, wie seine Religion ist. Ein Hall soll von uns ausgehen und ein Licht, und dieser Hall und dieses Licht sollen sein für Jesus, für das Heil der Seelen, für den Heiligen Geist, für das ewige Leben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Natur und Übernatur (6)

(Über das Verhältnis von Leistung und Gnade)

06.04.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Heiland Jesus Christus fordert uns auf zum Bittgebet: „Bittet, und es wird euch gegeben werden. Alles, was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, wird er euch geben.“ Die Kirche hat diese Mahnungen ernst genommen. Es ist fast so weit gekommen, daß die Christen hauptsächlich und nur noch Bittgebete sprechen, daß sie weitgehend das Loben und Danken vergessen. Wie immer es aber um das Bittgebet bestellt sein mag, es erhebt sich immer wieder die schwere, dunkle Frage nach dem Erfolg des Bittgebetes. Werden wir denn erhört? Ja, es stellt sich noch eine weitere Frage ein, nämlich nach dem Sinn und Zweck des Bittgebetes. Wäre es nicht besser, wir würden selbst Hand anlegen, statt Hilfe von oben zu erwarten? Gibt es nicht das mißverständliche Wort: „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“?

Vor einiger Zeit führte der Südtiroler Bergsteiger Reinhold Meßner ein Gespräch mit einem anderen Bergkameraden, und der andere, der hohe Berge bezwungen hatte, sagte: „Ich hätte es nicht geschafft ohne die Hilfe Gottes.“ Da hat ihn Meßner ausgelacht: „Du hättest es genauso geschafft, auch wenn du nicht an Gott geglaubt hättest.“ Denn Meßner ist ein Ungläubiger.

Wie steht es also mit dem Verhältnis von Leistung und Gnade? Wie verhalten sich unsere Anstrengungen und die Hilfe von oben zueinander? Wir haben ein hehres Vorbild dieses Verhältnisses. Es gab einmal eine Frau, eine selige Frau, die Schönste von allen unter den Frauen, genannt Maria, und sie hat in ihrem Leben etwas geleistet. Sie war eine Magd des Herrn, und sie hat unter dem Kreuze gestanden, und sie hat ihrem Gott gedient. Aber bevor das alles war, bevor sie die Magd des Herrn war, bevor sie unter dem Kreuze stand, hat Gott sie begnadet. Gott ist ihr gleichsam vorausgelaufen mit seiner Gnade, auf daß sie in der Gnade sprechen konnte: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach deinem Worte.“ So wollen wir also heute überlegen: Wie verhalten sich denn Leistung und Gnade zueinander? Wir wollen dieses Verhältnis in einer dreifachen Hinsicht betrachten, nämlich erstens den Wert der Leistung, zweitens den Wert der Begnadung und drittens den Wert des Zusammenseins von Leistung und Begnadung.

Daß die Leistung einen Wert hat, wissen wir. Sie macht ja im wesentlichen unsere Persönlichkeit aus. Das gehört zu den unverlierbaren Errungenschaften unseres Geisteslebens, daß es nicht davon abhängt, wo einer herkommt, welche soziale Stellung er hat, ob er Besitz oder Reichtum angesammelt hat, was die Menschen von ihm halten. Das alles ist unerheblich gegenüber dem Wert seiner Persönlichkeit, gegenüber dem, was er kann und will und leistet. Die Leistung macht den Wert einer Persönlichkeit aus. Was einer aus sich herausholt, was er aus sich macht, das ist entscheidend, danach beurteilen wir die Menschen, und das ist auch das einzige, was wir eigentlich besitzen: den freien Willen und die Kraft dieses Willens, mit dem wir etwas schaffen und leisten. Das muß selbst Gott anerkennen. Gott muß sagen: Das ist dein Wille; das ist deine Leistung; das ist deine Tat. Und das wird in Ewigkeit uns nicht genommen werden.

In diesem Sinne, meine lieben Freunde, gilt das Wort aus der Nachfolge Christi: „Du wirst im Guten nur soviel vorankommen, als du dir selbst Gewalt antust.“ Ja, wahrhaftig, es muß in uns ein Wille aufstehen, und dieser Wille muß zu einer Leistung führen, und durch diese Leistung müssen wir etwas schaffen und erreichen und erzwingen. Wir müssen etwas herausholen aus uns. Wer das nicht tut, der

mindert den Wert seiner Persönlichkeit. Von den Kräften, Anlagen, Auswirkungen unseres Willens und unseres Schaffens hängt tatsächlich der Wert unserer Persönlichkeit ab.

Aber das ist nicht das einzige. Es gibt neben der Welt der Leistung auch die Welt der Begnadung. Wir sind ja nicht allein auf dieser Welt, sondern wir sind von Wesen umgeben, die wir sehen, hören, unsere Mitmenschen, und wir sind von Wesen umgeben, die wir nicht sehen und nicht hören, aber von deren Existenz wir wissen. Wir nennen sie Engel. Vor allem aber sind wir in der Hand Gottes, des Gottes der Erbarmungen und des Vaters der Gnade. Es gibt also etwas, was wir nicht erwerben durch eigene Leistung, sondern was uns geschenkt wird, was uns gegeben wird, wo wir empfänglich sein müssen, wo alles darauf ankommt, daß wir bereit sind, etwas entgegenzunehmen. Das geschieht schon bei Menschen. Wir müssen uns von Menschen beschenken lassen. Jeder ist auf Menschen angewiesen, die ihm entgegenkommen, die du zu ihm sagen, die ihm etwas gewähren, die ihm helfen. Man kann in einem weiteren Sinne diese Dienste, die die Menschen einander leisten, Gnade nennen, weil sie eben geschenkt sind, weil sie von dem einen dem anderen erwiesen werden. Erst recht aber ist natürlich Begnadung, was uns von Gott zukommt. Im Katechismus haben wir gelernt: Gnade ist jede geistliche Gabe, die uns Gott zu unserem Heile verleiht. Gar nicht schlecht, diese Definition. Gnade ist jede geistliche Gabe, die uns Gott zu unserem Heile verleiht. In dieser Welt der Gnade hängt alles davon ab, daß wir die Hände ausstrecken und sie uns füllen lassen. In der Welt der Gnade sind die gefalteten Hände mächtiger als die geballten Fäuste. In der Welt der Gnade ist die Selbsthingabe gewichtiger als die Selbstbehauptung. Ja, in der Welt der Gnade ist das Schweigen eindringlicher als das laute Reden. Die Heilige Schrift wird nicht müde, an vielen Stellen uns die Macht der Gnade vor Augen zu führen. Der heilige Johannes schreibt in seinem Evangelium: „Gleich wie die Rebe aus sich keine Frucht bringen kann, wenn sie nicht am Weinstock bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt.“ Nur durch das Bleiben in Christus bringen wir Frucht in unserem Leben. An einer anderen Stelle schreibt er: „Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater, der mich gesandt hat, ihn zieht.“ Wir werden von der Gnade gezogen. Und schließlich noch einmal an einer dritten Stelle schreibt Johannes: „Allen, die ihn aufnahmen, gab er die Macht, Kinder Gottes zu werden, jenen, die an seinen Namen glauben.“ Auf das Aufnehmen kommt es an, auf die Bereitschaft, auf das Entgegengehen. Was der heilige Johannes geschrieben hat, das haben seine Apostel aufgenommen, etwa der heilige Paulus, wenn er im Epheserbrief schreibt: „Aus Gnade seid ihr erlöst, kraft des Glaubens. Nicht euer Verdienst ist es, es ist Gottes Geschenk.“ Und da wiederum die Äußerungen des Apostels nicht leicht zu verstehen sind, haben die großen Kirchenlehrer, vor allem der Lehrer der Gnade, Augustinus, die Wahrheit von der Notwendigkeit der Gnade deutlich herausgearbeitet. „Uns rettet nur eines“, schreibt Augustinus, „die Gnade unseres Erlösers Christus, unseres Herrn und Gottes.“ Uns rettet nur eines, die Gnade unseres Erlösers Christus, unseres Herrn und Gottes. Verkaufen kann sich der Mensch, aber sich zurückzukaufen ist er nicht imstande. Verlorengelassen kann er, aber den Weg zurück muß ihn der Vater im Himmel geleiten. An einer anderen Stelle schreibt derselbe Augustinus: „Niemand ist imstande, das Gute, das er will, zu tun und das Böse, das er nicht will, zu lassen, außer durch Christi Gnade.“ Wir haben, rein psychologisch gesehen, manchmal die Meinung, daß es von uns abhängt, ob wir das Gute tun oder das Böse, aber nein, in unsichtbarer Weise wirken in unserer Seele göttliche Kräfte, eben die Kräfte der Gnade. Und deswegen ist es richtig: Niemand ist imstande, das Gute, das er will, zu tun und das Böse, das er nicht will, zu lassen, außer durch Christi Gnade.

Der Volksmund hat diese Wahrheiten der Evangelien und der Theologen in die Worte gefaßt: „Wen Gott nicht hält, der fällt.“ Ein sehr schönes Wort, ein richtiges Wort: Wen Gott nicht hält, der fällt. Ohne die Gnade sind wir verloren, nur mit der Gnade können wir unser Heil wirken. Deswegen ist neben dem Wert der Leistung und dem Wert der Begnadung auch der Wert des Zusammenseins von Leistung und Gnade zu bedenken. Dieses Zusammensein faßt die katholische Theologie in die Worte: Verdienst. Das Verdienst ist das Mitwirken des Menschen mit der Gnade. Das Verdienst ist das Eingehen auf die Gnade, ist das liebende Folgen der Gnade, ist das Annehmen des Gnadenzuges in unserer Seele. Und solche Verdienste gibt es. Der Mensch kann, von der Gnade bewegt, sich zum Guten hinwenden, er kann, von der Gnade gehalten, sich dem Bösen widersetzen. Wahrhaftig, diese beiden Welten der Leistung und der Gnade kommen im Verdienst zusammen. Die Theologie hat diese Wahrheit in die Worte gefaßt, wie sie beispielsweise der heilige Leo, der Papst Leo, uns übermittelt

hat. „Das Reich Gottes“, schreibt er, „wird nicht den Schlafenden zuteil, sondern denen, die arbeiten und wachen im Dienste des Herrn.“ Da haben wir es, das Zusammensein von Leistung und Gnade: Das Reich Gottes wird nicht den Schlafenden zuteil, sondern denen, die arbeiten und wachen im Dienste des Herrn. Und ein anderer Theologe, kein gelehrter, aber ein frommer Theologe, nämlich der schlesische Theologe Angelus Silesius, hat dieselbe Wahrheit in die Worte gefaßt: „Es ist zwar wahr, daß Gott dich selig machen will; glaubst du, er will's ohne dich, so glaubest du zuviel.“ Wie schön und wie richtig! Es ist zwar wahr, daß Gott dich selig machen will; glaubst du, er will's ohne dich, so glaubest du zuviel. Es müssen also in unserem Leben Leistung und Begnadung zusammenkommen. Wir müssen wirken, solange es Tag ist, und wir müssen hoffen, solange ein Atemzug in uns lebt. Wir müssen auf die Gnade hoffen und in der Gnade uns bewegen, in der Gnade arbeiten, denn die Gnade macht uns nicht träge, die Gnade treibt uns an. Mehr, immer mehr, sagt die Gnade. Wer von der Gnade bewegt ist, der lebt in der Liebe, und die Liebe tut sich niemals genug. Die Liebe will ein Kreuz tragen, und es kann ihr gar nicht schwer genug sein. Die Liebe will eine Leistung vollbringen, und sie kann ihr gar nicht groß genug sein.

Das eben, meine lieben Freunde, sehen wir wieder verwirklicht an der Jungfrau und Mutter Maria. Sie war die Magd des Herrn; sie hat ihr ganzes Leben im Dienste Gottes zugebracht. Sie war aber auch die geliebte Mutter, weil die Gnade sie dazu berufen hat. In ihr sind Gnade und Leistung eine Verbindung eingegangen wie kaum in einem anderen Menschen. Sie ist die geliebte Mutter, weil die Gnade sie getragen hat, und sie ist die Magd des Herrn, weil sie in der Gnade das Schwerste geleistet hat, das einer Mutter zugemutet werden kann, nämlich ihr Kind zu opfern für das Heil der Welt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Auferstehung – Triumph über den Tod

20.04.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Osterfreude Versammelt!

„Triumph – der Tod ist überwunden. Zum Leben der Unsterblichkeit ist selbst durchs Grab der Weg gefunden. Bekenner Jesu, singt erfreut: Alleluja! Alleluja!“ So hat der Dichter das Osterereignis in volkstümliche Verse gefaßt. „Triumph – der Tod ist überwunden. Zum Leben der Unsterblichkeit ist selbst durchs Grab der Weg gefunden. Bekenner Jesu, singt erfreut: Alleluja! Alleluja!“ Was in diesem Liede zum Ausdruck kommt, das bekennen wir jedesmal im Glaubensbekenntnis, ob es sich um das apostolische oder um das nizäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis handelt. Im apostolischen Glaubensbekenntnis beten wir: „Auferstanden von den Toten“, und im nizäno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis heißt es: „Er ist auferstanden von den Toten gemäß der Schrift.“ Es ist ein Dogma des christlichen Glaubens, es ist das zentrale Dogma, es ist das Haupt- und Wesensdogma des Christentums: Christus ist auferstanden! Und damit uns gar kein Zweifel an seiner Auferstehung überfallen kann, fügt die Kirche hinzu: Er ist wahrhaft auferstanden, d.h. nicht im Schein, nicht in der Phantasie, nicht in der Illusion, nicht in der Idee, sondern: Er ist körperlich auferstanden. So formuliert es die heutige heilige Messe im *Communicantes* des Kanons: Er ist auferstanden „secundum carnem“, das heißt „nach dem Fleische“.

Die Kunde von der Auferstehung kommt uns zu durch Zeugen des Auferstandenen, durch Männer und Frauen, welche den Auferstandenen gesehen haben. Das älteste literarische Zeugnis der Auferstehung findet sich im 1. Brief des Apostels Paulus an die Korinther, etwa aus dem Jahre 57 nach Christus. In diesem Briefe heißt es: „Ich habe euch vor allem vorgetragen, was ich auch selber übernommen habe, nämlich daß Christus für unsere Sünden gestorben ist gemäß der Schrift, daß er begraben worden und am dritten Tage wieder auferstanden ist gemäß der Schrift, daß er dem Kephas erschienen ist und danach den Zwölfen. Hierauf ist er mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal erschienen, von denen die Mehrzahl noch jetzt am Leben ist, während einige entschlafen sind. Weiter ist er dem Jakobus erschienen, dann sämtlichen Aposteln. Zuletzt von allen ist er auch mir erschienen, der ich doch gleichsam eine Mißgeburt bin, denn ich bin der Geringste unter den Aposteln, nicht wert, Apostel zu heißen, weil ich die Kirche Gottes verfolgt habe.“ Paulus führt den Beweis für die Auferstehung durch die Anführung von Zeugen, von Zeugen des Auferstandenen. Er hat diese Zeugen gesprochen, er war ja in Jerusalem, wie er im Galaterbrief berichtet. Dort hat er den Kephas getroffen (den Petrus) und den Jakobus, und wahrscheinlich noch andere Jünger. Er hat sie gefragt, und sie haben ihm Auskunft gegeben. Sie haben das berichtet, was sie gesehen und gehört haben, nämlich den auferstandenen Jesus von Nazareth. Die Urgemeinde ist die Gemeinde derer, die vom Zeugnis der Apostel und der Jünger Jesu lebt. Aufgrund des Zeugnisses der Augenzeugen haben die Jünger, haben die Anhänger Jesu an die Auferstehung Jesu geglaubt. Als ein Ersatzmann für den Judas gesucht wird, da will man einen haben, der nicht nur, wie es in der Apostelgeschichte heißt, „dabei war, als Jesus bei uns ein und aus ging“, nein, es muß einer sein, der Zeuge der Auferstehung sein kann. Es genügt nicht, den irdischen Jesus gesehen zu haben, um Apostel zu werden, um den Judas zu ersetzen; es muß einer sein, „der mit uns Zeuge seiner Auferstehung werden kann“. Und das ist Matthias. Er ist unter den Jüngern, die Jesus nach seiner Auferstehung gesehen haben.

Der Glaube der Kirche ruht auf dem Zeugnis der Apostel und der Jünger Jesu. Kein Wunder, daß man versucht hat, diesen Glauben aus den Angeln zu heben. Das hat schon begonnen, als die Jünger Jesu ihn in den Erscheinungen gesehen haben, das hat nicht aufgehört bis in die jetzige Zeit. In unseren gegenwärtigen Tagen hat ein evangelischer Theologieprofessor namens Lüdemann in Göttingen die Auferstehung und das ganze Christentum als Illusion bezeichnet. Die Universität Göttingen oder

besser der Kultusminister von Niedersachsen hat ihn daraufhin aus der evangelisch-theologischen Fakultät entfernt. Wir sehen, wie der Unglaube selbst Theologen ergreifen kann und sie zum Abfall von Jesus, dem auferstandenen Heiland, bringen kann. Es gibt eben Menschen, die nicht mehr bekennen: „Triumph – der Tod ist überwunden. Zum Leben der Unsterblichkeit ist selbst durchs Grab ein Weg gefunden. Bekenner Jesu, singt erfreut: Alleluja! Alleluja!“ Es gibt Theologen, Theologen, die in der Kirche bleiben, Theologen, die sich als Christen ausgeben, die weiter von der Auferstehung Christi sprechen, aber etwas ganz anderes meinen, als die Kirche immer gelehrt hat. Sie halten die Worte fest und unterlegen ihnen einen fremden Sinn. Sie stellen Hypothesen auf wie etwa die beiden folgenden: Die Rede von der Auferstehung gibt den Eindruck wieder – gibt den Eindruck wieder –, den die Jünger Jesu von ihm hatten. Den bleibenden Eindruck, den Jesus auf sie machte, faßt man in das Wort von der Auferstehung. Hier wird also die Auferstehung erklärt, obwohl der Auferstandene gar nicht vorhanden ist. Eine andere Hypothese sagt: Das Wort von der Auferstehung will den Zustand beschreiben, in dem sich Jesus befand als Lebender, nicht als Toter. Aber auch hier wird die körperliche Seite der Auferstehung glatt geleugnet. Doch von dieser körperlichen Seite hängt alles ab, hängt die Wahrheit der Auferstehung ab. Nur wenn Jesus körperlich auferstanden ist, können wir singen: „Triumph – der Tod ist überwunden. Zum Leben der Unsterblichkeit ist selbst durchs Grab der Weg gefunden. Bekenner Jesu, singt erfreut: Alleluja! Alleluja!“ Nach diesen falschen Erklärungen ist die Rede von der Auferstehung ein Produkt der Urgemeinde. Nicht weil Jesus auferstanden ist, glaubt man an die Auferstehung, sondern weil die Urgemeinde geträumt hat, Jesus sei auferstanden, deswegen redet man von der Auferstehung.

Meine lieben Freunde, hier wird die Botschaft des Evangeliums fundamental umgeworfen. Hier geschieht die Zerstörung des Christentums in seinem Kern. Unser Glaube – noch einmal – ruht auf dem Zeugnis der Apostel und der Jünger Jesu, die den Auferstandenen gesehen und gehört haben. Nun ist es von besonderer Bedeutung, daß diese Zeugen Jesu mit der Auferstehung gar nicht gerechnet haben. Sie leisteten Widerstand, als ihnen die Kunde vom auferstandenen Jesus ans Ohr drang. Jesus hatte ihnen schon vorausgesagt, daß eine Glaubensprobe über sie kommen werde: „Simon, Simon“, sagte er zu Petrus, „der Satan hat verlangt, euch zu sieben, wie man den Weizen siebt. Ich aber habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht wanke.“ Diese Glaubensprobe kam nach der Auferstehung Jesu. Frauen kamen zum Grabe und berichteten, ein Engel habe ihnen gesagt, der gekreuzigte Jesus sei auferstanden. Als die Apostel diese Nachricht hörten, kamen ihnen die Worte der Frauen „wie törichtes Gerede“ vor. „Laeros“ heißt das griechische Wort. Es kam ihnen wie törichtes Gerede vor, und sie glaubten ihnen nicht. Die Jünger haben mit Zweifeln gekämpft; sie haben die Probe verlangt, daß der Auferstandene wirklich vorhanden ist; sie haben ihn herausgefordert, sich zu beweisen als der, der er sein will. Und Jesus hat ihnen diese Probe gegeben. Jesus hat ihnen bewiesen, daß er wahrhaft auferstanden ist, daß wir also mit Recht singen: „Triumph – der Tod ist überwunden. Zum Leben der Unsterblichkeit ist selbst durchs Grab der Weg gefunden. Bekenner Jesu, singt erfreut: Alleluja! Alleluja!“ Diese Probe hat Jesus mehrfach abgelegt. Er steht plötzlich unter den versammelten Jüngern. Verwirrt und erschrocken meinen sie einen Geist, d.h. ein Gespenst zu sehen. Er spricht zu ihnen: „Was seid ihr bestürzt, und warum steigen Zweifel auf in euren Herzen? Seht doch meine Hände und Füße: Ich bin es. Betastet mich und schaut mich an. Ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr es an mir seht.“ Und er zeigt ihnen seine Hände und Füße. Ja, warum denn die Hände und Füße? Weil darin die Wunden der Nägel zu sehen waren, weil dadurch die Identität des Auferstandenen mit dem Gekreuzigten bewiesen wird. Derselbe, der am Kreuze mit Nägeln durchbohrt wurde, steht jetzt vor ihnen, und deswegen sagt er: „Seht meine Hände und seht meine Füße!“ Da sie aber vor Freude – vor Freude! - immer noch nicht glaubten und sich verwunderten, fragte er: „Habt ihr etwas zu essen da?“ Sie reichten ihm ein Stück gebratenen Fisch und eine Honigscheibe. „Er nahm es und aß es vor ihren Augen und gab ihnen, was übrig blieb.“ Auch dieser Text ist von ungläubigen Theologen in Zweifel gezogen worden. Fisch und Honigscheibe, paßt das zusammen? Ja gewiß, ganz bestimmt. Im Altertum war man der Überzeugung, daß die Gefahren, die vom Fischessen ausgehen, überwunden werden, wenn man gleichzeitig Honig dazu nimmt. Das paßt ganz genau zu den Vorstellungen, die dieser Zeit anhafteten. Fisch und Honigscheibe hat der Auferstandene zu sich genommen.

Einer von den Zwölfen, Thomas, war nicht bei ihnen, als Jesus erschien, und er war nicht durch das Zeugnis seiner Mitapostel zum Glauben zu bringen. „Ich glaube nicht“, sagt er, „ich glaube nicht, wenn ich nicht handfeste Beweise habe.“ Und zwar welche Beweise? „Wenn ich nicht in seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meinen Finger in das Mal der Nägel lege und meine Hand in seine Seite lege, werde ich nie und nimmer glauben.“ Thomas genügt das Zeugnis seiner Coapostel nicht. Und der Herr liefert auch ihm den Beweis seiner Auferstehung. Bei verschlossenen Türen tritt er acht Tage später bei ihnen ein und spricht „Friede“ zu ihnen. Dann sagt er dem Thomas: „Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände! Reiche deine Hand und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!“ Thomas macht das, was der Herr ihm rät, was der Herr ihm gestattet. Er legt seinen Finger in das Wundmal der Nägel, und er legt seine Hand in die Seite, in die von der Lanze geöffnete Seite. Und dann ist er überwältigt: „Mein Herr und mein Gott!“ Jetzt hat er den Glauben gefunden, jetzt, wo er gesehen hat. Aber dieser Glaube ist ein unvollkommener Glaube, wie der Herr ihn wissen läßt. „Weil du mich gesehen hast, bist du gläubig geworden. Selig sind, die nicht sehen und dennoch glauben.“

Diese Aufforderung gilt heute wie eh und je. Selig, die nicht sehen und dennoch glauben. Wir glauben nicht ins Dunkle hinein, wir glauben nicht ohne Grund, wir glauben nicht ohne Beweise. Aber alle Gründe, die für unseren Glauben sprechen, können niemanden zum Glauben zwingen, der nicht glauben will. Wenn er nicht von der Gnade bewegt das Zeugnis der Apostel annimmt, dann bleibt er in der Finsternis, dann bleibt er im Dunkel des Unglaubens. Auch andere haben durch die Gegenwart des Herrn den Glauben gefunden, die beiden Männer, die nach Emmaus gingen. Sie waren trostlos. Ihr Glaube war zusammengebrochen. „Wir hatten gehofft“, d.h. jetzt hoffen sie nicht mehr, „daß dieser es ist, der das israelitische Volk erlösen wird, und jetzt ist schon der dritte Tag, seitdem er hingerichtet wurde.“ Sie sind traurig und niedergeschlagen. Aber dann, als er ihnen das Brot bricht, erkennen sie den Fremdling, und nun sind sie wie verwandelt, darum stürmen sie zurück nach Jerusalem und bekennen: „Wir haben den Herrn gesehen.“ Und dort finden sie die Botschaft der Jünger: Petrus hat den Herrn gesehen. Und so vereinigen sie sich im Bekenntnis: „Triumph – der Tod ist überwunden. Zum Leben der Unsterblichkeit ist durch das Grab ein Weg gefunden. Bekenner Jesu, singt erfreut: Alleluja! Alleluja!“

Alleuja!

Prof. Dr. Georg May

Natur und Übernatur (7)

(Über das Spannungsverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit)

27.04.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Christentum eröffnet uns eine Welt der Schönheit und der Reinheit. Seine Feste sind von einem Glanz erfüllt, der sonst nirgends zu finden ist. Seine Heiligen kommen zu uns wie aus einem goldenen Grunde, und die Kunst des Christentums ist so zartsinnig und so fein, wie es keine andere Kunst je sein kann. Das Christentum stellt uns ein Ideal vor, ein ideales Ziel und eine ideale Lebensweise. Das Christentum wirkt idealisierend, d.h. verklärend auf die Welt. Diese Tatsache wird aber von manchen zum Anlaß genommen, einen Vorwurf daraus zu konstruieren. Sie sagen: Diese Welt des Christentums ist eine Traumwelt, ist eine Scheinwelt; die Wirklichkeit, die Realität, ist anders, und wer sich in diese Traumwelt hineinbegibt, der ist in der Gefahr, die wirkliche Welt zu übersehen und zu vergessen. Mir sagte einmal ein Theologieprofessor: „Ich habe den Eindruck, daß die Kirche zu viel verspricht.“

Nun gibt es tatsächlich eine Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit. Aber diese Spannung ist nicht nur zwischen Christentum und Welt, sondern diese Spannung geht durch das ganze Leben und durch die ganze irdische Wirklichkeit hindurch. Überall spüren wir dieses Mißverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit. Unsere Vorstellungen gehen weit über das hinaus, was die Wirklichkeit dann bietet; unsere Erwartungen übertreffen das, was sich dann in der Wirklichkeit als Erfüllung zeigt; unsere Vorsätze und unsere guten Meinungen gehen weit hinaus über unsere Werke, die diesen Vorsätzen folgen. Die Wirkung dieses Mißverhältnisses ist Enttäuschung. Wir sind enttäuscht, wir verstehen nicht, wir verwundern uns, daß es so ist, wie die Wirklichkeit sich uns nun einmal tatsächlich zeigt. Dann kann es dazu kommen, daß man irre wird, irre wird an der Welt, irre wird an sich selbst, irre wird an seinem Gott. Daß das nicht geschehen darf, daß die Spannung, die unbeschreibliche und unbestreitbare Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit uns nicht zum Verhängnis wird, das wollen wir heute zu betrachten versuchen, indem wir erstens sprechen von dem Ärgernis, das wir an der Welt nehmen, zweitens von dem Ärgernis, das wir an uns selbst nehmen, und drittens von dem Ärgernis, das wir an Gott nehmen.

Das Ärgernis, das wir an der Welt nehmen, an den Menschen, ist weit verbreitet. Die Größe des Menschen wird in Heldensagen und Gedichten gepriesen; die großen Männer und Frauen der Zeit und der Vorzeit werden uns vorgestellt. Aber wenn man sie in der Nähe besieht, wenn die Tünche und die Schminke von ihnen abfällt, dann sieht man, wie klein und wie kleinlich, ja wie erbärmlich oft die Menschen sind. Die Helden sind nicht so groß, wie man sie uns vorstellte; die Weisen sind nicht so weise, wie man sie uns zeigte; das Kind, über das so viel Aufhebens gemacht wird, das Kind stellt sich dar als ein ungezogener Bengel; der Vatername, den wir sogar Gott geben, dieser Vatername weckt in vielen Menschen peinliche und beschämende Erinnerungen; die Mutterliebe, die ja so sehr gefeiert wird, ist selten so rein und so heilig, wie sie dargestellt wird. Die Ehe ist nicht so selig, wie man uns weismachen will; o Gott, sie ist nicht so selig! Die Klöster sind nicht erfüllt von Heiligen, wie man meinen möchte. Die Priester sind nicht so von Ewigkeitsgedanken erfüllte Hirten und selbstlose Diener des Volkes, wie sie versprechen. Alles Menschliche, alles Irdische, alles Vaterländische, alles Kirchliche – aus der Nähe betrachtet – wirkt klein, wirkt erbärmlich. Der radikale Nietzsche hat das einmal in die Worte gefaßt: „Ich sah den größten und den kleinsten Menschen; ich sah sie beide nackt: allzu ähnlich waren sie beide.“

Wie kommt es zu einem solchen Mißverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit unter den Menschen? Der erste Grund ist in der Übertriebenheit unserer Vorstellungen gelegen. Wir haben übertriebene Vorstellungen von den Menschen, von ihrer Größe, von ihren Leistungen, von ihrem inneren Wesen, und diese Übertriebenheit muß dann notwendig scheitern, wenn sie mit der Wirklichkeit konfrontiert wird. Ein zweiter Grund für dieses Mißverhältnis ist darin gelegen, daß wir zu selbstsüchtige Erwartungen an die Menschen haben. Viele Menschen denken, wenn sie den anderen sehen, nur daran: Was habe ich von ihm? Welchen Nutzen habe ich von ihm? Was kann ich mir von ihm für einen Vorteil verschaffen? Und wenn dann diese Erwartungen nicht in Erfüllung gehen, sind sie enttäuscht. Eine dritte Wurzel dieses Mißverhältnisses zwischen Ideal und Wirklichkeit bei den Menschen ist in der geschöpflichen Begrenztheit, in der allmenschlichen Unzulänglichkeit gelegen. Die Menschen sind eben Geschöpfe, und das heißt, sie sind begrenzt, sie sind endlich, sie haben ihre Schwächen. Selbst wenn man von der Sünde einmal absieht, so ist doch in den Menschen vieles, was nicht ausgereift ist, was nicht gelungen ist, was nicht zum Gipfelpunkt gediehen ist. Die Unzulänglichkeit, die allmenschliche Unzulänglichkeit der Menschen ist eine der Wurzeln für das Mißverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit.

Nun ist es aber eine Frage der christlichen Lebenskunst, daß man dieses Verhältnis meistert. Wir sind aufgefordert, mit diesen Umständen fertig zu werden. Wie macht man denn das? Nun, erstens, indem man seine Vorstellungen läutert, indem man sie herabschraubt, indem man die Übertriebenheit dieser Vorstellungen preisgibt. Zweitens: Wir dürfen uns keine allzu hohen Erwartungen machen von den Menschen, vor allen Dingen nicht, was uns selbst angeht. Je weniger einer für sich selbst erwartet, um so weniger wird er auch enttäuscht. Je mehr einer von den Menschen erwartet – „Das muß er tun; darauf kann ich rechnen; da habe ich ein Anrecht“ – um so größer, um so häufiger, um so rascher ist die Enttäuschung. Wir müssen unsere Erwartungen herabschrauben. Vor allem aber, und das ist wohl das Entscheidende, es muß eine große Milde und Güte in unserer Seele aufstehen; wir müssen die Menschen mit Wohlwollen, mit Rührung betrachten; wir müssen das Edle, das Vornehme, das Sich-Durchringen zum Guten in ihnen sehen. Es muß uns an den Menschen etwas liegen, und wir müssen ein Mitleid mit ihnen haben, wenn sie sich ihre Finger blutig reißen an den Mauern ihrer Leidenschaften, ihrer Triebe, ihrer bösen Neigungen. Nur so kann man Seelsorge betreiben, daß man eine Güte, eine grenzenlose Güte im Herzen trägt zu der gefallenen Kreatur, und diese Güte nennt man Barmherzigkeit.

Es besteht eine Spannung zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit auch in uns selbst. Es ist eine Gnade, meine lieben Freunde, wenn man dazu kommt, einmal diese Spannung in sich selbst zu erkennen und zu begreifen. Das ist eine Gnade. Vielleicht kommen nur wenige Menschen dazu, sich selbst zu erkennen, die Weite des Abstandes zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit wahrzunehmen. Es ist eine Gnade, zu erkennen, wie hoch die Vorstellungen, die wir uns von uns selber machen, sind gegenüber der tatsächlichen Lage. Wenn wir erkennen, wie viele Verheißungen von uns ausgehen und wie kläglich die Erfüllungen sind, wenn wir einmal dazu kommen, daß wir uns nicht mehr so wichtig nehmen, daß wir uns zurücknehmen, daß wir uns hinter andere zurücksetzen, wenn wir einmal über uns weinen können, bitterlich weinen, wie Petrus über sich geweint hat, dann haben wir die Gnade der Selbsterkenntnis gewonnen. Solche Erkenntnis erwächst zum Beispiel aus der Gewissenserforschung. Wer wirklich sein Gewissen gründlich erforscht, wer wirklich in sein Inneres schaut mit den Augen Gottes, wer wirklich die Falten seiner Seele aufdeckt, der muß doch über sich selbst in Not und in Angst geraten. Ich denke an eine Äußerung des englischen Kardinals Heenan, der einmal in seiner Autobiographie schreibt: „Die Menschen würden allen Respekt vor mir verlieren, wenn sie wüßten, wie ich wirklich bin.“ Wahrhaftig: „Die Menschen würden allen Respekt vor mir verlieren, wenn sie wüßten, wie ich wirklich bin.“ Diese Erkenntnis ist dem großen Bischof von Liverpool geworden.

Eine solche Erkenntnis kann auch aufstehen, wenn man einem Menschen begegnet, der wirklich ein Christ ist, dessen Herz wirklich nach Gottes Absichten gebildet ist. Dann spürt man den Abstand, den Abstand, in dem man selbst von einem solchen Menschen steht. Vor allem aber kann diese Erkenntnis uns werden, wenn wir Gott begegnen, wenn wir dem unendlichen, dem unbegreiflichen, dem gewaltigen Gott begegnen. Dann steht in uns auf die Empfindung, die Petrus ausgesprochen hat: „Herr, geh weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch!“ Wenn wir diese Erkenntnis in uns vollziehen,

wie groß der Abstand der Verheißungen, die wir erwecken, zu der Wirklichkeit unseres Seins ist, dann beginnt eine Krise. Denn jetzt kommt es darauf an, was wir aus dieser Erkenntnis machen, wie wir mit dieser Erkenntnis umgehen, wie diese Erkenntnis sich auswirkt. Es kommt darauf an, ob das Lächeln über uns zu einem Hohnlachen wird, ob das Weinen über uns zu einer Verzweiflung wird, ob die Selbsterkenntnis zu einem Selbstmord wird. Das ist entscheidend, was wir aus dieser Erkenntnis unserer Nichtigkeit machen. Wir haben Bilder aus der Heiligen Schrift, die uns zeigen, wie Menschen mit dieser Erkenntnis umgegangen sind. Kain erkannte sich selbst und verwünschte sich selbst; Judas erkannte sich selbst und vernichtete sich selbst. Aber der verlorene Sohn erkannte sich selbst, und diese Selbsterkenntnis wurde in ihm zu einer wunderbaren Reife in Demut, Empfänglichkeit und Bereitwilligkeit. Auch Petrus erkannte sich selbst, und die Selbsterkenntnis wurde in ihm zu der Reife eines großen Seelenhirten. Magdalena erkannte sich selbst, und diese Selbsterkenntnis ward in ihr zu einem großen Schweigen, zu kostbaren Tränen, zu einer alles vermögenden Liebe.

Eine Spannung besteht zwischen dem eigenen Ich und seiner Verwirklichung. Eine Spannung besteht auch zwischen Gott und unserer Erkenntnis von Gott. Auch an Gott kann man Ärger nehmen, und ich meine, es sind drei Weisen, wie man an Gott Ärger nehmen kann. Die primitivste Weise ist darin gelegen, daß Menschen Gott zürnen, weil er ihre Gebet nicht so buchstäblich und so pünktlich erhört, wie sie meinen, daß es geschehen müßte. Ein solches Ärger an Gott zeugt von einer seelischen Kleinheit, von einer Enge des Geistes, von einer großen Selbstsucht und Engstirnigkeit. Der große, gewaltige Gott ist nicht zu unserem Dienst bestellt. Wir sind sein und seine Diener und nicht umgekehrt. Eine weitere Stufe des Ärger an Gott wird dann erstiegen, wenn ein Mensch sich wirklich für Gott entschieden hat, wenn er sprechen kann mit dem Psalmisten: „Laetus obtuli omnia“ - „Ich habe alles freudig dargebracht“, wenn ein Mensch wirklich ganz opferwillig, ganz dienstwillig geworden ist, und Gott bleibt ferne, Gott zeigt sich ihm nicht, Gott wendet sich ihm nicht zu. Ja, dann erwacht in einem solchen Menschen der furchtbare Gedanke: Gott will mich nicht! Er will mein Opfer nicht! Er will meine Gabe nicht! Er schaut nicht einmal darauf. Dieser furchtbare Gedanke steigt in ihm auf, und er sagt sich: Ich weiß, daß ich eine Nichtigkeit bin, ich weiß, daß ich eine Winzigkeit bin, aber ich hätte doch erwartet von meinem Gott, daß er wenigstens etwas damit anfangen kann, daß er mich doch irgendwie gebrauchen kann. Wenn Gott keine Freude mehr an mir hat, worauf soll ich mich dann freuen? Wenn Gott nichts mehr von mir erwartet, was soll ich dann noch erwarten?

Dieser Schmerz ist groß, meine lieben Freunde, aber er ist noch nicht der tiefste und der größte. Die letzte Stufe des Ärger an Gott wird dort erstiegen, wo der Mensch Ärger nimmt an der Größe und Güte Gottes. Ein solcher Mensch hat eine derartige Vorstellung von der Größe Gottes, daß ihm alle seine Werke noch zu klein dünken. Er hat einen solchen Begriff von der Güte Gottes, daß ihm alle seine Werke nicht deutlich genug davon zu sprechen scheinen. Der Sternenhimmel preist die Herrlichkeit des Ewigen, nicht genügend für diesen Menschen. Die Kirche ist ihm Ursache unstillbaren Kummers, weil sie nicht so groß, so strahlend, so umfassend, so rein ist, wie er meinte, sie müsse es sein. Die Sakramente scheinen ihm nicht genügend rührend und ergreifend die Süßigkeit Gottes widerzuspiegeln. Wahrhaftig, in einem solchen Menschen steht die bange Frage auf: O Gott, warum zeigst du dich nicht so, wie du bist? Warum verbirgst du dich? Warum verhüllst du dich? Warum zeigst du nicht deine Größe und deine Kraft in der Geschichte und in der Natur? Darum sind unsere Augen noch gehalten, und wir wandeln so auf dieser Welt herum, als ob wir dich gar nicht kennen. Alle Werke Gottes scheinen einem solchen Menschen noch zu klein, alle Namen Gottes scheinen ihm noch nicht genügend, alle Offenbarungen Gottes scheinen ihm wie Verhüllungen. Wahrhaftig, das Leid eines solchen Menschen ist groß und tief. Er ist ein Wissender geworden. In ihm ist die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit jetzt umgekehrt: Er steht in der Wirklichkeit, in der Wirklichkeit Gottes, aber die Werke Gottes spiegeln ihm diese Wirklichkeit nicht genügend. Und so ist sein Leid tief und groß. Er hat seinen Gott noch nicht gefunden, und alles, was ihm auf dieser Erde begegnet ist, spricht ihm zu undeutlich von Gott.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Natur und Übernatur (8)

(Über das Spannungsverhältnis zwischen Genuß und Entsagung)

04.05.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Feste der christlichen Kirche, die eine besonders nahe Beziehung zum persönlichen Leben Jesu haben, sind Feste des Leidens. Denken wir an das Fronleichnamfest! Es wird mit großer Freude und mit Jubel begangen, aber wir feiern in diesem Feste einen Tod, die Hingabe Jesu in den Tod und das Gedächtnis dieses Todes, ja die Darstellung dieses Todes, die im heiligen Meßopfer sich vollzieht. Oder denken wir an das Herz Jesu-Fest! Hier gedenken wir des Lebens Jesu, und es war doch auf weite Strecken ein Leben des Leides. Und so stellen wir auch das Herz Jesu dar mit einer Dornenkrone umgeben, mit Blutstropfen, die daraus quillen, und mit einem Kreuz, das im Hintergrund steht. Ist vielleicht das Christentum eine bloße Religion des Leides? Ist die Predigt des Christentums nur eine Predigt vom Leid? Ist die Mystik des Christentums nur eine Mystik des Leides? Dagegen erhebt Einspruch unser Herr und Heiland selbst, wenn er sagt: „Das habe ich zu euch geredet, damit ihr Freude habt und damit meine Freude in euch vollkommen sei.“

Die Freude ist auch für den Christen ein wesentliches Element seines Lebens. Ohne Freude kann kein Mensch leben. In jedem Leben muß notwendig auch Freude stehen. Freilich gilt auch wieder das Wort des Apostels Petrus: „Ich beschwöre euch, meine Brüder, daß ihr euch enthaltet von den fleischlichen Gelüsten.“ Und der Apostel Paulus vergleicht unser Leben mit einem Wettkämpfer, der sich allem enthält, um den Siegeskranz zu gewinnen. Es ist nicht falsch, wenn die alten Römer den Grundsatz hatten: „Sustine et abstine“- Ertrage und entsage! Das gehört zum menschlichen Leben. Und dennoch, noch einmal: Ohne Freude kann kein Mensch leben. Es gilt auch das andere Wort, das Pascal einmal geschrieben hat: „Der Mensch ist geboren für die Freude.“

Ja, aber wie verhalten sich nun Freude und Entsagung, Genuß und Enthaltung zueinander? Wer ist ein Mensch, der diese beiden spannungsgeladenen Pole in sich vereinigen kann, Genuß und Entsagung? Wer ist ein solcher Mensch? Wie beschaffen muß ein solcher Mensch sein, der Genuß und Freude in seinem Leben vereinen kann? Es muß erstens ein freier Mensch, zweitens ein ganzer Mensch, drittens ein guter Mensch sein.

Freude und Entsagung haben es mit der Freiheit zu tun. Die Freiheit ist nämlich bedroht vom Genuß. Dem Genuß haftet eine Gewaltsamkeit an; er sucht den Menschen zu überwältigen; er sucht ihn in sich hineinzuziehen; er sucht ihn an sich zu ketten. Der Genuß ist tatsächlich von einer schrecklichen Unersättlichkeit. Wenn er befriedigt ist, dann dauert dieser Friede nur kurze Zeit, dann meldet sich wieder das Begehren, und der Mensch kann so zum Sklaven des Genusses werden. Deswegen muß der Mensch, der richtig genießen soll und will, ein freier Mensch sein, ein Mensch, der innerlich frei bleibt. Und frei bleibt man nur, wenn man fähig ist, im Genuß auch zu sagen: Ich entschlage mich des Genusses, ich verzichte auf den Genuß. Nur ein Mensch, der in stetiger Bereitschaft zum Opfer steht, nur ein solcher Mensch ist fähig, den Genuß zu kosten.

Nur jene Freuden gehen mit uns, auf die wir auch jederzeit verzichten können. Nur jene Freuden gehen mit uns in die Ewigkeit, die wir jederzeit auch in Gottes Hände zu legen bereit sind. Nur der innerlich freie Mensch kann wahrhaft genießen. Nur der zur Entsagung bereite Mensch ist fähig, die Freude auszukosten. Nur wer ein innerlich zum Verzicht bereiter Mensch ist, der ist tatsächlich geeignet, den Genuß in den Schranken zu halten, die ihm notwendig gesetzt werden müssen, wenn der Genuß den Menschen nicht überwältigen soll. Der Mensch ist zur Freude geboren, das bleibt beste-

hen, aber der Mensch darf nicht zum Sklaven der Freude werden. Es darf nicht soweit kommen, daß er sagt: Ich kann nicht mehr leben, ich kann nicht mehr sein ohne den Genuß, ich muß ihn haben. Wenn es soweit gekommen ist, dann hat er die Freiheit schon verloren, und dann raubt er dem Genuß das Beste, was ihm anhaftet, nämlich den Schimmer des Göttlichen, den Schimmer der Herrlichkeit. Wer Freude, Lust und Genuß vereinen will mit der Entsagung, muß ein innerlich freier Mensch sein.

Er muß zweitens ein ganzer Mensch sein. Ein ganzer Mensch ist derjenige, der die Ganzheit des Lebens in sich verwirklicht, also ein Mensch, der nicht nur Geist ist, sondern auch Körper, oder umgekehrt nicht nur Körper, sondern auch Geist; ein Mensch, der nicht nur ein Individuum ist, sondern auch ein Gemeinschaftswesen; ein Mensch, der nicht nur auf der Erde zu Hause ist, sondern auch nach dem Himmel strebt. Kurz gesagt, ein ganzer Mensch ist derjenige, der in die ganze Wirklichkeit eingeordnet ist, in die irdische und in die himmlische Wirklichkeit, ein Mensch, der nicht nur ein Zeitwesen ist, sondern der weiß: Ich bin für ein ewiges Ziel bestimmt.

Nun ist aber jeder Genuß, jede Freude, jede Lust nur ein Teil. Sie dauert immer nur kurze Zeit, sie ist beschränkt, und sie droht uns aus unseren Aufgaben, Pflichten und Verantwortungen herauszureißen. Die Lust ist ein Teilwert. Sie ist etwas, was die Gesamtheit unserer Kräfte, Aufgaben und Wirklichkeiten in dieser Hinsicht tatsächlich bedroht. Sie ist nur ein Ausschnitt aus dem Ganzen, aber wir sollen ja Ganze sein, wir sollen unser ganzes Leben, unsere gesamten Aufgaben verwirklichen. Wir sollen in allen Bereichen zu Hause sein. Und deswegen müssen wir diesen Ausschnitt des Lebens, den die Freude, den die Lust, den der Genuß bedeutet, hineinstellen in die Ganzheit, in die Gesamtheit unseres Lebens. Also, um einige Beispiele zu bieten: Wir dürfen und sollen uns erholen, aber die Erholung muß bemessen werden an den Bedürfnissen des Berufslebens. Wir können und sollen essen und trinken, denn unser Körper bedarf der Spesie und des Trankes, aber die Bedürfnisse des Körpers müssen auch die Grenze bezeichnen für Essen und Trinken. Wir können und sollen das Schöne genießen; es gibt ja Freuden, die den Menschen nicht herabziehen, sondern die ihn erheben, die geistigen Freuden. Der Naturgenuß, der Kunstgenuß, die können den Menschen erheben. Und wir dürfen diesen Genuß haben, aber wir müssen ihn in Einklang bringen mit den Forderungen des inneren Lebens. Wir dürfen das Zusammensein mit einem Menschen genießen, aber wir dürfen nie die Verantwortung vergessen, die wir für dieses Zusammensein haben. Das gilt insbesondere für das Zusammensein mit einem Frauenwesen. Wir dürfen die Verantwortung für das Frauenherz niemals vergessen; wir dürfen die Verantwortung für unser Volk, für unsere Kirche niemals aus unserem Gedächtnis entfernen. Der Genuß muß also in die Verantwortung eingebunden sein, in die Gesamtheit unseres Lebens. Keine Lust darf um ihrer selbst willen gesucht werden. Deswegen haben die ernstesten Menschen aller Zeiten und aller Religionen eine Scheu vor dem Genuß gehabt. Es hat Menschen gegeben, die sich jeglichen Genusses entschlagen haben. Die harten Einsiedler und Asketen haben selbst die dürftigen Speisen, die sie noch zu sich nahmen, irgendwie zu verunstalten versucht, um ja nicht dem Genuß zu erliegen. Das sind freilich Übertreibungen. Das ist nicht übernatürlich, sondern das ist unnatürlich, denn diese Menschen wurden dadurch verängstigte, verkümmerte, verkrampfte Menschen. Aber wir haben die Aufgabe, den Genuß in die Gesamtheit des Lebens hineinzustellen, nicht den Genuß um des Genusses willen zu suchen, sondern ihn um höherer Bedürfnisse, um höherer Ansprüche willen uns zuzuführen. Das heißt ein ganzer Mensch sein, den Genuß in die Aufgaben, in die Verantwortungen, in alle Bezirke unseres Lebens einfügen.

Ein Mensch, der Genuß und Entsagung vereinen will, muß ein guter Mensch sein. Nur ein guter Mensch hat eigentlich eine lebendige Beziehung zur Freude, er hat auch ein Anrecht auf Freude. Der gute Mensch ist der schöpferische, der aufbauende, der mitteilende Mensch. Der gute Mensch ist derjenige, der sich verströmt für andere. Und wie kann man sich denn, meine lieben Freunde, wie kann man sich denn in dieser Welt verströmen für andere, wenn man nicht das Eigene hingibt? Ja, genauso ist es. Diese Mitteilung an andere muß oft, vielleicht immer erkaufte werden durch Opfer an sich selbst. Wer anderen dienen will, wer anderen helfen will, wer andere beglücken will, der wird es fast immer nur dadurch können, daß er auf Eigenes verzichtet.

Freilich ist auch ein solcher Mensch durch den Verzicht und die Entsagung nicht freudlos. Wenn er keine Freude in sich hätte, wäre er ja ein armer Mensch. Wie kann ein armer Mensch einen anderen beglücken? Auch der Mensch, der sich für andere hingibt, muß ein Mensch der Freude sein, ein heller,

ein aufbauender, ein freudiger Mensch, der selbst lebendig ist und der, weil er eben in der Freude lebt, auch anderen etwas bedeuten kann.

Nun gibt es eine Freude, die wechselseitig ist. Indem man schenkt, empfängt man. Ein Beispiel dafür ist die schenkende Liebe in der Ehe. Wenn Gatten sich mit der schenkenden Liebe lieben, dann geben sie und empfangen gleichzeitig etwas. Die schenkende Liebe ist immer doppelseitig. Ein herrliches Beispiel solcher schenkenden Liebe gibt es im Evangelium. Der Herr ließ sich von der Frau salben und machte sie dadurch glücklich. Aber indem er sie glücklich machte, empfing er selbst etwas, nämlich den Beweis ihrer Zuneigung und Liebe. Es gibt also eine solche Liebe, eine solche Zuwendung zum anderen, die immer mit einem Zurückempfangen verbunden ist. Ja, die Verbindung von Genuß und Entsagung geht noch weiter. Sie geht so weit, daß Genuß und Entsagung sich vereinen. Das ist dann der Fall, wenn der Mensch, der eine Freude empfängt, der einen Genuß erhält, wenn ein solcher Mensch in tiefer Demut sich diesem Geschenke naht, etwa so, wie wir zur heiligen Kommunion gehen sollen. Wir wissen aus heiligem Verlangen, welche Gabe uns zuteil wird, und doch sind wir von einer tiefen Demut erfüllt: „Ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach.“ Hier ist tatsächlich der Genuß zur Entsagung geworden, der Genuß mit der Entsagung verbunden. Und umgekehrt gibt es auch eine Entsagung, die zum Genuß werden kann. Das ist dort der Fall, wo ein Mensch dem Heiland sagt: Ich will es nicht anders, ich will es nicht besser haben als du. Du bist mein, mein Herr und Heiland, und das ist mein Glück, und das ist die Freude, und das ist der Inhalt meines Lebens. Aber ich will mit dir deine Schmach und Schande teilen. Ich will nicht anders und besser leben als du. Ich will mit dir den Weg gehen, den Weg des Kreuzes und der Einsamkeit und des Ausgestoßenseins.

Wer ein solches Empfinden in seiner Seele trägt, dem treibt jede Behaglichkeit dieses Lebens die Schamröte ins Gesicht. Ein solcher Mensch weiß, was der Apostel Paulus meint, wenn er einmal schreibt: „Diejenigen, die weinen, sollen sein, als ob sie nicht weinten. Diejenigen, die sich freuen, sollen sein, als ob sie sich nicht freuten. Und diejenigen, die diese Welt gebrauchen, sollen sein, als ob sie sie nicht gebrauchten, denn die Gestalt dieser Welt vergeht.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Natur und Übernatur (9)

(Über das Spannungsverhältnis zwischen kämpfen und dulden)

11.05.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Christentum ist die Religion der leidenden Liebe, daran ist gar kein Zweifel, denn das Symbol des Christentums ist das durchbohrte Herz. Die Christen rufen voll Dankbarkeit: „Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und benedeien dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst.“ Das Christentum ist die Religion der leidenden Liebe. Aber das war unsere Frage am vergangenen Sonntag: Hat denn in dem Christentum, der Religion der leidenden Liebe, auch die Freude eine Stelle? Ja, gibt es im Christentum auch die Möglichkeit, zu genießen und Lust zu empfinden? Denn das ist eine Spannung zwischen Leiden und Freude, zwischen Lust und Qual. Wir hatten gesehen, diese Spannung ist vorhanden, aber sie ist auflösbar.

Nun ist noch eine zweite Spannung zu beobachten, nämlich die Spannung zwischen kämpfen und dulden. Ist das Christentum nur die Religion des Duldens, des Hinnehmens? Hat nicht ihr Gründer gesagt: „Wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann reiche ihm auch noch die linke hin, und wenn dir einer den Mantel nimmt, dann laß ihm auch noch den Rock“? Ist das nicht Pazifismus in Hochkultur? Hat das Christentum nur die Möglichkeit eröffnet, zu dulden, oder gibt es auch die Möglichkeit, ja die Pflicht, zu kämpfen? Wenn wir diese Frage beantworten wollen, müssen wir auf unser Vorbild, auf unseren Herrn und Heiland Jesus Christus schauen. Er hätte im Ölgarten Scharen von Engeln zu sich rufen können, wenn er gewollt hätte; aber er wollte nicht. „Meint ihr nicht“, so sagt er den Jüngern, „daß ich zwölf Legionen Engel rufen könnte, die mir helfen? Aber wie soll dann der Wille des Vaters erfüllt werden?“ Er hat also im Ölgarten geduldet. Und doch hat er sich gegen die Bluttaufe gewehrt: „Wenn es möglich ist, laß diesen Kelch an mir vorübergehen“, obwohl er doch gesagt hatte: „Wie drängt es mich, die Taufe zu empfangen, bis ich sie empfangen habe!“ Der Herr hat sich verteidigt, als der Knecht des Hohenpriesters ihn ungerechterweise schlug. „Habe ich unrecht geredet, so beweise es mir, habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?“ Er hat das Recht angerufen gegen das Unrecht. Er hat also nicht schweigend und duldend das Unrecht hingenommen.

Wenn wir diese unterschiedlichen Verhaltensweisen unseres Herrn verstehen wollen, müssen wir auf seine Grundentscheidung schauen, müssen wir seine seelische Haltung beachten, und wenn wir diese Haltung uns vor Augen führen, kommen wir zu drei Sätzen, nämlich erstens: Es gibt einen Kampf aus Haß, zweitens: Es gibt einen Kampf aus Angst und drittens: Es gibt einen Kampf aus Liebe.

Es gibt einen Kampf aus Haß; das wissen wir nur allzu deutlich aus unserem Leben. Der Haß ist eine weit verbreitete Erscheinung. Was will der Haß? Der Haß will rauben, will wegnehmen, will vernichten, will zerstören. Der Haß ist Vernichtungswille. Er ist nicht nur die Abwesenheit der Liebe, er ist die Verneinung der Liebe, er ist die Verleugnung der Liebe, er ist Verrat an der Liebe. Ein Kampf, der aus Haß geführt wird, ist deswegen den Christen ausnahmslos und immer verboten. Weil jeder Haß böse ist, ist auch der Kampf, der aus dem Haß hervorgeht, unzulässig. Wo ein Haßwille ist, ist immer eine Schuld. Für ein von Haß erfüllte Seele gibt es keinen erlaubten Kampf.

Der Haß kann sich in verschiedener Weise zeigen. Er kann sich der Gewalt, der brutalen Gewalt bedienen, er kann aber auch zu subtileren Mitteln greifen. Man kann auch mit dem Recht, mit Rechtschikanen einen Feind vernichten. Der Haß kann sich äußern, indem man den Gruß verweigert, er kann aber auch zu Schimpfworten, ja zu Schlägen führen. Der Haß ist eine weit verbreitete Erschei-

nung, und wo immer und wann immer er sich in Handlungen umsetzt, bringt er eine Schuld mit sich. Der Christ muß lieber Unrecht leiden als Unrecht tun. Wenn man einen Angreifer nicht anders als mit Haß und mit Haßgesinnung zurückweisen kann, dann muß man darauf verzichten. Es gibt einen Kampf aus Haß.

Es gibt aber auch einen Kampf aus Angst. Das ist vielleicht der häufigste Kampf, den Menschen führen. Die Angst ist allgegenwärtig. Die Menschen haben Angst um ihr Leben, Angst vor dem Tode, Angst, in einen Nachteil zu geraten, Angst, wichtige Werte zu verlieren. Aus dieser Angst wehren sie sich, und das ist richtig, das ist notwendig, das ist ein Instinkt, der im Menschen lebt, nämlich der Instinkt zur Selbsterhaltung. Man darf sich selbst erhalten, man darf um Selbsterhaltung kämpfen. Das Christentum hat immer die Notwehr heiliggesprochen. Es ist möglich, den ungerechten Angreifer zurückzuweisen. Auch der Kampf, den Familien oder Völker führen, kann berechtigt sein, ein Kampf aus Notwehr kann eine Tat hochstehenden Gemeinschaftswillens sein, und ein solcher Kampf ist berechtigt.

Freilich muß der Instinkt mit dem sittlichen Willen ein Bündnis eingehen. Man darf sich bei der Abwehr nicht dem Instinkt überlassen, man muß sich fragen: Bin ich berechtigt, in diesem Falle zum Kampf zu greifen? Darf ich mich in diesem Falle wehren? Ich will Ihnen zwei Beispiele geben. In meiner Kindheit hatte ich eine Mitschülerin, die zum Reichsarbeitsdienst eingezogen wurde und sich dort, bei den schlechten Verhältnissen, eine lebenslange Krankheit zuzog. Man verweigerte ihr zunächst eine Rente, aber sie hat so lange gekämpft, vor Gericht gekämpft, bis sie die Rente erstritten hatte, und sie war berechtigt dazu, denn das Leiden ging auf diesen Einsatz im Reichsarbeitsdienst zurück. Ein zweites Beispiel: Vor anderthalb Jahren besuchte mich ein Herr, der sich als Missionar aus Peru ausgab. Er sei auf der Rückreise, morgen reise er wieder ab, und er wolle doch seinen Seelsorgsanvertrauten helfen. Er wolle eine Pumpe einbauen in dem Dorfe, wo er als Seelsorger tätig sei, und da brauche er noch Geld. Ich gab ihm 500 Mark. Wenig später sprach ich mit einem Kollegen, der mir erzählte, der Missionar sei auch bei ihm gewesen, und da habe er gesagt, er sei nicht in Peru, sondern in Equador, also in einem anderen lateinamerikanischen Lande. Schließlich erfuhr ich, daß ein dritter Kollege ebenfalls den Besuch dieses Herrn gehabt hatte und schließlich ein vierter in Tübingen. Ich entschloß mich, auf dem Polizeipräsidium in Mainz Erkundigungen einzuholen. Dort legte man mir Bilder vor; ich erkannte sofort meinen Besucher. „Ja, der ist uns bekannt“, sagte der Kriminalpolizist, „der ist uns bekannt, das ist ein bekannter Betrüger.“ Nach einem halben Jahr rief mich derselbe Mann wieder an, aber unter einem anderen Namen. Er hatte vergessen, welchen Namen er bei seinem ersten Besuch gebraucht hatte. Ich sagte ihm: „Sie haben sich doch als Schüller vorgestellt, und nun nennen Sie sich Stoffels.“ Ich glaube, daß es berechtigt war, zur Polizei zu gehen und den Fall namhaft zu machen. Und doch sind mir nachher Zweifel gekommen. Ich habe mir gedacht: Das ist ein armer Teufel; Geld braucht er. Er hat es zwar betrügerisch erschlichen, aber er ist in Not, denn er ist nicht seßhaft, er reist umher und lebt von der Hand in den Mund. Wie immer es sein mag, es gibt Fälle, in denen man sich wehren darf und vielleicht auch wehren muß. Es gibt Fälle, wo das Recht verletzt wird und wo man um der Gerechtigkeit willen den Kampf aufnehmen muß. Aber es darf dieser Kampf nicht entarten. Es darf sich nicht der Haß einmischen. Es darf auch nicht die Selbstsucht bestimmend sein. Der Selbsterhaltungswille darf nicht zu einer gemeinen Selbstsucht werden, und der Naturinstinkt darf nicht übersteigert oder überspannt werden. Man darf nicht aus Machtgier oder aus Mißtrauen gegen den anderen zu der Abwehr treiben. Gerade das Mißtrauen ist eine große Gefahr, eine Gefahr, die manchmal sogar erst das Übel herbeiruft, gegen das man sich wehren möchte. Es gibt einen Kampf aus Haß; es gibt einen Kampf aus Angst.

Es gibt aber auch drittens einen Kampf aus Liebe. Ja, kann denn die Liebe kämpfen? Heißt es nicht im Korintherbrief: „Die Liebe duldet alles?“ Kann die Liebe kämpfen? Die Liebe kann kämpfen, weil sie dem Herrn und Meister ähnlich ist, der aus Liebe für die Seinen gekämpft hat. Wenn wir sein Leben anschauen, dann sehen wir, daß er, der die Liebe in Person war, gekämpft hat für die Seinen. Er hat den Kampf geführt gegen das Unrecht, gegen die falschen Lehren der Pharisäer. Er hat gekämpft gegen die äußeren Feinde seines Volkes, nämlich, die ihnen den Himmel versprochen durch falsche Lehren. Er hat gekämpft gegen die Verführung, er hat gekämpft gegen die Ärgernisse, weil er die Seinen geliebt hat und sie geliebt hat bis zum Ende. Deswegen hat er für sie gekämpft. Er hat auch gegen

die inneren Feinde seiner Lieben gekämpft. Die inneren Feinde sind diejenigen, die den Menschen umgarnen. Das sind die Feinde, die ihn zu krankhaftem Mißtrauen aneifern. Das sind diejenigen, die im Inneren Haßgefühle gegen andere haben. So hat Jesus gegen die inneren Feinde seiner Freunde gekämpft. Als er dem Knecht sein Handeln verwies, da hat er um die Seele dieses Mannes gerungen. Er ahnte oder wußte, daß in ihm noch ein Funke von Gerechtigkeitsgefühl war, und deswegen hat er ihn gefragt: „Warum schlägst du mich?“ Er wollte dieses Gerechtigkeitsgefühl aufwecken. Er hat auch gerungen um die Seele des Judas. „Wehe dem Menschen, durch den der Menschensohn verraten wird! Es wäre ihm besser, es würde ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er würde in die Tiefe des Meeres versenkt.“ Er hat gerungen um die Seele dieses Mannes, dieses Apostels, dieses Judas.

So müssen auch wir ringen gegen die äußeren Feinde derer, die uns anvertraut sind, und gegen die inneren Feinde. Wir verwechseln leicht die Gegnerschaft gegen eine verkehrte Seelenhaltung mit dem Kampf gegen den Träger dieser Haltung. Die verkehrte Seelenhaltung dürfen und sollen wir ablehnen, aber den Menschen dürfen wir nicht hassen. Wir dürfen den Beleidiger Gottes nicht hassen, den Sünder, wir dürfen den Beleidiger, der gegen uns vorgegangen ist, nicht hassen, und wir dürfen schon gar nicht die hassen, die anderer Meinung sind als wir. Wir müssen ihre falsche Meinung bekämpfen, aber wir dürfen sie nicht hassen. Wir müssen sie lieben. Deswegen sagt der Herr: „Liebet eure Feinde!“ Man kann nicht auf des Messers Schneide leben, entweder man haßt oder man liebt; eine bloße Neutralität gibt es nicht. Deswegen müssen wir die Feinde lieben.

Gewiß, die Liebe kann kämpfen; sie muß auch manchmal dulden. Sie muß vielleicht häufig dulden. Wenn der Kampf zum Ärgernis wird, dann muß die Liebe dulden. Wenn der Kampf größeren Schaden, größeres Unheil hervorruft als Nutzen, dann muß man den Kampf unterlassen. Wenn der Kampf aussichtslos ist, dann muß man ihn einstellen. Das war ja das große Verbrechen des Mannes, der zwölf Jahre lang an der Spitze Deutschlands stand, daß er den aussichtslosen Kampf nicht einstellte. Percy Ernst Schramm, der Tagebuchführer im Führerhauptquartier, ist der begründeten Meinung, daß Hitler im Frühjahr 1942 wußte, daß der Krieg verloren war, und doch hat er ihn noch drei Jahre weitergeführt mit unendlichen Verlusten, mit unermeßlichen Schäden. Das war ein falscher Kampf von Anfang an und erst recht, als er aussichtslos geworden war.

Die Liebe muß einem raten, was zu tun ist, ob man kämpfen muß oder ob man dulden muß. „Liebe nur“, sagt der heilige Augustinus, „liebe nur, und dann magst du tun, was du willst, du wirst immer das Richtige treffen.“ Wenn wir wirklich Liebe haben zu unserer Familie, dann werden wir wissen, wann wir für diese Familie kämpfen müssen und wann wir für sie dulden müssen. Wenn wir wirklich Liebe haben zu unserem Volke, dann werden wir wissen, wie wir uns zu anderen Völkern verhalten müssen. Wenn wir wirklich Liebe haben zu unseren Kindern, zu unseren Zöglingen, zu den uns Anvertrauten, dann wisse wir, wann wir ihnen widerstehen müssen, wann wir ihnen Hartes zumuten müssen wie ein Arzt, dann werden wir aber auch wissen, wann wir ertragen müssen, wann wir ihnen etwas ersparen können und wann wir etwas auf uns selbst nehmen müssen. Wenn wir Liebe haben zu uns selbst, dann werden wir wissen, wann wir ein Kreuz tragen müssen und den Leidenskelch austrinken müssen und wann wir uns gegen das Leiden wehren dürfen.

Unsere Zeit und unsere Welt ist verworren, meine lieben Freunde, und es gibt in dieser Welt nur ein einziges Licht, das ist die Liebe. Es gibt nur einen einzigen Mut, und das ist der Mut der Liebe, nämlich der Großmut. Es gibt nur einen einzigen heiligen Krieg, das ist der Kampf der Liebe. Und es gibt nur einen einzigen Heldentod, das ist der Opfertod der Liebe.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Natur und Übernatur (10)

(Über das Spannungsverhältnis zwischen Gesetz und Freiheit)

18.05.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag hatten wir uns vor Augen geführt, wie schwierig es ist, im Verhältnis zu unserem Nächsten immer das rechte Verhalten zu finden. Soll ich mich wehren oder soll ich dulden? Soll ich kämpfen oder soll ich leiden? Wenn nun nur der Mitmensch da wäre, dann könnte diese Spannung durch eine große, weise Liebe gelöst werden. Aber es ist eben nicht nur der Mitmensch da; es sind viele Menschen, es ist die Menschenmasse da, es ist die Gesellschaft, der Staat, es ist die Kirche da. Und das ist eine überpersönliche Macht, und diese überpersönliche Macht läßt sich in einem Wort zusammenfassen. Sie tritt uns entgegen als Gesetz. Und dieses Gesetz beschränkt uns. Das spüren wir jeden Tag, Gesetze beschränken uns; Gesetz und Freiheit sind ein Gegensatz, und dieser Gegensatz muß bewältigt werden. Das ist unsere sittliche Aufgabe, das ist unsere religiöse Aufgabe. Schon die ersten Christen haben diese Spannung zwischen Gesetz und Freiheit gespürt. Da ist Paulus aufgestanden, der große Herold der Freiheit, der christlichen Freiheit gegenüber dem Mosaischen Gesetz. „Hie Moses, hie Christus!“ So hieß damals die Losung, und Paulus war der Wortführer derer, die sagten: Das Mosaische Gesetz, sofern es nicht mit dem sittlichen Naturgesetz übereinstimmt, ist abgetan. Das Mosaische Gesetz ist durch das Gesetz Christi erlöst worden und abgelöst worden.

Diese Kämpfe liegen weit hinter uns; das ist unser Problem heute nicht. Aber die vielen Gesetze, die uns umgeben – vom Staat, von der Kirche, von der Gesellschaft, von der Etikette, von der Mode, von der Wissenschaft, von der Technik – diese vielen Gesetze bedrängen uns und heischen eine Antwort. Es besteht eine Spannung zwischen den Gesetzen und unserer Eigenart und unserer Entwicklung, unseren Wünschen, unseren Leidenschaften. Diese Spannung muß gelöst werden. Wir wollen deswegen in einem Dreischritt versuchen, hinter diese Spannung zu kommen. Wir wollen sprechen von der Geltung des Gesetzes, von der Wohltat des Gesetzes und von der Erfüllung des Gesetzes.

Das erste, was wir überlegen wollen, ist die Geltung des Gesetzes. Das Gesetz tritt ja an uns heran mit dem Anspruch, zu gelten, d. h. es ist eine Übermacht, es ist eine Macht, der wir uns unterordnen sollen. Der Grund dieser Geltung ist die Wirklichkeit; denn hinter jedem Gesetz steht, sofern es ein gültiges Gesetz ist, eine Wirklichkeit, und diese Wirklichkeit heischt von uns Anerkennung. Diese Anerkennung vollziehen wir, indem wir dem Gesetz gehorchen. Das Gesetz gilt. Es drückt eine Gegebenheit aus, und diese Gegebenheit müssen wir anerkennen. Wenn wir das nicht tun, dann geht sie über uns hinweg, wie die Sonne über uns aufgeht oder der Regen über uns fällt, je nach der Gesetzmäßigkeit der Natur. Und so gibt es eben die Gesetze der Technik, die uns lehren, wie die Naturkräfte zu beherrschen sind. Es gibt die Gesetze der Psychologie, die uns kund machen, wie Menschen zu behandeln sind. Es gibt Gesetze des Staates, die das Zusammenleben der Menschen ordnen. Es gibt Gesetze der Völkerordnung, die einen Frieden und eine Harmonie zwischen den Nationen aufrichten wollen. Es gibt Gesetze der Wissenschaft, die zu rechten und echten Ergebnissen führen, wenn sie beachtet werden. Und es gibt Gesetze der Kunst, die das Schöne gestalten und dem Häßlichen wehren. Diese Gesetze sind natürlich nicht alle auf einer Ebene aufgetragen. Die Gesetze haben eine Abstufung. Es ist von vornherein zu erkennen, daß das Gesetz, welches das menschliche Leben betrifft, ein anderes ist als jenes Gesetz, welches unsere Haustiere angeht. Es besteht also eine Abstufung, und deswegen müssen die Gesetze je nach ihrer Wertigkeit, nach ihrer Bedeutung, nach ihrem Rang beobachtet und beachtet werden. Die Gesetze sind vielfältig und zahlreich. Aber die Zahl ist nicht immer

eine Gewähr für die Güte. Es können Gesetze auch ihre Geltung verlieren, etwa wenn sie übermäßig sind, wenn sie, wie es beispielsweise in der Zeit des Dritten Reiches war, geringfügige Vergehen mit enormen Strafen belegen. Wenn man für das Anhören ausländischer Sender mit dem Tode bestraft werden kann, dann sieht jeder, daß hier ein Unverhältnis besteht, daß ein solches Gesetz nicht gelten kann, keine Geltung beanspruchen kann. Und so ist es mit manchen anderen Gesetzen, die der Staat erläßt. Anders ist es mit den Gesetzen der Kirche. Was die Kirche an Gesetzen von Gott her verkündet, das ist untrüglich und unveränderlich. Das sittliche Naturgesetz bleibt immer gleich; es gibt keine Änderung. Und was göttliches Recht ist, bleibt göttliches Recht in alle Ewigkeit.

Zur Geltung des Gesetzes tritt die Wohltat des Gesetzes. Die Gesetze wollen uns wohl tun, ja, man kann sagen: Nur die Gesetze, die den Menschen wohl tun, sind echte, wirkliche, geltende Gesetze. Ein Gesetz, das in keiner Weise mehr eine Wohltat wäre, ein solches Gesetz wäre hinfällig. Die Wohltat, welche die Gesetze bedeuten, kann man mit drei Begriffen umschreiben: Die Gesetze sind eine Bändigung, sie sind eine Befreiung, und sie sind eine Erhebung.

Die Wohltat des Gesetzes besteht erstens in einer Bändigung. Wir wissen doch alle, meine lieben Freunde, daß in uns etwas ist, was gebändigt werden muß. Wir spüren doch alle die Unholde in der eigenen Brust. Wir wissen doch, daß wir zum Verbotenen neigen. Nitimur in vetitum. - Wir neigen zum Verbotenen! Und dann muß das Gesetz diese Neigungen überwinden, dann muß das Gesetz kommen, damit wir nicht der Laune, der Leidenschaft und der Gewalt nachgeben, sondern der Vernunft und dem Geist und der Liebe und der Wahrheit. Das Gesetz dient der Bändigung der Leidenschaften, der Launen. Wenn wir wahrheitsliebend sind, erkennen wir, daß wir dieser Bändigung bedürfen. Ein jeder von uns braucht solche Bändigung, zumindest in bestimmten Stunden. Freilich, wenn ein Gesetz nicht mehr der Bändigung, sondern der Fesselung dienen würde, wenn ein Gesetz nicht mehr die Laune und die Leidenschaft niederhalten, sondern erwecken würde, wenn es an die Stelle der Übereinkunft die Sprache der Gewalt setzen würde, dann wäre es ungültig. Gesetze, die nicht mehr das Menschentier, das Tier im Menschen, bändigen, haben ihre Daseinsberechtigung verloren.

Die zweite Wohltat des Gesetzes lautet: Befreiung, Befreiung von der Enge, von der Ratlosigkeit, von der Weglosigkeit. Wir haben doch alle die Erfahrung gemacht, was für Stimmen in unserem Inneren rufen, Stimmen der Höhe und Stimmen der Tiefe, Stimmen von Engeln und Stimmen von Dämonen. Wir wissen doch alle, daß unsere Einfälle nicht immer Einsprechungen Gottes sind und daß wir der Führung bedürfen und der Befreiung von unserer irrigen Meinung, daß wir zur Klarheit geführt werden müssen, daß wir wissen müssen: Das ist mein Beruf, das ist mein Weg, das ist mein Ziel. Diese Aufgabe soll das Gesetz leisten. Es kommt ja aus der Wirklichkeit, und es führt zur Wirklichkeit, wenn immer es ein rechtes Gesetz ist. Am deutlichsten sehen wir das an den Gesetzen unserer Kirche. Meine lieben Freunde, man hat der katholischen Kirche - und in wachsendem Maße - den Vorwurf gemacht, daß sie in der Zeit des Dritten Reiches nicht genug für die Juden getan habe. Diesen Vorwurf habe ich immer für unberechtigt gehalten; denn die Kirche hat immer das verkündet, was allen Menschen, und damit auch den Juden, nützlich und notwendig war, nämlich die allgemeine Menschenliebe, die allgemeine Nächstenliebe. Wer sich an die Kirche gehalten hat, der hat auch das rechte Verhältnis zu den Juden gehabt. Das kann ich bezeugen. Das kann ich bezeugen aus eigenem Erleben, aus dem Erleben meiner Verwandtschaft. Diejenigen, die aus dem Glauben gelebt haben, haben sich der Juden angenommen unter eigener Lebensgefahr. Jawohl, das kann ich bezeugen. Wer mit der Kirche lebt, der weiß, wohin er gehen muß und wie er gehen muß. Wer mit der Kirche lebt, der weiß, wie das Familienleben gestaltet werden muß, um friedlich zu sein. Wer mit der Kirche lebt, der weiß, wie die Kinder erzogen werden müssen, damit sie zu rechten Menschen herangebildet werden. Wer mit der Kirche lebt, der weiß, wie er in seinem Leben mit den Gütern dieser Erde umgehen muß. Gebrauchen, als gebrauchten wir nicht. Die Wohltat des Gesetzes besteht tatsächlich darin, daß es uns befreit von dem Irrtum, von der Ratlosigkeit, von der Weglosigkeit und daß es uns zu dem führt, was uns zum Heile gereicht.

Das ist nämlich der dritte Sinn, die dritte Wohltat des Gesetzes, daß es uns erhebt, daß es uns von unseren niederen Banden befreit und erhebt zu einer höheren Kultur. Es führt uns nämlich zur Sachlichkeit. Das Gesetz ist ja Ausdruck der Wirklichkeit, und ein gutes Gesetz, ein rechtes Gesetz ist Ausdruck der objektiven Gegebenheit und führt uns zu dieser Gegebenheit. Es führt uns zur Sach-

lichkeit, es lehrt uns den rechten Gebrauch des Umganges mit den Menschen und mit den Dingen und mit der Natur. Es gibt uns eine seelische Kultur. Dazu gehört freilich die Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor den Dingen und vor den Menschen und vor allem vor Gott. Und zur Ehrfurcht wiederum ist nur fähig, wer demütig ist, wer sich beugen kann, wer sich einordnen kann in das große Ganze. Das ist also die dreifache Wohltat des Gesetzes: Bändigung, Befreiung und Erhebung.

Es bleibt uns noch zu betrachten die Erfüllung des Gesetzes. Die Erfüllung des Gesetzes ist nicht damit abgetan, daß man den Buchstaben des Gesetzes erfüllt; denn die Buchstabentreue kann mit einer inneren Untreue verbunden sein. Das Gesetz wird nur dann wirklich und echt und nach seinem inneren Gehalt erfüllt, wenn wir uns seine Intention zu eigen machen, wenn wir uns nicht zähneknirschend beugen, sondern wenn wir die Vernünftigkeit des Gesetzes anerkennen und es uns zu eigen machen als eine Förderung unseres Menschentums. In dieser Weise wird das Gesetz zu einer Erfüllung unserer Seele; indem wir das Gesetz erfüllen, erfüllen wir unsere Seele. Wir werden auf diese Weise zu höheren Menschen emporgehoben. Wir können freilich Gesetze nur erfüllen, wenn wir nachdenken, wenn wir die Gesetze nach ihrer Wertigkeit und ihrem Rang beachten. Es kann durchaus sein, daß wir zu ehrfürchtiger und verantwortungsvoller Kritik am Gesetz verpflichtet sind. Das kann notwendig sein. Wenn wir nach gewissenhafter Erforschung und nach Beratung mit weisen Männern und Frauen zu der Ansicht kommen, daß ein Gesetz schädlich ist, dann dürfen wir es, dann müssen wir es unbeachtet lassen.

Es ist auch keine Frage, meine lieben Freunde, daß in unserem Staatswesen manche Gesetze sind, die vor Gott und seiner Ordnung nicht bestehen können. Wenn die rot-grüne Bundestagsmehrheit ein Gesetz beschließt, das die gleichgeschlechtliche Unzucht mit bestimmten Privilegien ausstattet, dann ist dazu zu sagen: Dieses Gesetz ist null und nichtig! Dieses Gesetz besteht vor Gott und vor denen, die Gott gehorchen, nicht. Das Gesetz ist eine Ermutigung für Unzucht und Perversion. Freilich muß eine solche Entscheidung nach gewissenhafter Überlegung und nach Beratung mit weisen Menschen gefällt werden. Aber wenn einmal diese Überzeugung feststeht, dann muß man sich auch zu ihr bekennen. Die Erfüllung des Gesetzes wird also darin bestehen, daß wir werten, daß wir gehorchen, daß wir den Unterschied der Gesetze uns vor Augen führen. Es kann ja sein, daß ein höherwertiges Gesetz mit einem niederwertigen zusammenstößt. Es gibt den Fall der Gesetzeskollision. In einem solchen Falle ist das höherwertige Gesetz vorzuziehen und das niederwertige unbeachtet zu lassen. Die Straßenverkehrsordnung gilt; sie ist notwendig, sie ist ein gerechtes Gesetz. Aber wenn die Not es gebietet, dann muß die Polizei oder der Arzt oder der Priester die Straßenverkehrsordnung einmal übertreten; denn wenn es um Menschenleben geht, um das Heil der Seelen, um die Gesundheit, um die Freiheit, dann muß das niederwertige Gesetz dem höheren weichen. Aber wiederum: Das kann nur von einem Menschen entschieden werden, der von der grundsätzlichen Übermacht des Gesetzes erfüllt ist, der weiß, daß die Gesetze Geltung haben, daß sie eine Wohltat sind und daß sie erfüllt werden wollen.

In der heutigen heiligen Messe beten wir ein wunderschönes Gebet am Anfang im Kirchengebet, in der Oration. Da heißt es, daß wir Gott bitten, er möge uns das lieben lehren, was er uns gebietet, und das begehren, was er verspricht. Dann werden wir innerhalb der Mannigfaltigkeit der Welt das Rechte finden. Das lieben, was Gott gebietet, das begehren, was er verspricht. Das macht uns zu wahren Erfüllern des Gesetzes.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Natur und Übernatur (11)

(Über die Spannung zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft)

25.05.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Daß zwischen dem einzelnen Menschen und seiner Umgebung Spannung besteht, das ist jedem von uns bewußt. Es wird wohl nicht viele unter uns geben, die nicht schon einmal den Wunsch gehabt haben, sich auf eine einsame Insel im Weltmeer zu begeben oder in eine Einöde zu fliehen, um von den Menschen, von den Menschen der Umgebung loszukommen. Und doch weiß jeder, daß ein solcher Wunsch unausführbar ist, denn wir sind mit tausend Banden, mit tausend Rücksichten, mit tausend Verpflichtungen an unsere Umgebung gebunden. Andererseits ist uns auch klar, daß wir es auf dieser Insel oder in der Einöde nicht lange aushalten würden, denn wir brauchen die Menschen. So sehr uns die Gesellschaft bedrückt und belastet, so notwendig ist sie für unser Leben. Es also eine Spannung zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft, ja, es ist sogar ein Gegensatz zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft. Das erklärt sich auf folgende Weise. Der mit seiner Gemeinschaft, mit seiner Gesellschaft verbundene Mensch ist auch immer ein gebundener Mensch, und umgekehrt: Der ungebundene Mensch, der ist auch immer ein verlorener, ein isolierter, ein verlassener Mensch. Wenn wir in dem großen Ganzen aufgehen, dann werden wir Herdentiere, wenn wir uns aber von dem großen Ganzen wegbewegen, dann werden wir Raubtiere. Es ist also eine Spannung da zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft, und die muß versucht werden zu bewältigen. Wir wollen sie, diese Bewältigung, in zwei Sätze fassen, nämlich

1. Der Mensch ist mehr als ein Gesellschaftswesen.
2. Der Mensch ist mehr als ein Einzelwesen.

Daß der Mensch in der Gesellschaft nicht aufgeht, ergibt sich klar daraus, daß sein Ziel nicht die Gesellschaft ist, sondern Gott. Sein Ziel ist nicht die Familie, ist nicht die Kirche, ist nicht der Staat, sondern sein Ziel ist Gott. Er hat seine Heimat bei Gott, und daraufhin ist er unterwegs. Alles, was ihm unterwegs begegnet, ist nur Weggefährte, aber nicht Ziel, und dieses Ziel, bei Gott zu sein, ist das einzige unaufgebbare, das einzige absolute, das einzige unvertauschbare Ziel.

Unser Ziel liegt also nicht in den Geschöpfen, in keinem Geschöpf, nicht in einem Menschen, nicht in der Familie, nicht in der Kirche, nicht im Staat. Es liegt über diese Gemeinschaften hinaus in Gott. Wie sagt die Heilige Schrift: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.“ Also sind auch wir Gottes. Unser Zusammensein mit Gott ist das letzte, das überaus wertvolle Ziel, das uns gesetzt ist. Deswegen sagt auch Jesus: „Fürchtet nicht die, welche den Leib töten können; fürchtet den, der Leib und Seele in der Hölle verderben kann!“

Daraus ergibt sich auch, daß der Weg zu Gott der entscheidende Weg ist, und dieser Weg zu Gott wird durch zwei Kräfte bestimmt, nämlich durch die Gnade und durch die menschliche Mitwirkung. Gnade und menschliche Mitwirkung sind es, die uns den Weg zur Nähe Gottes finden lassen. Diese beiden Kräfte, die Gnade und die menschliche Mitwirkung, dürfen deswegen niemals gehemmt, geschädigt, beeinträchtigt oder verkümmert werden. Keine Gesellschaft darf uns daran hindern, diesen Weg zu gehen, mit der Gnade zu arbeiten, um den Himmel zu finden. Die höchste Instanz auf Erden ist also die Persönlichkeit des Einzelnen, und zwar nicht die hemmungslose, nicht die losgelöste Persönlichkeit, sondern die in Gott ruhende Persönlichkeit, die auf Gott zugehende Persönlichkeit, die Persönlichkeit, die mit Gottes Willen in Übereinstimmung steht. Diese Persönlichkeit darf niemals geschädigt werden. Dieser Persönlichkeit darf niemand etwas zuleide tun. Diese Persönlichkeit ist so gewaltig, daß sich alles vor ihr beugen muß im Himmel und auf Erden.

Freilich, wenn diese Persönlichkeit von sich selbst abfällt, wenn sie versagt, dann muß sie sich etwas sagen lassen von anderen, dann muß sie sich dreinreden lassen, dann muß sie sich von Wesen, die

sittlich höher stehen als sie selbst, zurechtweisen lassen, dann muß eine solche Persönlichkeit gemahnt, gerügt, getadelt und notfalls auch gezwungen werden. Das ist notwendig, um die Unzulänglichkeit und Schwäche des Einzelnen auszugleichen.

Wir brauchen nicht zu befürchten, daß die selbständige Persönlichkeit der Gesamtheit der Menschen schädigend gegenüberreten könnte. Nein, diese Befürchtung ist grundlos, denn der Mensch, der mit der Gnade mitwirkt, der Mensch, der auf Gott zugeht, der mit sittlichem Wollen und mit sittlicher Arbeit gereift und geformt worden ist, ein solcher Mensch ist ein Bote, ein Diener und Freund Gottes und geht als solcher zu den Menschen. Ein solcher Mensch ist es, der den wahren sittlichen Fortschritt in unserer Welt bewirkt. Der wirkliche Fortschritt wird nicht durch äußere Erfindungen und Entdeckungen bewirkt, sondern durch die sittliche Persönlichkeit, und diese sittliche Persönlichkeit darf, das sei noch einmal gesagt, durch niemanden außerhalb von uns und erst recht nicht durch uns selbst beschädigt und gestört werden. Der Mensch ist mehr als ein Gesellschaftswesen.

Er ist aber auch mehr als ein Einzelwesen. Das ergibt sich schon ganz klar daraus, daß wir von der Gesellschaft empfangen. Niemand von uns kann ohne die Gesellschaft, kann ohne andere Menschen, kann ohne die Fürsorge, ohne die Hilfe, ohne den Trost anderer Menschen leben. Wir sind auf die Menschen angewiesen. Auch das größte Genie muß von außen angeregt werden, damit es sich entfalten kann. Und erst recht gilt das für uns kleine Menschenwürmer. Wir bedürfen der Anregung, der Förderung, des Beistandes der Menschen unserer Umgebung. Wir brauchen Menschen, die schenkend und wohlwollend uns gegenüberreten. Aber zu diesen Menschen gehören wir natürlich auch selbst, und so müssen wir auch der Gesellschaft geben. Wir sind mehr als ein Einzelwesen. Wir müssen auf die Gesellschaft zugehen; wir müssen ihr schenken, und zwar nicht mit Zwang, nicht mit Mißtrauen, nicht mit Bitterkeit im Herzen, sondern freudig und mit Vertrauen und mit Liebe. Es muß das freie Schenken einer selbständigen Persönlichkeit sein, das wir der Gesellschaft entgegenbringen.

Gott ist der Schöpfer der Welt, aber er beteiligt die Geschöpfe an seiner Schöpfung. Er hat den Menschen zu einem Selbstschöpfer gemacht. Er hat dem Menschen aufgetragen, das zu werden, was er nach Gottes Plan werden soll; er muß etwas aus sich machen. Und das gilt auch gegenüber dem Mitmenschen. Er muß auch den anderen helfen, daß sie etwas aus sich machen, daß sie zu dem kommen, was Gott in ihnen sehen will. Er muß die Menschen tätig und tatkräftig lieben, er muß sie fördern, er muß ihnen Kraft und Glück spenden, damit sie das erreichen, was Gott ihnen geben will. Die Menschen dürfen uns also nicht gleichgültig sein. Wir müssen uns ihrer annehmen, wir müssen ein Herz für sie haben. Es muß uns an den Menschen etwas liegen. Ein kalter, ein berechnender, ein selbstsüchtiger Mensch ist nicht fähig, das zu verwirklichen, was Gott von ihm haben will, nämlich daß er mehr ist als ein Einzelwesen, daß er ein Gemeinschaftswesen, ein Gesellschaftswesen werden soll. Wir dürfen nicht in selbstsüchtiger Weise in uns selbst, dem eigenen Ich steckenbleiben. Wir müssen über uns selbst hinausgehen, um den anderen zu fördern und zu tragen.

Gewiß kann es in den niederen Bereichen des Lebens, vor allen Dingen in dem materiellen Bereich zu Widerstreit kommen, zu Konflikten. Man spricht ja vom Kampf ums Dasein. Aber diese Konflikte müssen bewältigt werden durch den Grundsatz: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Im großen Ganzen, dem wir dienen, sind wir auch selbst am besten aufgehoben. Wenn es einmal so weit kommen sollte, daß sich der Einzelne für das Ganze opfern muß – und das kann geschehen –, dann ist das immer nur ein Opfer am Weg, aber nicht am Ziel. Auch der, der sich für das Ganze seiner Familie, seiner Kirche, seines Gemeinwesens, seines Staates opfert, auch er findet den Weg zum Ziele, nämlich in Gott, in der Gemeinschaft, im Beisammensein mit Gott.

Die Konflikte, die zwischen den Menschen ausgetragen werden, haben ihre Wurzel im eigenen Inneren. Wer nämlich im eigenen Inneren nicht wohlwollend gegen die Menschen eingestellt ist, der wird auch den Konflikt, den er im Inneren trägt, nach außen bringen. Es geht also darum, im eigenen Inneren wohlwollend, geneigt, mitfühlend, tröstend gegenüber den Mitmenschen zu werden. Wir müssen den Menschen, die uns begegnen, ein Plätzchen in unserem Inneren anweisen. Wir dürfen nicht abweisend sein, wir dürfen nicht die Menschen von uns stoßen im Inneren, denn dann stoßen wir sie auch bald von uns im Äußeren. Im Inneren müssen wir geneigt und wohlwollend zu den Menschen sein, um sie im äußeren Leben auch wohlwollend umfassen zu können. Ein wahrhaft großer Mensch, meine lieben Freunde, trägt alles in seinem Herzen, was aus dem Herzen Gottes kommt und

was zum Herzen Gottes führt. Ein wahrhaft großer Mensch beherzigt das Wort des Heilandes: „Das Himmelreich ist in euch.“ Das will besagen, das Himmelreich der Gemeinschaft ist auch in euch, in eurer eigenen Seele. Ihr müßt das Zusammensein mit den Menschen erst in eurer gotterfüllten Einsamkeit suchen, dann werdet ihr es auch finden im äußeren Leben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Aufgefahren in die Wirklichkeit des Himmels

29.05.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Himmelfahrt des Herrn Versammelt!

Wenn man heute die Menschen fragen würde, welchen Tag wir begehen, dann würden viele, allzu viele, antworten: „Heute ist der Vatertag.“ Warum soll man nicht einen Vatertag begehen? Es gibt ja auch einen Muttertag. Aber wer Christ ist, müßte wissen, daß am heutigen Tage die Himmelfahrt des Herrn gefeiert wird. Der Herr ist zurückgekehrt, woher er gekommen ist, und das ist ein Anlaß, froh und dankbar zu sein.

Der Himmelfahrtstag wirft aber in unserer Zeit und in unserer Umgebung Fragen auf. Ich meine, es sind drei Fragen, die uns heute gestellt sind, nämlich

1. Ist der Bericht aus der Apostelgeschichte zuverlässig?
2. Gibt es einen Himmel?
3. Wissen wir etwas vom Himmel?

Die erste Frage lautet: Ist der Bericht der Apostelgeschichte zuverlässig? Wir wissen, meine lieben Freunde, daß es heute ungläubige Theologen gibt, Theologen, die Wissenschaft vom Glauben betreiben und diesen Glauben nicht teilen. Und diese Ungläubigkeit erstreckt sich auch auf den Inhalt des heutigen Festes. Sie reden davon, daß im 1. Kapitel der Apostelgeschichte eine Legende erzählt werde, also eine erfundene Geschichte. Wenn man den Bericht der Apostelgeschichte auf sich wirken läßt, dann sieht man, daß er nichts Legendarisches an sich hat. Hier wird schlicht und redlich ein wirklicher Vorgang geschildert, wie ihn die Augenzeugen beobachtet haben. Der Bericht in der Apostelgeschichte verrät die geschulte Feder des griechischen Historikers. Er ist rein sachlich und verzichtet auf alle Ausschmückung legendarischer Art.

Selbstverständlich muß man wissen, wie der Begriff Himmel zu deuten ist. Der Herr wurde emporgehoben in den Wolkenhimmel, das ist keine Frage. Er entschwand nach oben, da, wo die Wolken sind. Aber sein Weg führte über die Wolken hinaus. Wenn Sie einmal die Novene, die wir jetzt bis zum nächsten Pfingstsonntag beten, betrachten, da finden Sie den Satz, daß Jesus „über alle Himmel“ emporgehoben wurde. Also nicht in den Wolkenhimmeln hat er Platz genommen, nicht da, wo die Raumschiffe ziehen, nicht dort, wo die Sterne ihre genau bezeichneten Bahnen verfolgen, sondern über alle irdischen Himmel, über alle uns als Erfahrungswesen zugänglichen Himmel ist Christus emporgestiegen in jene Wirklichkeit, die Gott vorbehalten ist. Der Himmel, der hier gemeint ist, ist die Gott vorbehaltene Wirklichkeit. Wir nennen Gott mit einem richtigen Wort transzendent, das heißt übersteigend. Gott übersteigt die irdische Wirklichkeit. Er ist anders als alles, was wir kennen, was wir sehen, was wir hören, was wir mit unseren Apparaten ergreifen können. Und diese Wirklichkeit ist gemeint, wenn wir sagen: Gott hat seinen Sohn Jesus Christus in den Himmel aufgenommen. Er ist nicht, um mit den Worten der englischen Sprache zu reden, in den „sky“ aufgenommen worden, sondern er ist in den „heaven“, in die Gott vorbehaltene Wirklichkeit eingegangen. Die Berichte, die wir von der Himmelfahrt haben in der Apostelgeschichte und auch im Markusevangelium, sind zuverlässig. Es besteht kein Anlaß, sie zu bezweifeln. Bezweifeln muß sie nur derjenige, der nicht an Gott glaubt. Wer nicht an Gott glaubt, der braucht natürlich auch nicht an die Himmelfahrt zu glauben. Aber wenn Gott existiert, dann tut er Göttliches, dann sind seine Werke von anderer Art, als wir Menschen sie vollbringen. Man kann nicht bestimmen, was Gott tun darf und was er nicht tun darf. Wir müssen Gott überlassen, was er will und was er tut. Er hat hier eine Tathandlung gesetzt, eine Gleichnishandlung, gewiß ein Gleichnis, indem er nach oben emporfuhr, um zu zeigen, er ist nicht in die Unterwelt gegangen, er ist nicht dahin gegangen, wo die Hölle nach der Vorstellung der Zeitgenossen ist. Er ist dahin gegangen, wo Gott ist, wo die Wirklichkeit Gottes offenbar wird, und sitzt zur

Rechten Gottes. Das sind alles Bilder, aber es sind Bilder, hinter denen eine Wirklichkeit steht. Es sind keine Phantasien, sondern es sind Wirklichkeiten, die uns hier von den Evangelisten bezeugt werden.

Die erste Frage lautet: Ist der Bericht zuverlässig? Wir dürfen ohne jeden Anflug eines Zweifels sagen: Er ist zuverlässig. Die Männer, die Jesus haben emporschweben sehen, haben berichtet, was sie erlebt haben. Sie haben nicht geflunkert, sondern sie haben bezeugt.

Die zweite Frage lautet: Gibt es einen Himmel? Auch diese Frage ist natürlich belastet durch unsägliche Vorstellungen vom Himmel, durch Phantasien, die die Menschen sich zurechtgemacht haben. Wir dürfen nicht die Vorstellungen vom Himmel mit der Wirklichkeit des Himmels verwechseln. Die Vorstellungen sind unzulänglich, und alle Phantasien über den Himmel werden von dem heiligen Paulus abgewiesen, wenn er sagt: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, in keines Menschen Herz ist es gedrunken, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ Das ist die Abweisung jeder menschlichen Vorstellung, jeder irdischen Phantasie über den Himmel. Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, in keines Menschen Herz ist es gedrunken, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. Jawohl, es gibt einen Himmel. Jesus, der es wissen mußte, hat uns darüber Zeugnis abgelegt. „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Wenn es anders wäre, hätte ich es euch gesagt. Ich gehe hin, euch eine Wohnung zu bereiten.“ Es gibt einen Himmel, es gibt eine Stätte der Seligkeit, es gibt eine Gott vorbehaltene Wirklichkeit, an der die Menschen teilnehmen sollen, die zu ihm gehören.

Die dritte Frage lautet: Wissen wir etwas von dieser Wirklichkeit? Können wir uns etwas Sicheres über den Himmel aneignen, das uns nicht enttäuscht, wenn wir einmal seine Wirklichkeit erfahren werden? Auch diese Frage ist mit ja zu beantworten. Wir können die Wirklichkeit des Himmels, wie sie uns Christus geschildert hat, in vier Worten zusammenfassen: Guter Hirt, Wohnung, Gewand, Mahl. Jesus nennt sich den Guten Hirten. Wir wissen, wer ein guter Hirt ist; das ist derjenige, der sich um seine Schafe sorgt, der sein Leben für seine Schafe hingibt. Er läßt neunundneunzig Schafe in der Wüste, um das verlorene zu suchen und zu retten. Das heißt, Gott liebt einen jeden Menschen persönlich. Er ist nicht zufriedengestellt mit neunundneunzig und mit drei Milliarden, sondern jeden einzelnen Menschen liebt er persönlich, und wen er einmal mit seiner Liebe umfassen hat, den läßt er nicht mehr aus seiner Liebe herausfallen. Es ist undenkbar, daß Gott, der seine Liebe und sein Blut für den Menschen verschwendet hat, ihn in das Nichts zurückfallen läßt. Nein, der Gute Hirt, der sein Leben für seine Schafe gibt, sorgt dafür, daß sie in Ewigkeit bei ihm sein können.

Am gestrigen Tage, meine lieben Freunde, war in der Mainzer Allgemeinen Zeitung eine Todesanzeige, wie ich sie noch nie gelesen habe. Da wurde ein Professor, Josef Scharf, angezeigt, dessen Leben liebevolle Zuwendung an seine Mitmenschen war, und seine Gattin schrieb: „So nehmen wir Abschied in Trauer und Dankbarkeit, daß Gott seine Seele befreit hat aus einem Körper, der ihm nicht länger dienen konnte.“ Wie wahr! Wie richtig! Gott hat seine Seele befreit aus einem Körper, der ihm nicht länger dienen konnte. Genau das ist es. Genau das meinen wir, wenn wir sagen: Es gibt ein ewiges Leben, das der Gute Hirt denen bereitet hat, die zu seiner Herde gehören.

Jesus spricht dann von den Wohnungen, die er bereitet. Für seine Zuhörer hat er Wohnung in einem Gegensatz gestellt zu einem Zelt. Das Zelt der Nomaden ist keine Wohnung. Das Zelt wird aufgebaut und wieder abgerissen. Wenn die Weideplätze leergeweidet sind, dann wird das Zelt anderswo aufgestellt. Es ist keine bleibende Stätte. Und jetzt kommt die Verkündigung Jesu: Im Himmel gibt es keine Zelte mehr, sondern eine Wohnung, eine Wohnung, die also Beheimatung und Geborgenheit gibt, eine Wohnung, die vor Unbilden schützt, eine Wohnung, die nicht mehr aufgegeben werden muß und abgebrochen werden kann, eine Wohnung, die immer bleibt. Das ist die trostreiche Verkündigung, die Jesus vom Himmel gibt. „Im Hause meines Vaters gibt es viele Wohnungen. Wenn es anders wäre, hätte ich es euch gesagt. Ich gehe hin, euch eine Wohnung zu bereiten.“

Wenn wir das Bild von der Wohnung für unsere Zeit in einen Gegensatz stellen wollen, dann müssen wir sagen: Die Himmelswohnung ist keine Baracke. Eine Baracke haben wir kennengelernt, als wir aus der Heimat vertrieben wurden und man uns notdürftig und provisorisch unterbrachte. Baracken standen in den Konzentrationslagern; das waren keine Wohnungen, sondern Unterkünfte. Was Gott uns bereitet, das ist eine Wohnung, eine Stätte der Geborgenheit, des Friedens und der Ruhe.

Der Herr schildert den Himmel auch unter dem Bilde des Gewandes. Das Gewand, das er uns ankündigt, ist nicht irgendein Lumpen, mit dem man umhüllt wird, sondern ein Freudengewand, ein

Prachtkleid, bildlich gesprochen selbstverständlich, aber hinter diesem Bild steht eine Wirklichkeit, und diese Wirklichkeit ist die: Gott schafft den Menschen um zu einem unschuldigen Wesen. Wir Menschen können auch verzeihen und vergessen, aber Gott kann verändern. Er kann eine Tiefenverwandlung vornehmen, und genau das ist es, was im Himmel geschieht und was mit dem Bild vom Gewand angedeutet wird. Keine Schuld mehr, keine Sünde mehr, keine Versuchlichkeit mehr, sondern Unschuld, so wie wir sie – Gott sei es geklagt – verloren haben und nicht mehr wiedergewinnen können. Diese Unschuld wird Gott uns im Himmel schenken. Er wird sie uns schenken unter dem Bilde des Gewandes, des weißen Gewandes, der Herrlichkeitsgewandes, das uns verbindet mit dem verklärten Christus.

Und schließlich ein letztes Bild, in dem der Herr den Himmel schildert, das Mahl. Das Mahl ist mehr als Sättigung. Das Mahl ist etwas anderes als Nahrungsaufnahme. Das Mahl ist ein festlicher Vorgang. Das Mahl, das uns Christus im Himmel ankündigt, ist ein Freudenmahl. Alle Trauer und alle Tränen sind vergangen. Es ist ein Mahl der Gemeinschaft. Sich sattessen kann man auch alleine, aber ein Mahl halten kann man nur in Gemeinschaft. Und der Himmel ist Gemeinschaft, Gemeinschaft der Erlösten, Gemeinschaft der Geretteten, Gemeinschaft der von Christus in seine Herrlichkeit Eingeführten. Ein Mahl der Gemeinschaft, ein Mahl der Freude, ein Mahl der Fülle. Nicht nur das Notdürftige wird gereicht, sondern es wird eine volle und vollendete Sättigung eintreten, so daß der Mensch nichts mehr verlangen wird. Unter dem Bilde des Mahls schildert uns Jesus die Freude und die Fülle und das Glück des Himmels.

Drei Fragen haben wir gestellt, meine lieben Freunde, und zu beantworten versucht. Die Antworten lauten: Der Bericht der Evangelisten über die Himmelfahrt Christi ist keine Legende, sondern eine Wirklichkeit. Es gibt einen Himmel, Gott enttäuscht uns nicht. Er läßt den, den er an sein Herz gezogen hat, nicht mehr ins Nichts zurückfallen. Und der Himmel ist eine Stätte, in der wir bleibend in Freude und in Gemeinschaft und in Glück versammelt sind.

Der heilige Paulus hat diese Wahrheit den Sklaven und kleinen Händlern in Korinth in folgender Weise beschrieben: „Wir sind gewiß, daß, wenn dieses unser irdisches Gezelt – Gezelt! - abgebrochen wird, wir einen Bau von Gott empfangen, ein nicht mit Händen gemachtes, ewiges Wohnhaus im Himmel.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Natur und Übernatur (12)

(Über die Entscheidung zwischen Gott und Welt)

01.06.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben am vergangenen Sonntag erkannt, daß ein Herz, das Gott bei sich eingelassen hat, auch die ganze Welt in sich trägt. Denn Gott kommt zum Menschen nicht ohne seine Geschöpfe. Freilich kann sich da die Frage erheben: Genügt nicht Gott? Muß man denn auch noch zu den Geschöpfen gehen? Ist es notwendig, daß man, nachdem man Gott besitzt, auch die Geschöpfe bei sich aufnimmt? Ja, es ist notwendig. Es ist so notwendig, daß man Gott gar nicht allein haben kann ohne die Geschöpfe. Denn so sagt der heilige Johannes: „Wer behauptet Gott zu lieben, aber seinen Bruder nicht liebt, der ist ein Lügner.“ Es gibt das Doppelgebot der Gottesliebe und der Nächstenliebe, und das eine verpflichtet uns so sehr wie das andere. Und trotzdem ist es ein schweres Problem: Gott oder der Mensch. Sollen wir zu Gott gehen oder zu den Menschen? Sollen wir bei Gott bleiben oder bei den Menschen verharren? Es ist ein schweres Problem, ob wir Gott und die Welt, das Gebet und die Arbeit, Gottesdienst und Weltendienst, Feiertage und Werktage vereinigen können. Ich meine, die Lösung liegt darin, daß es nur ein Ziel gibt, aber viele Wege, und daß wir diese Wege endlos gehen müssen; 1. ein Ziel, 2. viele Wege, 3. ein endloses Gehen.

Daß es nur ein Ziel geben kann, ist deswegen klar, weil Gott konkurrenzlos ist. Er ist über allem, und er ist vor allem. Gott teilt seine Endgültigkeit als Ziel mit keinem Geschöpf. Das Höchste und das Letzte kann nur Gott sein, kein Geschöpf. Und da heißt es, daß wir wählen müssen, entweder Gott oder die Geschöpfe. Als letztes Ziel kommt nur Gott in Frage. Dann heißt die Frage: Gott oder das Geld, Gott oder die Macht, Gott oder die Lust. Da muß eine Entscheidung gefällt werden, denn diese Entscheidung erläßt uns Gott nicht.

Diese Entscheidungen zwischen Gott und dem Geld oder Gott und der Macht oder Gott und der Lust ist uns täglich aufgegeben. Aber es kann eine Entscheidung noch ganz anderer Art auf uns zukommen, denn es heißt nämlich: Gott oder der Mensch. Auch für reife und weise, auch für heilige und gottnahe Menschen kann in diesem verworrenen Leben die Entscheidung eines Tages anstehen: Entweder Gott oder der Mensch. Er spürt die Pflicht, einen Menschen gehen zu lassen, einen Menschen zu verlassen um Gottes willen. Das ist immer dann der Fall, wenn ein Mensch zwischen Gott und das eigene Herz tritt. Immer dann, wenn wir spüren, daß ein Mensch uns von Gott trennt, immer dann, wenn ein Mensch gottgegebene und gottgewollte Pflichten uns übertreten läßt, immer dann ist die Entscheidung klar: Hier muß Gott der Vorzug vor dem Menschen eingeräumt werden. Und wir wissen, daß Gott uns dann zwingt, zu sagen: Du mußt wählen, entweder Gott oder diesen Menschen. Das gilt für jeden Verheirateten. Ich sprach einmal mit einem lieben Freund, und wir redeten über die Ehelosigkeit des Priesters. Wir waren uns einig, der Priester muß von Anfang an und immer in seinem Leben den Verzicht leisten. Aber mein Freund sagte: „Das ist für den Ehemann genau so.“ Auch er kann einen Partner zu finden meinen, der anziehender ist als seine gegenwärtige Frau, und auch er muß dann verzichten. Immer, wenn ein Mensch zwischen Gott und die Seele tritt, ist der Verzicht verlangt, ist der Wille aufgerufen, den Verzicht zu sprechen, und muß der Mensch sagen: Mein Gott und mein alles, was habe ich im Himmel, und was will ich auf Erden außer dir!

Freilich kann auch in einer solchen Situation das Herz mitsprechen. Es muß dann ein Mensch den anderen zwar gehen lassen, aber er braucht ihn nicht wegzustoßen. Es kann die Trennung in Mitleid, in Nächstenliebe, unter Tränen geschehen, aber sie muß geschehen. Sie kann in einer Weise gesche-

hen, die das Erbarmen des Herzens verspüren läßt, und eine solche Trennung ist dann versöhnlich. Als der Herr erkannte, daß seine Stadt und sein Volk sich ihm versagten, da hat er nicht über seine Stadt und sein Volk geflucht, sondern er hat über sie geweint. Als der reiche Jüngling nicht imstande war, die Wahl zu vollziehen zwischen dem Reichtum und dem Meister, da hat Jesus ihn nicht verachtet, sondern er hat ihm traurig nachgeschaut. Und so muß es auch sein für den, der irdische Werte um Gottes willen, der einen Menschen um Gottes willen verläßt. Keine Verachtung, kein Haß, keine Bitterkeit darf in ihm sein; niemand kann in einem solchen Augenblick die Welt reiner lieben als der Mensch, der sie um Gottes willen verläßt. Ein Ziel, ein einziges Ziel, und das kann nur sein Gott.

Aber zu diesem Ziele führen viele Wege, und diese Wege kann und muß der Mensch wählen. Wir können überall anfangen, wenn wir nur treu durchhalten. Man kann anfangen mit dem Menschen, indem man edel, hilfreich und gut ist. Aber dann muß man weiter gehen und aufsteigen zu Gott. Man kann auch anfangen mit Gott, indem man fromm ist, indem man betet, indem man Gottesdienst besucht, aber dann muß man weitergehen zum Menschen. Gott erläßt es uns nicht, zum Menschen zu gehen und dem Menschen zu dienen. Wir können also den Weg verschieden beginnen, aber wir müssen ihn zu Ende gehen. Jede Liebe ist nur eine Knospe. Die Liebe zu Gott ist eine Knospe, die aufblühen muß, indem sie uns zu einem guten, gütigen, reifen und großzügigen Menschen macht. Und die Liebe zu den Menschen ist eine Knospe, indem sie uns emporhebt von jeder Arbeit, von jedem Werk, von jedem Menschen, von jedem Beruf zu Gott. Immer müssen wir von Gott zum Menschen gehen oder vom Menschen zu Gott.

Wir dürfen nur nicht müde werden; wir müssen nur durchhalten. Unsere Liebe darf nicht welk werden. Und das ist so schwer, meine lieben Freunde. Die mit einem Menschen beginnen, die einen Menschen zu lieben beginnen, hören schon nach kurzer Zeit wieder auf. Uns Priestern klingen die Liebesschwüre in den Ohren, die von Verliebten gemacht werden, und nach wenigen Jahren, manchmal nach Monaten sehen wir, wie sie einander nichts mehr zu sagen haben. Und die mit Frömmigkeit beginnen, die mit Gott anfangen, die werden nach kurzer Zeit wieder lau und kalt, und von der Begeisterung des Anfangs ist wenig zu spüren. Es muß mit der Liebe zu Gott und zu den Menschen wie mit einem Strom sein. Der Strom schwillt im Laufe seines Weges an und wird dann brausend, wenn er sich in das Meer ergießt. So ähnlich-unähnlich muß es mit unserer Liebe zu Gott und zu den Menschen sein. Viele Wege führen zu Gott und zum Menschen. Ob jemand aus einem Dorf kommt oder aus einer Großstadt, ob er einen Handwerkerberuf hat oder ob er geistig tätig ist, ob er in einer Einöde lebt oder unter vielen Menschen, immer und überall führt ein Weg zu Gott. Es ist auch nicht einmal entscheidend, in welche Verhältnisse er geboren wird, oder welche Verhältnisse er sich selbst schafft, jeder Weg führt nach Hause, wenn nur ein starker, ein treuer, ein tapferer Wille im Menschen ist. Jeder Weg führt nach Hause. Die Menschen verderben sich so viel, sie schaffen Trümmerfelder, aber eines können sie nicht, nämlich den Weg zu Gott abschneiden. Aus jeder Wirrsal, aus jeder Mühsal, aus jeder Trübsal führt ein Weg zu Gott.

Der rechte Schächer war in seinem Leben seltsame Wege gegangen. Als sein Leben nun wirklich zu Ende war, da war er plötzlich und unversehens daheim. Es mag ihm selbst unglaublich geklungen haben, was er von dem Gekreuzigten in der Mitte zu hören bekam: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Es mag ihm selbst unglaublich vorgekommen sein. Und doch, er war zu Hause. So wird es auch bei uns sein, wenn wir die Wege, die wir anfangen, zu Ende gehen, sei es, daß wir sie bei Gott beginnen oder bei den Menschen. Sie alle müssen zu Gott führen und in dieses große Meer einmünden.

Ein Ziel, viele Wege, und wir müssen endlos gehen. Ja, wir dürfen kein Wegstück auslassen. Wir müssen einen jeden Weg bis zum Ende durchschreiten, wir dürfen uns nicht hinsetzen und müde werden, wir dürfen nicht aufgeben und träge sein, sondern wir müssen die Wege, die Gott uns führt, gehen. Es muß ein Gehen zu Gott sein in unserem Denken, in unserem Lieben und in unserem Wirken. Ein Gehen muß es sein in unserem Denken. Wir dürfen nicht nur Gott in unserer Seele tragen, wir müssen auch die Welt in unsere Seele aufnehmen, und wir dürfen nicht bei einem Geschöpf verharren, sondern wir müssen auch zu Gott gehen. Und wäre es das zauberhafteste Geschöpf, es darf uns nicht abhalten, zu Gott zu schreiten. Gott ist das große Geheimnis unseres Lebens, und die Welt wird unverständlich ohne Gott. Aber auch Gott ist der große Bewegter und Unruhestifter, der unse-

rem Geist und unserer Seele immer neue Anstrengungen zumutet. Die Welt ohne Gott ist finsterer als der Tod, aber auch die Welt mit Gott ist geheimnisvoll wie eine Mitternacht.

Wir müssen Gott und den Menschen, Gott und die Welt in unserer Liebe tragen. Es wäre schön und süß, in Gott sich auszuruhen, in Gott zu verharren, aber wenn wir aus Trägheit und Gleichgültigkeit nicht weiterschreiten zum Geschöpf, dann verlieren wir auch Gott. Es wäre süß und schön, in einer sichtbaren und fühlbaren Kreatur, in einem vielleicht zauberhaften Geschöpf auszuruhen und sich einzurichten, aber des Gehens darf kein Ende sein, sonst kommt der Engel des Herrn und stößt uns in die Seite und sagt: Steh auf und geh, du hast noch einen weiten Weg vor dir.

Wir müssen auf Gott und den Menschen zugehen in unserem Wirken. Wir sind nicht wie die Erzengel, die vor Gott stehen und Gott anbeten, sondern wir müssen hinaus in die Ferne und unser Werk verrichten. Und wenn es noch so weit entfernt scheint von Gott, es ist für Gott getan. Und ebenso dürfen wir nicht in seichten und leichten Gewässern dahinplätschern, in äußerer Betriebsamkeit uns erschöpfen; wir müssen zur Einsamkeit Gottes aufsteigen und Gott suchen. Wir brauchen beides, die Feiertage und die Werktage, wir brauchen die Kirche, und wir brauchen die Arbeitsstätten, wir brauchen die feiertägliche Sammlung, und wir brauchen die Hingabe an unser Werk. Wir sollen vollkommene Menschen werden, aber wir müssen zugleich mehr als Menschen werden, nämlich Gotteskinder. Wir sollen auch nicht nur begnadete Menschen werden, sondern auch schöpferische, auch tätige Menschen. Es gibt eine Frömmigkeit, die den Menschen austrocknet und verkümmern läßt. Es gibt aber freilich auch eine Tätigkeit, die die Blüte, die der Mensch bedeutet, nicht zur Frucht kommen läßt, weil sie nicht von Gott befruchtet ist.

Das also ist es, meine lieben Freunde, ein endloses Gehen bei Tag und bei Nacht, von der Dunkelheit in die Helle und wieder zurück, von Gott zum Menschen und wieder zurück, von der Arbeit zur Feier und wieder zurück, ein endloses Gehen, bis wir angekommen sind an dem Punkte, wo Gott unser ein und alles ist.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der Geist der Wahrheit

08.06.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Herabkunft des Heiligen Geistes Versammelt!

75 Prozent der Deutschen wissen nicht, welches Ereignis an Pfingsten gefeiert wird. Von vier Deutschen sind drei in Unwissenheit, daß an Pfingsten der Heilige Geist ausgegossen wurde über die Apostel und die Kirche begründete. Millionen von denen, die unwissend sind, haben einmal den Geist empfangen, anfanghaft in der Taufe und zur Stärkung in der Firmung. Sie sind also Geistträger geworden. Der Geist hat das Licht des Glaubens in ihnen entzündet, aber das Licht leuchtet nicht mehr aus ihnen. Sie haben vergessen, daß der Herr gesagt hat: „Ihr seid das Licht der Welt. Ihr sollt vor den Menschen leuchten, und die Menschen sollen eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen.“ Nicht als ob das Licht von ihnen selbst käme, es ist ein geschenktes Licht. Es ist das Licht des Geistes, das sie reflektieren, das sie zurückwerfen. Aber dieses Licht ward einmal in ihnen entzündet. „Ihr seid das Licht der Welt.“ Es ist das Licht, das der Herr selbst ist und das er in ihnen angezündet hat. „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wandelt nicht im Finstern, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ Der Christ ist ein Lichtträger, weil er ein Geistträger ist. Der Heilige Geist entzündet in ihm das Licht des Glaubens, und dieses Licht des Glaubens soll aus den Menschen, die er begabt hat, leuchten.

Das Licht, das in den Geistträgern entzündet ist, wirkt sich aus in einer doppelten Weise, einmal in der Wahrheit und zum anderen im Wandel. Der Heilige Geist ist der Geist der Wahrheit. „Wenn der Geist kommt, wird er euch in alle Wahrheit einführen“, hat der Herr verheißen. Wahrheit ist die offenbare Wirklichkeit Gottes. Wahrheit ist die Übereinstimmung von Rede und Wirklichkeit. Wahrheit ist die Deckungsgleichheit von Wort und Tat. Die Wahrheit, die der Heilige Geist in den Menschen entzündet, ist die Wahrheit Gottes und die Wahrheit des Menschen. Der Geist belehrt die Menschen, daß es einen Gott gibt, daß es einen Schöpfer gibt, daß es einen Erlöser gibt. Er belehrt die Menschen, daß Gott wirklich ist, keine Schimäre, keine Illusion, keine Phantasie. Gott lebt, Gott wirkt; er ist der allwirkende und der allmächtige Herrscher Himmels und der Erde. Das lehrt uns die Wahrheit des Heiligen Geistes.

Und er lehrt uns über den Menschen, was der Mensch ist, nämlich ein Geschöpf Gottes, ein Diener Gottes, ein Pilger Gottes. Der Mensch ist nicht eine nutzlose Leidenschaft, wie Camus sagt. Der Mensch ist nicht ein bloßes Körperding, wie Nietzsche gepredigt hat. Der Mensch ist ein Geschöpf Gottes und als solcher ein Diener und ein Pilger Gottes. Die Wahrheit macht den Menschen frei; denn wer in der Unwahrheit lebt, der ist unfrei, der ist gebunden. Der Irrtum ist eine Bindung. Wer im Irrtum lebt, der lebt als Gefesselter; erst die Wahrheit macht ihn frei, weil die Wahrheit ihn von den Fesseln löst. Wer an der Wahrheit vorbeigeht, der geht an der Wirklichkeit vorbei. Wer die Wahrheit abwirft, der wird zu einer manipulierten Masse der irrumsfähigen und irrumsbereiten und irrumswilligen Menschen. Wer an der Wahrheit scheitert, der scheitert am Leben. Die Wahrheit ist es, die unser Leben führen muß, die unser Leben gestalten muß, die unser Leben leiten muß.

Als Papst Leo XIII. die vatikanischen Archive öffnete, da hatten manche besorgte Christen die Furcht, daß die dort herauskommenden Dinge der Kirche schaden könnten. Papst Leo XIII. erklärte: „Das Papsttum hat keine Wahrheit zu fürchten.“ Was wir fürchten, ist die Unwahrheit. Was wir fürchten, ist die Täuschung. Was wir fürchten, ist die Niederhaltung der Wahrheit. Vor wenigen Tagen erklärte mir eine Dame: „Mein Bekannten, meine Verwandten ziehen mich fortwährend auf mit den Untaten der Kirche, mit den Kreuzzügen, mit der Inquisition.“ Ich sagte zu ihr: „Haben Sie sich jemals über die Kreuzzüge unterrichtet? Haben Sie jemals etwas Gediegenes über die Inquisition gelesen?“ „Nein.“ „Ja, wie wollen Sie dann diesen Unwahrheiten begegnen? Wie wollen Sie für die Wahr-

heit zeugen, wenn Sie nichts wissen? Sie können sich nicht dauernd von Urlaub zu Urlaub bewegen. Sie müssen sich auch Wissen schaffen, um dadurch den Irrtum zu widerlegen.“ Die Kreuzzüge waren ein großartiges Unternehmen, ein Aufmarsch des Abendlandes gegen den Feind, der das Abendland überfluten wollte, die Mohammedaner, die Türken. Die Inquisition war eine Abwehr, eine Abwehr gegen die Häretiker, die den Glauben umstürzen wollten und mit dem Glauben die gesellschaftliche Ordnung. Es war ein römischer Kaiser, Friedrich II., „stupor mundi“, wie man ihn nannte, „das Erstaunen der ganzen Welt“, es war dieser Friedrich II., der die Feuerstrafe, den Feuertod auf die häretische Abweichung gesetzt hat, nicht die Kirche. Ja, warum wissen Sie das nicht? Man sagt immer, man muß beten. Natürlich muß man beten, aber man muß nicht nur beten, es gibt auch andere Dinge zu tun als bloß zu beten. Es gibt auch andere Dinge zu tun, als Wallfahrten zu machen. Man muß sich Wissen verschaffen, um die Wahrheit zu vertreten.

Die Wahrheit ist eine strenge Herrin, und wir, die wir in die Fußstapfen des Herrn treten, wissen, wie streng diese Herrin ist. Rastlos und unermüdlich muß man ihr dienen, muß sich um sie bemühen, muß sie zu erkennen trachten. Der Herr ist gekommen, der Wahrheit Zeugnis zu geben, und er ist der Wahrheit zum Opfer gefallen. Wie könnte es dann jemals gleichgültig sein, was Wahrheit ist? Das ist das Licht, das aus uns leuchten soll, die Wahrheit, die Wahrheit, die in uns ist und für die wir Zeugnis geben sollen.

Aber auch in einem zweiten Bereiche will sich das Licht bemerkbar machen, nämlich im Wandel. Wir sollen wandeln als solche, die das Licht des Heiligen Geistes in sich tragen. Der Apostel Paulus stellt im Brief an die Galater die Früchte des Geistes den Werken des Fleisches gegenüber. Fleisch und Geist sind die Gegensätze. Fleisch, das ist die Versklavung an die Welt, Geist, das ist die Hingabe an Gott. Und welches sind die Werke des Fleisches: Unzucht, Unkeuschheit, Schamlosigkeit, Wollust, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Eifersucht, Zorn, Ränke, Spaltungen, Parteiungen, Haß, Mord, Trunkenheit, Schlemmerei. Das sind die Werke des Fleisches. Das sind die Werke, die jene tun, die nicht im Geiste leben. Das sind die Werke derer, die den Geist in sich erstickt haben. Dahin zieht es sie, zu den Werken des Fleisches. Die Phönixhalle in Mombach, meine lieben Freunde, die Phönixhalle in Mombach war ausverkauft, als Jürgen von der Lippe seine Schweinereien verbreitete, zwei Stunden lang. Die Mainzer Zeitung berichtete: „So jagt von der Lippe salopp Säuisches über die Rampe, daß die Schwarte quickt. Zotenzauber in der ausverkauften Phönixhalle.“ Das sind die Werke des Fleisches.

Dagegen stehen die Früchte des Geistes. Der Geist ist nicht fruchtlos; der Geist ist nicht wirkungslos. Er bringt in den Menschen, die ihn aufnehmen, Früchte hervor. Und welche sind sie: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Mäßigkeit, Enthaltbarkeit, Keuschheit. O welche köstliche Früchte, meine lieben Freunde! Nicht die Schweinereien, die von der Lippe von sich gibt, sollen uns bewegen, sondern die Früchte des Geistes: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Mäßigkeit, Enthaltbarkeit, Keuschheit. Um diese Früchte sollen wir uns bemühen. Sie werden uns geschenkt, wenn wir den Geist wirken lassen. Kein Flugzeug kann landen, wenn nicht ein Landeplatz da ist. Auch der Heilige Geist kann nicht landen, wenn er keinen Landeplatz findet in den Herzen, wenn die Herzen nicht aufnahmebereit sind, wenn sie ihn nicht entgegennehmen wollen, wenn sie sich nicht öffnen, wenn sie nicht bereit sind, mit ihrem Willen endlich einmal von ihren Schweinereien zurückzukommen zur Heiligkeit und zur Gerechtigkeit alle Tage unseres Lebens. Früchte des Geistes sollen in uns sein in unserem Herzen, auf unserer Stirn. In unseren Augen muß das Feuer des Heiligen Geistes leuchten. Die Menschen sollen unser Licht sehen, das Licht, das wir reflektieren, das Licht des Geistes, damit sie den Vater im Himmel preisen.

Wir sollen Zeugnis geben, Zeugnis geben vom Heiligen Geist, Zeugnis geben von dem Licht, das in uns ist durch die Wahrheit und durch den Wandel. Vor geraumer Zeit, meine lieben Freunde, war einmal in der Ostzone, wo ich ja fünf Jahre tätig war, eine Firmung, eine Firmung in einer Barackenkirche. Von weither waren die Jungen und die Mädchen herangekommen, um den Heiligen Geist zu empfangen aus der Hand des Bischofs. Und die Firmung war vorüber. Der Bischof richtete noch ein letztes Wort an die Firmlinge: „Bald werdet ihr wieder hinausgehen“, sagte er, „in eure Dörfer, in eure glaubenslose Umgebung. Wird man es euch noch anmerken, daß ihr Gefirmte seid, daß ihr Geistträger seid? Wird man euch das noch anmerken, morgen und übermorgen, in der Schule und auf dem

Sportplatz?“ Und dann forderte er die Jungen und die Mädchen auf, sich zu äußern, wie man das anmerken könnte. Es kamen gute und schlechte Antworten. Zum Schluß meldete sich der kleine Günther. Günther hatte keine Eltern mehr; er lebte in einer glaubenslosen Umgebung. Aber er fehlte in keiner Sonntagsmesse und in keinem Religionsunterricht. Und Günther antwortete: „Wir sollen die anderen anstecken.“ Wahrhaftig, das ist es: Wir sollen die anderen anstecken. Es soll etwas von uns ausgehen. So wie man mit einer Krankheit angesteckt wird, so sollen wir andere mit dem Heiligen Geist anstecken, mit dem Feuer des Geistes, mit der Begeisterung des Geistes, mit unserem Glauben, mit unserer Zuversicht, mit unserer Treue. Damit sollen wir die anderen anstecken. Anstecken, das ist es, meine lieben Freunde.

So wollen wir an diesem Tage unsere Entschlossenheit erneuern, mit dem Heiligen Geiste zu leben und für den Heiligen Geist zu zeugen. Wir können das nicht, ohne daß wir ständig um sein Kommen beten, indem wir rufen:

*Komm herab, o Heiliger Geist,
der die finst're Nacht zerreißt,
strahle Licht in diese Welt.
Komm, der alle Armen liebt,
komm, der gute Gaben gibt,
komm, der jedes Herz erhellt.
Komm, o du glücklich Licht,
fülle Herz und Angesicht,
dring bis auf der Seele Grund.*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der Ungeist in Lehre und Verkündigung

09.06.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Man sagt, Pfingsten sei das Fest der Kirche, und das ist nicht falsch, denn zu Pfingsten trat die Kirche an die Öffentlichkeit. Es ist nicht so, daß man das Pfingstfest als alleinigen Auslöser der Kirchen- gründung sehen kann, sondern man muß zu der Herabkunft des Heiligen Geistes auch die kirchen- stiftenden Akte Jesu zählen. Jesus hat kirchenstiftende Handlungen gesetzt. Er hat den Zwölferkreis berufen, er hat den Petrus ihm vorangestellt, er hat seine Gegenwart verheißen, er hat Aufträge gege- ben an die Apostel. Das sind kirchenstiftende Handlungen des historischen Jesus, also des Jesus vor seiner Auferstehung. Aber freilich, als die Apostel ratlos waren, als sie nicht ein und aus wußten, weil ihr Herr und Meister am Kreuze verschieden war, als sie sich fürchteten und vor den Gegnern verkro- chen, da hat erst die Ankunft des Heiligen Geistes nach der Auferstehung Jesu und nach den Erschei- nungen Jesu ihnen den Mut und das Vertrauen gegeben, daß sie in den Dienst des Herrn einstiegen und die Kirche zu verbreiten begannen. In diesem Sinne können wir sagen, Pfingsten ist der Geburts- tag der Kirche.

Wie konnte die Kirche einen so gewaltigen Siegeslauf durch die antike Welt, durch das frühe Mittele- lter und durch die Neuzeit nehmen? Wie war das möglich? Es war möglich, weil der Herr bei ihr war, weil sie vom Geiste erfüllt waren und weil sie die Großtaten Gottes verkündete. Denn das lesen wir vom ersten Pfingstfest: Die Apostel traten vor das Volk, und obwohl sie in verschiedenen Spra- chen redeten, der Inhalt war derselbe: sie kündeten die Großtaten Gottes. Sie machten es also nicht so wie viele Bischöfe des 20. und 21. Jahrhunderts, daß sie an Pfingsten über die Arbeitslosigkeit und über den Markt sprechen. Sie kündeten die Großtaten Gottes, und das ist die Aufgabe der Kirche. Wenn sie davon abweicht, dann braucht sie sich nicht zu wundern, wenn es überall zurückgeht. Und das ist ja die Wirklichkeit der Kirche heute, meine lieben Freunde. Eine große Umfrage hat ergeben, daß in Deutschland die Kirchen – der Ausdruck ist natürlich falsch, denn es gibt nur eine Kirche, aber die Leute sprechen so – daß in Deutschland die Kirchen in einer Ansehensskala von 1 bis 17 auf dem letzten Platz landeten.

Da fragt sich jedermann: Ja, wie kommt denn das? Das war doch früher nicht so. Wir Älteren wis- sen, wie die Kirche größtes Ansehen besaß. Wir erinnern uns, daß die Kirche nach dem Zusammen- bruch des nationalsozialistischen Regimes die einzige Institution in Deutschland war, auf die man sich verlassen konnte und die man angehen konnte und die Vertrauen besaß. Wie kommt denn dieser Ver- trauensverlust zustande?

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz namens Lehmann hat bei der Bischofskonfe- renz in Stuttgart gesagt: „Die Situation erfüllt uns mit großer Sorge. Die Lage ist äußerst besorgniser- regend.“ Ja, da hat er es ja zugegeben, daß die Lage der Kirche schlimm ist. Aber weit gefehlt, meine Freunde, weit gefehlt! Damit meint er nicht die katholische Kirche in Deutschland, sondern die Situa- tion der Christen im Heiligen Lande. Gewiß ist die Kirche auch dort bedroht, aber jedermann fragt sich: Warum finden die Bischöfe solche Worte nicht für die Situation in Deutschland? Wissen sie nicht, daß die Gemeinden schrumpfen? Wissen sie nicht, wie sehr die Glaubensweitergabe von einer Generation zur anderen gegen null tendiert? Wissen sie nicht, daß Kinder und Jugendliche kaum noch zur Kirche kommen und selbst die Mitglieder der Kerngemeinde nur noch selten ihrer Sonntagspflicht genügen? Warum sprechen die Bischöfe diese alarmierende Entwicklung nicht an? Meine lieben Freunde, es ist immer schwer, zuzugeben, daß man selbst an einer solchen Entwicklung schuld ist. Es ist immer schwer, einzuräumen, daß man gegen diese Entwicklung nichts oder fast nichts getan hat. Ich sehe zwei Hauptgründe, die ich heute Ihnen vorlegen möchte, für diesen katastrophalen Ver-

trauensverlust der Kirche. Der erste Grund ist der Unglaube von katholischen Theologen, der zweite Grund ist der entfesselte Ökumenismus.

In Saarbrücken – ich gebe jetzt ein Beispiel – lehrt seit 1974 Gotthold Hasenhüttl katholische Theologie. Dieser Gotthold Hasenhüttl hat ein zweibändiges Werk geschrieben: „Glaube ohne Mythos“. In diesem Buche erfährt der staunende Leser: „Wenn Jesus nie gelebt hätte, würde sich an der Situation der Menschen nichts ändern. Was wirklich historisch ist an Jesu Leben und Lehren, interessiert letztlich nicht. Man muß sich befreien von fixierter Lehre und von jeder Art göttlicher und kirchlicher Autorität. Viele Ereignisse, die in den Evangelien berichtet werden, sind schlicht nicht geschehen. Jesus hat kein Abendmahl gefeiert, er hat keine Kirche gegründet, die Religion war für ihn bedeutungslos.“ Vom Gebet sagt Hasenhüttl: „Gott oder Jesus ist kein Gegenüber.“ Die Auferstehung ist nach Hasenhüttl kein historisches Ereignis, nur ein Bild für die Gesinnungsänderung der Jünger. Nach Hasenhüttl gibt es geweihte Priester erst seit dem 5. Jahrhundert. Dieser Mann, meine lieben Freunde, der das Christentum in Humanität verwandelt, hat jahrzehntelang katholische Religionslehrer ausgebildet, unbeanstandet vom zuständigen Diözesanbischof Spital. Jahrzehntlang katholische Religionslehrer ausgebildet in dieser Gesinnung! Ja, da wundert man sich, daß der Glaube verdunstet, wie sich Herr Lehmann ausdrückt? Ja, wie soll er denn nicht verdunsten, wenn solche Lehren von den Lehrstühlen der katholischen Theologie vorgetragen werden, durch die Religionslehrer in die Schulen gebracht werden und weitergehen zum Knaben und zum Mädchen auf der Schulbank?

Hasenhüttl ist kein Einzelfall. Mehr oder weniger gibt es viele katholische Theologen, die ähnlich denken, reden und lehren. Deswegen sagt ein Mitglied der evangelisch-theologischen Fakultät von Heidelberg mit Recht: „In der katholischen Theologie stimmt das meiste nicht.“ Richtig. Vollkommen richtig. Genauso ist es. Und da soll man sich wundern, daß der Glaube verdunstet? Da soll man sich wundern, wenn die Kirche kein Vertrauen mehr genießt? Da soll man sich wundern, wenn die Menschen den Gottesdienst nicht mehr besuchen?

Der zweite Grund, den ich angebe, ist der entfesselte Ökumenismus. Vor kurzem fand eine Umfrage statt; danach sind zwei Drittel, 66 Prozent, zwei Drittel der katholischen Christen der Meinung, es bestehe kein Grund mehr für die Trennung von katholischer Kirche und protestantischen Religionsgemeinschaften. Ich wiederhole noch einmal diesen unerhörten Satz: Es bestehe kein Grund mehr, daß katholische Kirche und protestantische Religionsgemeinschaften getrennt seien. Jedermann wird sich fragen: Ja, wie ist das möglich? Hat Luther sein Buch zurückgezogen: „Das Papsttum in Rom, vom Teufel gestiftet“? Das hat er doch geschrieben. Hat er das zurückgezogen? Was ist denn passiert? Haben die Protestanten ihre falschen Lehren aufgegeben? Sind sie jetzt tatsächlich der Meinung, daß es nicht bloß zwei Sakramente gibt, sondern sieben, wie die katholische Kirche lehrt? Ist der Satz Luthers nicht mehr gültig, daß alles, was „aus der Taufe gekrochen ist“, Papst, Bischof und Priester ist? Niemand, nicht ein einziger Protestant hat diese Lehren aufgegeben. Aber etwas anderes hat sich geändert: Auf katholischer Seite hat man katholische Lehren aufgegeben! Auf katholischer Seite hat man die katholische Identität weitgehend geopfert. Ich zitiere wieder einen Angehörigen der evangelisch-theologischen Fakultät von Heidelberg, der schreibt: „Zu 90 Prozent besteht Ökumene im Weglassen des Katholischen zugunsten eines aufgeklärten Minimalkonsenses.“ Ich wiederhole noch einmal diesen Satz: „Zu 90 Prozent besteht Ökumene im Weglassen des Katholischen zugunsten eines aufgeklärten Minimalkonsenses.“ Und dann führt er an: „Die aufgegebenen katholische kulturelle Identität reicht vom Weihwasser bis zur Maiandacht, von den fünf überzähligen katholischen Sakramenten bis zur Seelenmesse, von Mariä Lichtmeß bis zur Kräuterweihe, vom Sterberosenkranz bis Medjugorje.“

Der entfesselte Ökumenismus hat unsere Kirche an den Rand des Abgrundes gebracht. Man hat auf die Weisungen und Lehren früherer Päpste nicht geachtet. Im Jahre 1928, meine lieben Freunde, schrieb der große Papst Pius XI. seine Enzyklika „Mortalium animos“. In dieser Enzyklika steht der Satz (ich übersetze aus dem Lateinischen, ich habe den lateinischen Text hier vor mir): „Der Heilige Stuhl kann niemals teilnehmen an den Zusammenkünften mit Nichtkatholiken, und es ist den Katholiken nicht erlaubt, an solchen Unternehmungen teilzunehmen oder ihnen Hilfe zu leisten.“ Pius XI. im Jahre 1928. In derselben Enzyklika ist gesagt, wie man Ökumenismus betreiben könnte, nämlich: „Diejenigen, die vom Vaterhaus sich getrennt haben, müssen ins Vaterhaus zurückkehren. Sie müssen

zum gemeinsamen Vater zurückkehren.“ Die Enzyklika „Mortalium animos“ ist so aktuell heute wie gestern. Was in ihr geschrieben steht, ist die wahre katholische Lehre und ist die Schutzwehr gegen die Überfremdung unserer Kirche mit heterodoxen Ansichten.

Wie wird es weitergehen? Was wird aus unserer Kirche werden? Wie wird es in 10, in 20 Jahren aussehen? Ich bin kein Prophet, aber ich traue mir ein einigermaßen objektives Urteil zu, und da sage ich: Nach menschlichem Ermessen wird der Abfall, der Marsch zum Untergang weitergehen. Nach menschlichem Ermessen werden die Katholiken in Deutschland noch mehr protestantisch werden, als sie jetzt schon sind. Nach menschlichem Ermessen wird eine nicht unbeträchtliche Zahl von Katholiken auch offen den Abfall zum Protestantismus vollziehen. Das ist meine Prognose für die Zukunft. Aber da werden Sie fragen: Ja, aber hast du denn gar keinen Trost für uns? Hast du denn gar keine Hoffnung für uns? Können wir nicht doch auf den Herrn der Kirche Zuversicht haben? O ja, meine lieben Freunde, o ja! Der Herr ist unser Trost, er bleibt unsere Hoffnung, er gibt uns Zuversicht, aber nicht solche, wie die Welt gibt. Daß der Schrumpfungsprozeß jemals in nennenswertem Maße umgekehrt werden könnte, halte ich für ausgeschlossen. Aber daß sich die Kirche wieder besinnen wird, daß, wenn ein anderer Papst kommt, der Ökumenismus gestoppt werden kann, das halte ich für möglich. Und daß endlich einmal die Bischöfe sich ermannen, Irrlehrer von den Lehrstühlen zu entfernen, auch das halte ich für denkbar. Bis dahin bleibt uns nur zweierlei, einmal: Lassen wir uns nicht irremachen! Halten wir fest an dem, was wir überkommen haben! Bleiben wir im wahren katholischen Glauben! Und das andere: Flehen wir, rufen wir zum Heiligen Geist, daß er die Kirche erneuere, daß er die Bischöfe erleuchte, daß er die Theologen bekehre, daß er die gläubig gebliebenen Christen mit seinem Licht entflamme!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gründe für den Priestermangel

15.06.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Heute genau vor 25 Jahren hielt ich einem jungen Priester die Primizpredigt. Er hatte sich nach einem Studium zum Priestertum entschlossen, nachdem er zuvor Chemielaborant gewesen war, also ein Spätberufener, der den Weg zum Priestertum gefunden hatte. Heute werde ich diesem selben Priester die Predigt halten zu seinem Silbernen Priesterjubiläum. 25 Jahre hat er durchgehalten, 25 Jahre hat er segensreich gewirkt, wie mir zuverlässige Zeugen versichern. Heute ist sein Festtag, den er mit Recht begeht.

Dieses Ereignis wirft aber eine Frage auf, die uns allen schwer auf der Seele liegt, nämlich die Frage des Priestermangels. Wie kommt es denn, daß das Priesterseminar in Mainz und viele andere Priesterseminare beinahe leer stehen, daß es eigentlich ein Luxus ist, diese Seminarien zu unterhalten, die kaum noch Insassen haben? Woher kommt denn der Priestermangel? Gibt es dafür Gründe? O ja, meine lieben Freunde, die Bischöfe und die ihnen hörigen Personen geben Gründe an, aber sie geben nicht die Gründe an, die sie selbst betreffen. Sie weigern sich zuzugeben, was sie angerichtet haben, daß dadurch der Priestermangel entstehen konnte. Wir wollen ihnen nachhelfen und ihnen die Gründe für den Priestermangel nennen.

An erster Stelle der Zusammenbruch der Familien. Wo sind denn heute noch intakte Familien, meine lieben Freunde? Wo sind denn heute noch Familien, die einer frohen Kinderschar das Leben schenken? Wo sind denn Familien, in denen religiöses Leben blüht und die ihre Kinder in der Ehrfurcht vor Gott und in der Liebe zur Kirche erziehen? Der Zusammenbruch der Familien ist sicher einer der Hauptgründe für den Mangel an Priestern; denn man hat mit Recht gesagt: Das Familienmilieu ist das erste Priesterseminar.

Zu dem Zusammenbruch der Familien gehört auch der Kindermangel. Wenn das Zwei-Kinder-System überall einreißt, wenn es keine kinderreichen Familien mehr gibt, wie soll es dann Priester geben? Vor einiger Zeit besuchte ich einen Wallfahrtsort. Da stand eine Kirche, daneben ein Haus für einen Priester. Ich fragte eine alte Dame: „Wohnt hier noch ein Priester?“ Sie schüttelte traurig den Kopf und sagte: „Nein, hier wohnt kein Priester mehr. Wie soll es denn Priester geben, wenn es keine Kinder gibt?“

Wenn die Jugendlichen in die Schule kommen, empfangen sie Religionsunterricht, aber was für einen Religionsunterricht! Wo die Rede ist von Buddha und Mohammed und wenig von Christus und von der Kirche, wo der Glaube nicht aufgebaut, sondern vielfach abgetrieben wird? Der Religionsunterricht versagt auf der ganzen Breite. Ich klage nicht die wenigen guten Religionslehrer an, die es auch noch gibt, aber insgesamt gesehen ist der Religionsunterricht eine Katastrophe. Heute können Jugendliche Religionsunterricht bei protestantischen Religionslehrern nehmen, und das gilt als katholischer Religionsunterricht. Soweit sind wir gekommen mit dem Ökumenismus!

Es gibt auch heute noch katholische Jugendverbände, Pfadfinder, und wie sie alle heißen. Aber schauen Sie einmal hinein in diese Verbände! In welchen dieser Jugendvereine wird denn die Jugend zu Keuschheit und Zucht, zu Gottesliebe und zur Anhänglichkeit an die Kirche erzogen? Ich kenne nur einen einzigen Verband, in dem das der Fall ist, das sind die Pfadfinder des Pater Hönisch. Und die werden verfolgt, die werden ausgesperrt, denen gibt man keine Räume!

Wie sollen die Jugendlichen Liebe zur Kirche und Freude am Priestertum gewinnen, wenn es ihnen nicht vorgelebt wird von vorbildlichen Priestern? Und da mangelt es heute auch; da mangelt es sehr. Ich habe in meiner Jugend, also in den 20er und 30er Jahren, niemals davon gehört, daß ein Priester sich an Kindern vergriffen habe. Heute liest man das fortwährend in der Zeitung. Ja, was ist denn das

für eine Zeit! Wohin ist denn der Klerus gekommen, daß so etwas überhaupt passiert? Jeder Fall ist einer zuviel. Wie sollen die Jugendlichen Ehrfurcht vor dem Priestertum gewinnen, wenn sie solche Skandalgeschichten hören und lesen?

Wenn einer sich zum Priestertum entschlossen hat, dann betritt er das Priesterseminar. Aber die Priesterseminarien von heute sind den Bursen von Studenten zu vergleichen, wie man sie früher hatte. Das sind keine Ausbildungsstätten für fromme und heiligmäßige Priester. Da haben sie einen Schlüssel, mit dem sie kommen und gehen können, wie sie wollen. Da nehmen sie das Mittagessen woanders ein, wenn ihnen das Essen im Seminar nicht paßt. Das sind Tatsachen. Ja, wie sollen dann demütige, zuchtvolle, opferbereite Priester entstehen, wenn sie es nicht im Seminar, nicht spätestens im Seminar lernen?

Und dann kommen sie auf die Universität oder in die Hochschule und hören Theologie, aber was für eine Theologie! Meine lieben Freunde, ich habe vor kurzer Zeit an dieser Stelle gesagt, daß in Saarbrücken an der Theologischen Fakultät Herr Hasenhüttl seit 1974 katholische Religionslehrer ausgebildet hat, Hasenhüttl, der selber nicht an Gott glaubt. Das fällt natürlich zurück auf diejenigen, die dafür verantwortlich sind, das sind die Bischöfe. Die Bischöfe sind die Hauptschuldigen an diesen Zuständen. Sie haben nicht eingegriffen, der Bischof Stein, der Bischof Spital von Trier. Sie haben die Dinge laufen lassen. Sie haben zugesehen, wie dieser Skandal andauert. Wie sollen unter diesen Verhältnissen gläubige und fromme Priester herangebildet werden?

Und viele der Bischöfe: Was tun sie denn? Sie halten Vorträge, sie gehen zu Konferenzen, sie rasen von Süden nach Norden und von Ost nach West, aber um die Priester, da kümmern sie sich wenig oder gar nicht. Es hat einmal einen Bischof gegeben, der sich zu jedem seiner Priester begab und da mehrere Tage weilte, ihm Dienste abnahm, ihn tröstete, mit ihm speiste und dem der Priester sein Herz ausschütten konnte. Und dieser Bischof hieß Marcel Lefebvre!

Meine lieben Freunde, wenn der Priester aus dem Priesterseminar kommt, meistens wenig gefestigt, nicht mit einem unerschütterlichen Glauben versehen, wenn er also aus dem Priesterseminar kommt, dann tritt er in eine Gemeinde ein, und dann findet er das vor, wovon er sich schon vorher gefürchtet hatte: Wie wird das gehen mit dem Pastoralreferenten? Wie wird das gehen mit dem Pfarrgemeinderat? Mit den Personen, die die Stellung des Priesters einebnen, die ihm Schwierigkeiten machen, die alles besser wissen? Wie wird das gehen? Ja, wie wird das gehen? So hat schon mancher Priesterkandidat, der bei mir gesessen ist, gesprochen. Und dann erfährt er auch, wie es geht, nämlich mehr schlecht als recht.

Das sind, meine lieben Freunde, die Hauptgründe, die die Kirche selbst zu verantworten hat, für den Priestermangel. Es gibt auch Gründe, die von außen kommen, selbstverständlich: die Frühverführung, die ja heute gang und gäbe ist, der Konsumluxus, die übertriebenen Ansprüche ans Leben, das sind sicher Gründe auch für den Priestermangel. Aber wenn nicht irgendwo der Glaube aufgebaut wird, ein lebendiger, ein opferbereiter, ein zielbewußter Glaube, dann ist alles umsonst; und wenn ein solcher Glaube vorhanden ist, dann kann alles nicht schaden, denn das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube. Wer diesen zielbewußten, opferbereiten, demütigen Glauben hat, der wird mit allem fertig.

So ist also heute, meine lieben Freunde, die Stunde gegeben, um zum Gebet für Priester aufzuruft. Manche Leute sagen: Man kann nur beten. Nein, man kann nicht nur beten, das muß ich zurückweisen. Man kann auch anderes tun. Vor allem kann man die Umstände ändern, und das habe ich unermüdlich getan. Ich habe den Bischöfen einen Spiegel vorgehalten; natürlich haben sie nicht hineingeschaut. Aber ich habe mein Gewissen bewahrt. Ich habe vor meinem Gewissen diese Handlungen setzen müssen, und ich bin salviert. Wir können aber auch beten. Selbstverständlich müssen wir beten um Priester, um gute und heiligmäßige Priester, und ich wünsche vor allem, daß die Familien beten: Herr, laß uns so leben, daß aus unserer Familie ein Priester hervorgehen kann. Laß uns so leben, daß aus unserer Familie ein Priester hervorgehen kann.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Abenteuer des menschlichen Lebens (1)

(Über die Kindheit)

22.06.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In jedem Leben gibt es Abenteuer zu bestehen. Ich meine jetzt nicht die Abenteuer, welche die Menschen aufsuchen, wenn sie hohe Berge besteigen oder die Eiswüste der Antarktis durchqueren. Nein, ich meine jene Abenteuer, die über jeden Menschen kommen, die jeder bestehen muß, wenn sein Leben gelingen soll. Das Wesentliche an einem Abenteuer ist darin gelegen, daß es erstens etwas Gefährliches an sich hat und zweitens etwas Unberechenbares. Gefahr und Unberechenbarkeit machen das Abenteuer aus. Solche Abenteuer kommen über jeden Menschen, grundsätzlich und unvermeidlich.

Das erste Abenteuer, das der Mensch bestehen muß, ist die Kindheit. Das Gefährliche an diesem Abenteuer besteht darin, daß in den ersten fünf bis sechs Jahren der Charakter des Kindes festgelegt wird. Was der Mensch einmal im Leben werden wird, das ist in den ersten fünf bis sechs Jahren entschieden. Das ist eine ganz entscheidende Periode des menschlichen Lebens. Was nachher kommt, das läßt sich nur mit verzweifelter Schwierigkeit ändern oder abstellen. Das Unberechenbare dieser Periode besteht darin, daß ein Kind ein Geheimnis ist, daß es undurchsichtig ist, daß es unerforschlich ist. Das Kind ist ja von großer Naivität. Alles wirkt auf es ein, alles bringt die junge Seele in Bewegung. Kinder nehmen alles ernst; es gibt nichts Ernsthafteres als Kinder. Andererseits sind Kinder auch wieder Hysteriker und Komödianten, weil sie mit überschwenglicher Erregbarkeit ausgestattet sind, weil sie zu Übertreibungen neigen, weil sie Possen spielen, weil sie ein bewußtes oder halbunbewußtes Kokettieren haben.

Man muß auch die Kinder beobachten, wenn sie sich etwas erzählen, mit welchen Ausdrücken, mit welchen Gestikulationen das vor sich geht. Diese Eigenschaften des Hysterischen und Komödiantischen bringen die Kinder leicht in eine schiefe Lage. Sie verwickeln sich in ihrem Lebensgefühl. Es kommt zu Verwicklungen und zu Komplexen. Komplexe sind Verwicklungen des menschlichen Lebens, und die Psychologen und die Psychiater sagen uns, daß sie schon im Kindesalter ausgebildet werden. Mit solchen Komplexen beladen geht das Kind in das Leben und durch das Leben.

Die Gefahr des kindlichen Lebens liegt in seiner hochgradigen Erregbarkeit und den Gestaltungen, die diese Erregbarkeit im Kinde hervorrufen. Das ist das Erschreckende: Jede Erregung des Kindes, wie Zorn oder Zärtlichkeit, Angst oder Zutrauen, Stolz oder Scham, Bitterkeit oder Dankbarkeit formt die kindliche Seele, bildet in der Seele Züge aus, die das ganze Leben hindurch andauern. Da stimmt es, daß wir die Wirkungen der auf das Kind sich beziehenden Vorgänge nicht oder nur schwer berechnen und voraussehen können. Wie ein bestimmter Eindruck auf ein Kind wirkt, ein Erlebnis, ein Schrecken, ein Schmerz, eine Angst, ein Lobeswort, ein Schimpfwort, ein Versprechen, eine Abweisung, was das Kind daraus macht, das können wir meistens nicht berechnen. Bei älteren Menschen ist es einfacher. Wenn man sie abweist, dann werden sie erbittert sein oder sie werden erzürnt sein, aber nach einiger Zeit wird sich das legen und sie werden darüber hinwegkommen oder sich selbst zu helfen wissen. Was aber ein Kind aus einer Abweisung, aus einem Unrecht macht, das ist ungewiß. Ob seine Hilflosigkeit nicht schließlich dazu führt, daß dieses Erlebnis zur Verzweiflung führt, zu einer Verbitterung oder zu einem unheilbaren Minderwertigkeitsgefühl, das wissen wir nicht, aber damit geht das Kind durch das Leben. An einem solchen Erlebnis krankt es ein ganzes Leben lang. Darum müssen wir besorgt sein, wie wir auf Kinder einwirken. Wir müssen uns vorher Rechenschaft geben,

wie eine Belobigung, wie ein Tadel, wie eine Zurechtweisung auf ein Kind wirkt, welchen Schaden wir da anrichten können.

Nun ist ja freilich eine Vorsorge getroffen, daß die Kinder diesen Zeitraum einigermaßen bestehen und überwinden können. Die Natur selbst, oder besser der Schöpfer der Natur hat dafür Vorsorge getroffen, daß das junge Menschenkind nicht blindlings in ein Meer geworfen wird, in dem es ertrinken könnte, sondern daß es auf einen gangbaren Weg gebracht wird, der zielsicher ist, der es nicht zerschellen läßt. Das Kind ist ja nicht ein einsames Atom, das Kind ist ein Glied in einer langen Kette, es trägt in sich die Erbmasse von zahllosen Vorfahren, und die meisten dieser Vorfahren haben das Leben irgendwie bewältigt, haben sich als lebensstüchtig erwiesen. Sie sind im Lebenskampf nicht erlegen, und so sind in den Keimanlagen des Kindes gesunde und lebensfähige niedergelegt. So hat das Kind eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß es den Lebenskampf bestehen kann, weil seine Vorfahren diesen Kampf siegreich bestanden haben.

Es ist so, als ob eine Bahn vorbereitet wird, als ob ein Gleis gelegt wird, als ob ein Weg entstanden ist, den das Kind gehen kann und daß es auf Einflüsse der Umwelt und der Außenwelt reagieren kann, in einer Weise, die ihm Sicherheit gibt. Diese innere Form ist dem Leben und den Lebensäußerungen und Lebensforderungen angepaßt. Hieraus ergibt sich die Gewißheit, daß auch unsere Erziehungsmaßnahmen auf eine Empfänglichkeit stoßen, daß unsere Erziehungseinflüsse im Kind nichts zerstören werden, sondern daß es auf eine vernünftige Weise reagieren wird, daß die Reaktion auf unsere Erziehungseinflüsse im Kind schon festgelegt oder jedenfalls bereitgelegt sind. Wir können mit Sicherheit annehmen, daß unsere vernünftigen und gerechten Erziehungsmaßnahmen im Kinde auf den rechten Fleck zielen und daß das Kind darauf die rechte Antwort finden wird. Das wird sich im allgemeinen nicht schädlich auswirken, sondern das wird eine günstige Reaktion finden.

Doch sind auch lebensfeindliche Anlagen und Kräfte im Kinde. Durch die Ursünde sind gewisse übernatürliche Sicherungen des menschlichen Lebens weggebrochen, und auch die naturhafte Anlage ist geschädigt. Darum bedarf es, im Zustand der Gefallenheit, natürlicher und übernatürlicher Hilfen, göttlichen und menschlichen Beistandes. Durch die übernatürliche Erhebung wird dem Kind ein neues Ziel gesetzt, werden ihm neue Aufgaben gestellt, aber auch neue Kräfte zuteil. Aus dem ersten Abenteuer des Lebens werden weitere Abenteuer entstehen, auf das erste Abenteuer werden weitere Abenteuer folgen. Jeder Schritt bedeutet ein neues Wagnis, schafft neue Sicherungen, und jede neue Sicherung bedeutet eine neue Verwicklung, bedeutet ein neues Abenteuer. Aber diese anderen Abenteuer wollen wir an den kommenden Sonntagen uns vor Augen führen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Abenteuer des menschlichen Lebens (2)

(Über die Heimat)

29.06.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir sprachen von den Abenteuern des Lebens, und wir bestimmten das Abenteuer als eine gefährliche, kritische Situation, die unberechenbar ist. Als erstes Abenteuer nannten wir die Kindheit. Mit der Kindheit eng verbunden ist das zweite Abenteuer, nämlich die Heimat. Heimat und Kindheit gehören zusammen, denn die Heimat ist der Raum, in dem das Kind aufwächst; Heimat, das sind die Menschen, mit denen es umgeht; Heimat, das sind die Gegenstände, die ihm vertraut sind. Heimat ist der Wurzelboden, auf dem ein Kind wächst.

Der Fleck Erde, der uns als Kindern gegeben ist, wird auch in den bürgerlichen Listen als Heimatort, als Ursprungsort eingetragen. Es ist das eben der Fleck Boden, der uns gehört, auf dem wir sein dürfen, zu dem wir immer zurückkehren können. Heimat ist ein Ort der Geborgenheit und der Sicherheit. Es ist der Ort einer ursprünglichen Geborgenheit und einer ursprünglichen Sicherheit. Da darf ich sein, da bin ich gut aufgehoben, da kann mir nichts passieren, was meine Existenz erschüttern würde, davon kann mich niemand vertreiben.

Aber da erhebt sofort unser Gedächtnis Einspruch und sagt: Ja, aber es gibt doch Millionen und Abermillionen Heimatvertriebene. Es gibt doch auch in Deutschland zahllose Menschen, denen die Heimat genommen wurde, die man in Viehwagen gepreßt hat und dann aus ihrer Heimat abtransportiert hat. Was ist denn mit den Heimatlosen? O, meine lieben Freunde, das ist einer der schwersten Schicksalsschläge, die einen Menschen treffen können, die Heimat zu verlieren, ein Heimatloser zu sein und an einem fremden Fleck Erde sich eine neue Existenz aufbauen zu müssen. Auch andere Menschen verlassen ja die Heimat aus beruflichen Gründen, wegen einer Ehe, um der Geschäfte willen. Aber sie können jederzeit in ihre Heimat zurückkehren, denn sie haben einen bleibenden Fleck der Geborgenheit. Nicht so die Heimatvertriebenen; ihnen ist die Heimat unwiderruflich genommen. Sie können nicht mehr dahin zurückkehren, wo sie ihre Heimatkirche haben, wo sie die heimatlichen Menschen um sich hatten, wo sie die heimatliche Schule besucht haben.

Heimat ist der Ort der Geborgenheit und Sicherheit. Das Heimatgefühl gibt dem Kinde Sicherheit und Geborgenheit, gibt dem Kinde das Gleichgewicht. Wenn man eine Heimat hat, dann hat man auch eine Ruhe, dann hat man auch eine Freude, dann hat man auch eine Zuversicht, und da hat man auch einen Mut, da hat man Unternehmungsgeist und Entschlußkraft. Die Heimat gibt dem Kinde das seelische Gleichgewicht. Um so mehr ist der erschüttert, der die Heimat verloren hat, dem dieses Gleichgewicht entrissen wurde.

Heimat ist zunächst einmal der Raum, in dem einer aufwächst, der Raum, im engsten Sinne die Wohnung, und glücklich der, welcher in einer geräumigen Wohnung aufwachsen durfte, und unglücklich jener, der in der Enge eines einzigen Zimmers einer Mietwohnung aufwachsen mußte, der spüren mußte, daß er überall zuviel ist, daß er überall anstößt, daß man ihn nicht mag. Glücklich jene Kinder, denen ein Haus zu eigen war, in dem sie aufwachsen, mit Speichern und Kellern, mit Treppen und Winkeln. Eine solche Heimat ist wahrhaftig ein großes Geschenk. Und dazu die Felder und Wiesen und die Umgebung, in der sich Kinder tummeln können. Wahrhaftig, das ist Heimatboden, der ein Kind glücklich machen kann.

Zur Heimat gehören auch die Menschen, die Menschen der Umgebung, also zuerst die Eltern, die Geschwister, die Spiel- und Schulkameraden. Diese Menschen bilden eine Heimat, eine Heimatgebor-

genheit, welche durch nichts ersetzt werden kann. Wer ohne Eltern aufwachsen mußte, wessen Eltern getrennt waren, der hat schon in frühester Jugend ein Trauma erlitten, das bei manchen das ganze Leben nicht mehr heilt. Nun ist es nicht so, als ob da, wo Eltern ein Kind heranwachsen sehen, alles ungetrübt ist. Auch da gibt es Mißverständnisse, auch da gibt es Strafen, auch da gibt es Streit. Das ist unter Menschen unvermeidlich. Aber diese Aufregungen zerstören nicht die fundamentale Sicherheit, daß die Eltern es gut meinen mit dem Kinde. Das Kind weiß: Ich bin in der Liebe der Eltern geboren, die wollen mir wohl. Das gibt dem Kinde das Heimatgefühl, das so tröstend und heilend für die Seele ist. Die Überzeugung, daß man trotz aller Mißverständnisse geliebt ist von den Menschen der Umgebung, das ist wahrhaft ein Geschenk, das durch nichts ersetzt werden kann. Die Sicherheit des Heimatgefühls geht aus dem Vertrauen hervor, aus dem Vertrauen, das man haben kann zu den Menschen, zu dem Ort, in dem man sich befindet, das Vertrauen, das nicht erschüttert wird durch Verlust und durch Mißverständnis.

Aber freilich, es gibt auch ein Abenteuer der Heimat, und das setzt da ein, wo die Heimat zu einem gefährlichen, zu einem fluchtbereiten Ort wird; das setzt da ein, wo Disharmonie unter den Menschen der Umgebung ist. Wir alle empfinden es bitter, wenn Eltern sich streiten, wenn sie nicht zusammenkommen, wenn sie sich vor den Kindern in den Haaren liegen. Das ist schmerzlich und untröstlich für die Kinder. Nun aber erst recht, wenn Eltern im Dauerclinch miteinander liegen, wenn Eltern unaufhörlich sich nicht einigen können, dann zieht sich ein Kind zurück, dann wird das Vertrauen zerstört, dann kommt eine Abwehrstellung, eine mißtrauische und protestierende Haltung in das Kind hinein, und die zerstört in gewisser Hinsicht das Heimatgefühl in der jungen Seele. Die Heimat hängt eben zum großen Teil von dem Verhalten der Menschen zu dem Heranwachsenden ab, und wo dieses Verhältnis gestört ist, da ist auch das Heimatgefühl gestört.

Das Heimatgefühl kann aber auch noch auf eine andere Weise gestört werden, nämlich wenn Erwachsene Kinder von allem, was außerhalb der Familie ist, fernhalten wollen, wenn sie den Kindern nicht zutrauen, zu Spielkameraden zu gehen, auf die Straße hinauszugehen, wenn den Kindern das alles als feindselig und zu fliehen vorgestellt wird. Auch da wird das Heimatgefühl zerstört. Die Verzärtelung eines Kindes ist genauso gefährlich wie die Streitsucht von Eltern. Wenn ein Kind verwöhnt wird und verzärtelt wird, dann gerät es nämlich in eine ängstliche Abwehrhaltung, und die Heimat wird dann zu einem krankhaft gesuchten Zufluchtsort. Sie soll dann etwas leisten, was sie nicht leisten kann, es entsteht ein verzweifertes Sich-Anklammern an die Heimat. Also auf zwei Weisen kann das Heimatgefühl im Kind zerstört werden: durch eine unangebrachte Autorität und durch eine übergroße Verzärtelung. Die eine Haltung ist die feindselige, die liebeleere, die gleichgültige, die das Kind dauernd bedroht und zum Rückzug zwingt, eine Haltung, die ihm jedes Menschenvertrauen und schließlich auch das Selbstvertrauen nimmt. Die übermäßige Ausübung von Autorität ist genauso schädlich wie das Schleifenlassen der Zügel. Die andere Haltung ist die allzu besorgte, die verzärtelnde, die das Kind zu einem unselbständigen Sich-Anklammern an die Sicherheit der Heimat veranlaßt und es deswegen nicht zur Freiheit kommen läßt. Denn Heimat soll auch Weite sein, Heimat soll auch Freiheit sein, Freiheit der Bewegung, Freiheit des Sich-Auslebens - im guten Sinne gemeint, Freiheit des Sich-selbst-Formens. Diese Sicherheit, die hier gemeint ist, ist mit der Freiheit durchaus zu vereinbaren. Die Heimat soll Weite geben und nicht Abschließung, sie soll sicheren Raum geben, aber nicht ein Verlies. Die Heimat soll ein grenzenloses Land sein, aber nicht ein ummauerte Festung.

Das alles wird die Heimat sein können, wenn in sie Gott einbezogen wird, denn Gott ist die Grenzenlosigkeit, Gott ist die Weite, Gott ist die Unendlichkeit. Wer in religiöser Weise erzogen wird, wer als Kind zum persönlichen Verkehr mit Gott geführt wird, der besitzt eine Heimat, die über alle irdischen Heimaten hinaus reicht. Wohin er immer kommen mag, Gott ist überall da. Der Psalmist hat diese Wahrheit in ergreifender Weise ausgedrückt: „Von hinten und von vorn hältst du mich umschlossen und hast mich ganz in deiner Hand. Wohin soll ich vor deinem Geiste fliehen, wohin vor deinem Antlitz gehen? Wenn ich zum Himmel fliege, bist du da, wenn ich zur Hölle führe, bist du hier. Erwählte ich des Morgens Säume und ginge ich an das fernste Meer, auch dort ergriffe mich deine Hand, und deine Rechte faßte mich. Und spräche ich: Die Finsternis verhüllt mich sicher, das Licht wird um mich sein wie Nacht, so wäre dir die Finsternis selbst nicht zu finster. Dir leuchtet Nacht wie Tag und Finsternis wie Licht.“ In diesem Psalm 139 ist beschrieben, daß Gott für den gottgläubigen

Menschen eine wahre Heimat ist, daß Gott überall zu finden ist und daß Gott überall mit dem Menschen geht.

Umgekehrt: Wie schrecklich ist es für den, der Gott verloren hat oder Gott niemals kennengelernt hat. Ein solcher Mensch ist in einer Weise heimatlos, wie es kein irdischer Heimatvertriebener sein kann. Einer von diesen Heimatlosen hat seine Erfahrung der Gottferne in ergreifende Worte gefaßt: „Die Krähen schreien und ziehen schwirren Flugs zur Stadt. Bald wird es schneien. Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat. Nun stehst du starr, schaut rückwärts, ach, wie lange schon. Was bist du Narr vor Winters in die Welt entflohn? Die Welt, ein Tor zu tausend Wüsten, stumm und kalt. Wer das verlor, was du verlorst, macht nirgends halt. Nun stehst du bleich, zur Winterwanderschaft verflucht, dem Rauche gleich, der stets nach kälteren Himmeln sucht. Flieg, Vogel, schnarr dein Lied im Wüsten Vogelton. Versteck, du Narr, dein blutend' Herz in Eis und Hohn. Die Krähen schreien und ziehen schwirren Flugs zur Stadt. Bald wird es schneien. Weh dem, der keine Heimat hat!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Abenteuer des menschlichen Lebens (3)

(Über die Schule)

06.07.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Heimat sollte dem Menschen ein unverlierbares Gut sein. Aus der Heimat muß er ja antreten zu dem Eroberungszug in die Welt, und ein Stück Heimat sollte dem Manne wie der Frau, dem wandernden Greis wie der Greisin verbleiben. Aber freilich, das ganze Leben kann nicht Heimat sein. Der Mensch muß hinaus in die Fremde, er muß den Kampf aufnehmen mit dem Leben. Er ist gehalten, in den Kampfplatz und in den Arbeitsplatz einzutreten, eben nach Gethsemane und nach Golgatha zu gehen, in die Fremdheit, in die Ferne, ja in die Feindseligkeit; denn das Leben ist auch ein Stück weit Feindseligkeit.

Der erste Hauch dieser fremden, dieser fernen, ja dieser feindseligen Welt begegnet dem Menschen in der Schule. Die Schule ist ein weiteres Abenteuer des Lebens. Unter Schule sind alle Bildungsanstalten zu verstehen, von der Grundschule bis zur Hochschule, ja auch die Lehrstelle und der Kasernenhof. Das alles ist Schule für den Menschen. Diese Schule ist das erste Fremde, was sich für den jungen Menschen auftut. Das ist keine Heimat mehr. Die Gebäude sind fremd, die Lehrer sind fremd, ein Teil wenigstens der Schulkameraden ist fremd, der Lehrstoff ist fremd, die Sachlichkeit ist fremd, die Forderungen sind fremd, die an das Kind herangetragen werden. Das ist nicht mehr Spielplatz, das ist nicht mehr Kinderhort, sondern Schule ist der Ort des Arbeitens und des Kampfes.

Schule soll den Menschen ausrüsten für den Lebenskampf, und der Lebenskampf ist etwas Hartes. Und so muß auch die Schule etwas Hartes an sich haben und Anforderungen stellen. Arbeit ist zweckbewußte und zielbestimmte Anstrengung, und das muß das Kind in der Schule lernen: sich anzustrengen, zweckbewußt und zielbestimmt zu arbeiten. Wenn es das Kind in der Schule nicht lernt, dann besteht die Gefahr, daß es im Leben es niemals mehr einholen kann. Von nun an muß das Kind bestimmte Ziele zu erreichen suchen, die ihm gesetzt werden, die ihm vielleicht unerwünscht sind, die aber notwendig sind, damit es für den Lebenskampf ausgerüstet wird. Jetzt muß das Kind lernen, daß es wirkliche Aufgaben zu lösen gilt und nicht nur spielerische, holde Tätigkeiten zu verrichten sind. Das Kind muß auch lernen, daß diese Aufgaben nicht mit dem Klingelzeichen oder mit dem Glockenschlag abgeworfen werden können, sondern daß sie den ganzen Tag durchdringen, daß auch ein Teil des übrigen Tages mit Pflicht, mit Pflichterfüllung, mit Arbeit, mit anstrengender Arbeit erfüllt werden muß. Freilich sollen die Forderungen in der Schule sinnvoll sein. Es sollen keine sinnlosen Strafarbeiten und keine sinnlosen Lernaufgaben gestellt werden. Aber Forderungen, unerbittliche Forderungen müssen in der Schule gestellt werden, denn das ist der Zweck der Schule, daß sie den jungen Menschen reif macht für die Forderungen und Anstrengungen des Lebens. Die Leistungen dürfen freilich nicht unerschwinglich sein; sie müssen erfüllbar sein. Für jeden, der normal begabt ist und der sich echt anstrengt, müssen diese Aufgaben erfüllbar sein. Aber gerade die Erfüllbarkeit gibt den Aufgaben ihren Ernst, denn dann kann man sich nicht drücken und sagen: Das ist ja unmöglich. Es ist möglich, was in der Schule dem jungen Menschen an Aufgaben gestellt wird, und er muß lernen, diese Aufgaben zu erfüllen. Es ist nicht gleichgültig, ob er seine Aufgaben gemacht hat oder nicht. Es ist nicht gleichgültig, ob er eine Prüfung besteht oder nicht.

Die Schule soll vom Kind empfunden werden als ein Weg in etwas ganz Neues. Neu sind vor allem die Erzieher, neu sind die Lehrer. Es wäre falsch, wenn man die Lehrer nur als ältere Spielkameraden des Kindes ansehen würde. Nein, die Lehrer sind Respekts- und Autoritätspersonen. Sie reflektieren

den unerbittlichen Ernst der Schule. Freilich sollen sie gütig und freundlich sein. Sie sollen Autorität mit Freundschaft vereinigen. Sie sollen Güte mit Strenge paaren. Das ist notwendig, ganz gewiß, aber sie sollen nicht nur ältere Kameraden sein, sondern sie sind Autoritäts- und Respektpersonen, denen das Kind sich beugen muß. Es ist eben diese Durchdringung von Freundschaft und Autorität, die einen guten Lehrer ausmacht. Der Lehrer soll nicht nur Wissen vermitteln, er soll auch Haltungen bilden. Er soll nicht nur die Kinder vollstopfen mit Stoff, sondern er soll ihnen Charakterbildung verleihen. Diese Aufgabe der Erziehung ist mindestens so wichtig wie die andere der Unterrichtung. Unterrichtung und Erziehung sind das, was von einer echten Lehrerpersönlichkeit erwartet wird. Glücklicherweise, wer solchen Persönlichkeiten in seiner Schulzeit begegnen durfte. Der ostpreußische Dichter Ernst Wiechert hatte einen solchen Lehrer in seiner Schulzeit kennengelernt. Er schreibt von ihm: „Mein Direktor lehrte mich das Kostbarste, was er lehren konnte, die Furchtlosigkeit vor Menschen und Menschenmeinung.“ Ich wiederhole noch einmal diesen schönen Satz: „Mein Direktor lehrte mich das Kostbarste, was er lehren konnte, die Furchtlosigkeit vor Menschen und Menschenmeinung.“

Die Schule birgt außer der Lehrerpersönlichkeit auch ein weiteres Risiko, das sind nämlich die sachlichen Forderungen. Die Schule will ja den jungen Menschen etwas beibringen. Sie soll ihnen eine Ausrüstung mitgeben für das Leben, und dazu ist es notwendig, daß man Wissen und Fertigkeiten gewinnt. Wissen und Fertigkeiten soll die Schule den jungen Menschen vermitteln. Es ist eben nicht gleichgültig, ob ein Schüler seinen Aufsatz und seine Rechnungen gemacht hat oder nicht. Es ist nicht gleichgültig, ob er das Gedicht auswendig gelernt hat oder nicht. Der Schüler muß lernen, daß die Schule nicht gleichbedeutend ist mit langweiliger Gefahrlosigkeit. Freilich kommt viel auf die Lehrerpersönlichkeit an, was sie aus dem Stoff macht. Der eine drischt leeres Stroh und verleidet den Kindern den Lehrstoff, der andere entzündet in ihnen den Funken, weckt ihren Wissensdurst und führt sie in die Wirklichkeit ein. Das gilt für alle Fächer, aber selbstverständlich ist die Verantwortung besonders groß im Fache der Religion. Hier kommt viel darauf an, ob der Lehrer fähig ist, das Herz des Kindes zu entzünden, oder ob er nur dürftige Sprüche von sich gibt, die niemanden in Wahrheit begeistern und erwärmen. Der schon genannte Ernst Wiechert schreibt von seinem Religionsunterricht: „Der Pfarrer ist da, aber Gott ist fern. Wir lernen Bibelsprüche und bekommen einen dünnen Aufguß bürgerlicher Moral. Alles ist fremd, gleichgültig, unwirklich. Nichts rührt unser Herz, nichts läßt unsere Augen brennen in dem leidenschaftlichen Wunsch, gut und edel zu werden wie die, von denen man uns erzählt.“ Es kommt also auf die Lehrerpersönlichkeit an, was sie aus dem Lehrstoff macht. Die Wissensgebiete sind so weit und so ausgedehnt und so herrlich und so großartig, daß eigentlich eines jeden Schülers Herz aufgehen muß. Was er da lernt in Biologie, in Physik und Chemie, was er da lernt in Mathematik und in den Sprachen, das ist eine neue Welt, eine wunderbare Welt, die man in sich aufnehmen muß voll Begeisterung und voll Dankbarkeit.

Ich erinnere mich, meine lieben Freunde, wie ich schon als junger Schüler, vielleicht mit 12 Jahren, jede Stunde bedauert habe, in der der Unterricht ausfiel. Es war mir klar, daß das nie mehr einzuholen ist, daß die Zeit verloren ist, daß, was verloren ist, nie mehr wiederkehrt. Andere Schüler freilich versuchten, so viel Ausfall wie möglich zu erlangen. Sie rieben das Thermometer, damit es in die Höhe ging und hitzefrei gegeben wurde. O, wie ist das arm und wie ist das falsch! Verlorene Zeit kehrt nie wieder, und, um noch einmal Ernst Wiechert zu zitieren: „Noch heute sehe ich mit Sorge an, wie ich durch diese toten Jahre gehe: Lücken, die nie mehr zu schließen sind, Neigung zu Lärm, zu Grausamkeit, zum Untergang in einer formlosen Masse. Betrug, um Nicht-Gewußtes vorzutäuschen, und als schlimmstes langsames Zerbröckeln der Achtung vor der Autorität.“

Die Pisa-Studie, von der jetzt so viel die Rede ist, hat uns gezeigt, wie schlecht die deutschen Schulen sind, wie viel in unseren Schulen im argen liegt, daß andere Länder, wie Finnland, uns weit überlegen sind in der Ausrüstung, die sie ihren Kindern in der Schule mitgeben. In Deutschland sucht man die Ursache in den Strukturen: Man müsse die Ganztagschule einführen, man dürfe die Sonderschüler erst nach der 6. Klasse beginnen lassen, man müsse die Klassenstärken kleiner machen. Meine lieben Freunde, über all diesen Strukturveränderungen vergißt man, den Menschen zu verändern, vergißt man, daß man die Kinder zu Aufmerksamkeit, zu Fleiß, zu Disziplin erziehen muß, daß man sie nicht durch die vielen Ablenkungen und Zerstreuungen vom Lernen abhalten oder gar lern-

unfähig machen darf. Die Menschen müssen verändert werden, weniger die Strukturen. Wenn man Kinder in eine Schule zwingt, für die sie nicht geeignet sind, dann entsteht in ihnen die Angst, die Angst vor dem nächsten Zeugnis, die Angst vor der Nichtversetzung; und wenn dann die Katastrophe eintritt, das Kind ist sitzengeblieben, dann gehen manche Kinder hin und reißen aus, versuchen einen Selbstmord oder verüben sogar einen gelungenen Selbstmord. Dann ist die Katastrophe da. Die Eltern hätten wissen müssen, wofür ihr Kind geeignet ist, und wenn sie erkannt haben, daß es für eine bestimmte Schule nicht geeignet ist, dann muß es in eine andere Schule gehen. Ich hatte im Gymnasium einen Direktor, der unverblümt den Jungen gesagt hat: „Du bist nicht geeignet für diese Schule. Geh zur Post“, sagte er, „aber bleibe nicht auf dieser Schule! Ich habe dich nicht hierhergeholt.“ Das mag hart sein, aber der Direktor hatte recht. Es kommt in solchen Fällen manchmal zu einem unheilbaren Zwist in der Lebensbahn und in der Familie des Schülers.

Die Schule soll fähig machen für die Wirklichkeit, und deswegen muß die Seele des jungen Menschen geräumig und wissensdurstig erhalten werden. Jeder kleinste Ausschnitt aus der Wirklichkeit kann für ihn eine Offenbarung sein, eine Überraschung. Es geht ihm ein Licht auf. Derjenige, der mehrere Lehrer hatte, die er vergleichen konnte, weiß, wie dem einen im Physikunterricht die Versuche mißlingen, weil er der Aufgabe nicht gewachsen ist. Das andere hat am Nachmittag schon alles vorbereitet, die Versuche gelingen, und bei den Kindern stellt sich das Ergebnis ein: Aha, so geht das! Auch hier muß man sagen, wenn etwas zu ändern ist, dann müssen auch an den Lehrpersonen Änderungen vorgenommen werden. Die Lehrer müssen wirklich ihrer Aufgabe hingeebene Pädagogen sein, sie müssen ihre Verantwortung erkennen, die sie für die Kinder haben, eine Verantwortung, die ihnen niemand abnehmen kann, die sie mit den Eltern teilen, aber die ihnen selbst spezifisch zugeeignet ist und von der für das künftige Schicksal der Kinder unermesslich viel abhängt.

Meine lieben Freunde, die Schule ist ein Abenteuer. Sie ist ein Abenteuer, in das der junge Mensch hineingeht. Die Schule stellt die Frage: Was wird sie dem Kind geben oder was wird sie ihm nehmen? Davon hängt unermesslich viel für das künftige Leben ab. Freilich habe ich noch einen letzten Faktor zu erwähnen, das sind die Mitschüler. In der Schule trifft der junge Mensch andere Schüler, die er bisher nicht kannte, und diese Schüler üben gegenseitig Einfluß aufeinander aus, guten und weniger guten. Manche Eltern zittern davor, was ihr Sohn, was ihre Tochter in der Schule antreffen wird, und dieses Zittern ist berechtigt. Es gibt schreckliche Erfahrungen, die Schüler mit Mitschülern gemacht haben. Es gibt Verführung, und es gibt Verleitung zu Unsittlichkeit durch Mitschüler; es gibt Abhalten vom Lernen, und es gibt Anleitung zum Stehlen. Ich kann mich erinnern, daß in meiner Klasse Schüler waren, die auf den Jahrmarkt gingen und dort systematisch Gegenstände entwendeten. Alles, was ein Junge brauchen kann, vom Taschenmesser bis zum Portemonnaie, stahlen sie auf dem Jahrmarkt und versuchten andere dazu anzuleiten. Das ist ein Risiko und ein Abenteuer, das der Schule nicht abgenommen werden kann. Wir müssen unsere Kinder mit anderen Kindern in die Schule schicken, wir müssen sie aber auch befähigen, mit den anderen Kindern umzugehen, sich in dem Kampf, der notwendig zwischen den einzelnen Charakteren ausbricht, zu behaupten, tapfer zu sein und nicht nur zu fliehen vor der Gefahr, sondern zu versuchen, andere, die schlecht gesinnt sind und Mitschüler zu verleiten versuchen, auf die rechte Bahn zu führen. Wir müssen lernen und versuchen, meine lieben Freunde, unsere Kinder zu kleinen Aposteln auch im Reiche der Schule auszubilden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Abenteuer des menschlichen Lebens (4)

(Über den Beruf)

13.07.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn die Schulzeit vorüber ist, dann tritt der junge Mensch ins Leben über, er ergreift einen Beruf. Das klingt ganz selbstverständlich, und dich, wie viele Schicksale, wie viele Wagnisse, welcher Kampf und welche Gefahr, ja welche Katastrophen sind mit diesem Übertritt verbunden! Der Beruf, den ein Mensch sich wählt, ist, wie die Sprache uns sagt, das Ergebnis einer Berufung oder soll das Ergebnis einer Berufung sein. Also, der Beruf soll eine schöne Möglichkeit sein, eine Chance, sich zu verwirklichen und etwas zu leisten, eine Tat und ein Werk, eine Wirklichkeit und eine Wirksamkeit, die von oben kommt; denn Beruf kommt ja von Berufung. Man wird berufen und soll den Ruf hören und den Beruf ergreifen, den uns dieser Ruf nahelegt.

Tatsächlich hat es Menschen gegeben, die eine solche Sendung empfangen haben. Es war einmal ein glühender, ein liebender, ein Gott hingegebener Mensch, der einen solchen Ruf empfing und sagte: „Herr, sende mich!“ Das war der große Prophet Isaias. Auch heute erwarten wir von manchen Menschen, daß sie einer Berufung folgen. Wir setzen voraus, daß, wenn jemand Priester wird, er eine Berufung hat. „Niemand nimmt sich selbst die Ehre“, heißt es im Hebräerbrief, „außer wer berufen ist.“ Auch von denen, die an eine Klosterpforte pochen, erwarten wir, daß sie Berufung haben, daß sich niemand in ein Kloster eindringt, der nicht meint, einen Ruf Gottes vernommen zu haben. Und schließlich auch von den Liebenden, die an den Altar treten, um sich zu einem Ehebunde zu vereinigen, erwarten wir, daß sie sich geprüft haben, ob Gott sie zueinander ruft, und daß sie nur dann diesem Rufe folgen.

Der Beruf ist gleichbedeutend mit dem Leben, wie es wirklich ist, und diese Berufung ergeht entweder von Gott oder von den Menschen. Sie kann aus der Außenwelt kommen, sie kann aber auch aus der Innenwelt stammen. Es hat Menschen gegeben, die sich zu einem Werk berufen wußten, Künstler, Ärzte, Erzieher. Der große Adenauer hat sich dazu berufen gefühlt, endlich die Aussöhnung mit dem westlichen Nachbarn herbeizubringen und das deutsche Volk in Freiheit zu erhalten. Das war der Ruf, den er verspürt hat. Und tatsächlich ergehen solche Rufe an die Menschen. Aber freilich, bei der großen Masse, bei denen, deren Namen in ihrem Arbeitsausweis stehen, ist von einer solchen Berufung oft wenig zu spüren, die Computerleute und die Hausangestellten und die Verwaltungskräfte und die Schuhmacher und die Bäcker und die Schneider, sie werden lächeln, wenn ich ihnen sage: Auch du hast eine Berufung. Denn wie sind sie in diesen Beruf gekommen? Häufig durch Zwang. Der Vater hatte ein Geschäft, und der Sohn mußte es übernehmen. Es war so vorgezeichnet; die Bahn war ihm gegeben. Ich habe einmal einen Herrn getroffen, der ein ehrlicher Handwerker geworden ist, aber der es niemals verwunden hat, daß er eigentlich Arzt werden wollte. Durch Zwang kann man in einen Beruf kommen, aber auch durch einen Zufall. Man muß halt schließlich etwas machen, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und so kommt ein Rat oder eine Gelegenheit, und so tritt man in einen bestimmten Beruf ein. Die meisten ergreifen den Beruf, weil sie halt ihr Brot verdienen müssen. Sie müssen ja von irgendetwas leben. Und so sind sie in den Beruf hineingekommen, den sie ihr ganzes Leben lang ausüben sollen.

Es ist nicht entscheidend, meine lieben Freunde, wie man in einen Beruf hineingekommen ist. Entscheidend ist, was man aus dem Beruf macht. Entscheidend ist, ob man den Beruf, den man gewählt hat oder in den man hineingedrängt wurde, ob man diesen Beruf zu einer wirklichen Berufung macht,

ob man den Beruf mit innerer Freude, mit wirklicher Hingabe ausübt, ob man in ihm die Berufung Gottes sieht, der einem diesen Beruf in seiner unergründlichen Weisheit, auch wenn es menschliche Fährnisse und Fehler dabei gegeben hat, zgedacht hat.

Freilich gibt es Menschen, die unter ihrem Beruf leiden, denen der Beruf eine Art Galeerendienst oder gar Martyrium ist, die einzige Möglichkeit, ihr Brot zu verdienen, aber an der sie nicht hängen. Als es um die Kohlesubventionen ging im Ruhrgebiet, da sagte der Führer der Gewerkschaft Bergbau: „Wir hängen nicht an dem Dreckloch.“ Das heißt, die Bergarbeiter haben oft keine innere Beziehung zu ihrem schmutzigen, anstrengenden und gefährlichen Beruf. „Wir hängen nicht an dem Dreckloch“, sagte er. Und doch gibt es solche rufenden Stimmen, die einen Menschen in seinem Berufe festigen und stärken können. Diese rufenden Stimmen können von außen oder von innen kommen, von außen, von Menschen, von der Familie, von der Kirche, von Gott, oder auch von innen, weil man eine innere Schaffensfreude spürt, weil man den Drang hat, etwas zu verwirklichen, weil man bestrebt ist, etwas zu schaffen, etwas zu finden, etwas zu entdecken, etwas zu leisten. Die innere Schaffensfreude, das ist der Ruf, der von innen an einen Menschen geht. Ein jeder Mensch kann seinen Beruf lieb gewinnen, wenn er nur will. Wenn ein Beruf nicht gerade gemein und niedrig und böse ist, ist es einem Menschen möglich, auch in einem Beruf, den er zunächst nur im Gehorsam oder wider Willen übernommen hat, sich zu finden oder sich eine Lebensstellung zu erarbeiten und in diesem Beruf auch glücklich zu werden. Jeder Beruf dient ja dem Gesamten, jeder Beruf hat auch eine innere Nützlichkeit. Und diese Nützlichkeit zu entdecken, ist einem jeden aufgegeben, wenn wir nur bereitwillig sind, den Ruf zu vernehmen, der aus dem Beruf zu uns kommt. Der Mensch, der rechte Mensch kann jede Tätigkeit lieb gewinnen.

Wir wissen, daß viele, ja vielleicht unzählige Menschen ihren Beruf lieben. Der Landmann, der den Samen streut und die Feldarbeit betreibt und die Ernte einfährt, wie kann er glücklich sein in seinem Berufe! Ich habe einen Mitschüler gehabt, der nach dem Kriege sich einen Bauernhof aufgebaut hat und der heute noch jeden Morgen um 5 Uhr in den Stall geht, um die Kühe, 70 Milchkühe, zu melken. Man kann einen jeden Beruf, der nicht böse ist, lieb gewinnen. Jeder Beruf kann einen zur Schaffenslust, zum Nachdenken, zum Erforschen, zum Probieren anleiten.

Freilich ist zuzugeben, daß manche Menschen unter ihrem Beruf leiden. Das ist einmal die große Gruppe derer, die einem Beruf nicht gewachsen sind. Es gehört zu den erschütterndsten Erfahrungen meines Lebens, daß es viele Menschen gibt, die an einer Stelle stehen, für die ihre geistigen oder körperlichen Kräfte nicht ausreichen. An vielen, vielen Stellen sind Menschen in einen Beruf hineingegangen, dem sie nicht gewachsen sind. Wie soll sich dann innere Zufriedenheit einstellen? Es gibt aber auch das Gegenteil, nämlich daß jemand einen Beruf ausübt, den er mit seinen Fähigkeiten weit überträgt. Auch das ist möglich, daß jemand seine Fähigkeiten in dem Beruf, in den man ihn hineingedrängt hat, nicht auswirken kann und daß er ein ganzes Leben lang klagt: Ich habe mich nicht verwirklichen können, ich habe meine Kräfte nicht auswirken können, ich konnte nur mit einem Minimum meiner Fähigkeiten den Beruf ausfüllen.

Und dann gibt es natürlich auch eine Gruppe der Berufslosen, die keinen Beruf finden, die in keinem Beruf aushalten, die in keinem Beruf brauchbar sind. Auch die gibt es. Solche berufslosen Menschen sind natürlich todunglücklich; denn sie haben keine Erfüllung in ihrem Leben, wie sie ja der Beruf gewähren kann. Sie sind unglücklich und unzufrieden, und bei manchen erzeugt das einen Widerwillen gegen die Gesellschaft, einen Haß gegen die anderen und eine ständige Klage über ihr verfehltes Leben. Solchen Menschen kann von Menschen kaum geholfen werden, aber es kann ihnen geholfen werden von Gott. In Gottes Weisheit haben auch die Berufslosen noch eine Berufung. Wer gläubig ist und weiß, daß Gott ein Vater ist, daß er mit seiner Vatersorge einen jeden umfängt, der ist auch gewiß, daß die Berufslosen, die am Beruf gescheitert sind oder die einen Beruf niemals gefunden haben, daß auch die Berufslosen noch von Gott angesprochen und berufen sind.

Solche Berufslose gibt es in allen Ständen, selbst in den heiligsten Berufen. Ich sprach einmal mit einem Priester, der offenkundige Zeichen der Unlust in seinem Berufe gab. Bald wurde mir von zuverlässiger Seite gesagt, dieser Priester habe den Ausspruch getan: „Wenn mein Vater nicht mehr leben würde, würde ich aus der Kirche austreten.“ „Wenn mein Vater nicht mehr leben würde“, der im Pfarrhaus weilte, „würde ich aus der Kirche austreten.“ Man kann auch eine Berufung verlieren, und

dann wird der Beruf, den man ausüben muß, zu einem Greuel. Denn man muß etwas tun, hinter dem man nicht mehr steht, und nichts ist schlimmer als der Pfaffe, der Pfaffe, der den Beruf verloren hat. Freilich ist das auch bei anderen Berufen möglich, und diesen Berufslosen muß man sagen, sie sollten den Ruf hören, den Gott an sie ergehen läßt. In Gottes Augen gibt es keine unbrauchbaren Menschen. Vor Gott ist jeder Mensch kostbar und wertvoll, und jedem hat Gott eine Aufgabe zugedacht. Er muß nur diese Aufgabe erkennen und sich anstrengen, sie zu erfüllen. Niemandem wird etwas geschenkt im Beruf und im Leben, und ein jeder muß seine Kräfte anspannen, muß auch ungeliebte Arbeiten tun. Das gehört zum Beruf. Im Beruf kann man sich nicht aussuchen, was man tun will, sondern man muß das tun, was einem angeschafft wird. Und so wird der Beruf dann wahrhaftig zu einer Berufung, wenn man die Stimme Gottes in jedem Berufe, in jeder Tätigkeit eines Berufes hört, wenn man den Beruf auszufüllen bemüht ist.

Der Beruf ist tatsächlich, meine lieben Freunde, ein Abenteuer, ein Abenteuer, wie man hineinkommt, ein Abenteuer, wie man ihn ausfüllt. Entscheidend ist, daß man einen Beruf findet, einen Beruf wählt, der nach Gottes Willen nützlich, notwendig und zufriedenstellend ist; und entscheidend ist, daß man diesen Beruf mit seiner Kraft ausfüllt. Ich sage noch einmal: Man kann einen jeden Beruf lieb gewinnen, wenn man nur bereit ist, ihn als von Gott gegeben anzuerkennen. Wenn man nur in einem Beruf die rufende Stimme Gottes hört, dann wird ein jeder Beruf zur Erfüllung des Lebens, zu dem Werk, das Gott in uns sehen will, zu der Tat, die Gott von uns verlangt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Abenteuer des menschlichen Lebens (5)

(Über die Liebe)

20.07.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Daß die Liebe zu den Abenteuern des Lebens gehört, wird ein jeder zugeben, und daß die Liebe ein atemberaubendes Abenteuer sein kann, ja ein lebensgefährliches Abenteuer, das wird wohl auch zugestanden werden. Dazu kommt, daß die Liebe mit einer gewissen Süßigkeit begabt ist. Die Menschen pflegen sich mit freudeglänzenden Augen in sie hineinzustürzen. Die Liebe ist ohne Zweifel ein Abenteuer des Lebens. Es muß ein jeder Mensch dieses Abenteuer durchmachen, und wenn es in der heimlichsten Verkleidung oder in der lichtesten Verklärung wäre. Aber ohne dieses Abenteuer durchzumachen, kommt er nicht zu seinem vollen Menschentum.

Da ist freilich schon die Schwierigkeit, zu erklären, was Liebe ist. Dieser Name der Liebe ist einerseits wundersam und holdselig und andererseits verrucht und verfehmt. Liebe ist das am meisten mißbrauchte Wort in allen Sprachen. Wir können, wenn wir heute von der Liebe als Abenteuer des Lebens sprechen, zwei Arten der Liebe unterscheiden, nämlich einmal die Liebe der freien Tat und die Liebe der Neigung. Die Liebe der freien Tat entsteht aus dem bewußten Willen des Menschen. Sie gründet auf Überlegung und auf Entschluß. Die Liebe der freien Tat erwächst aus der Freiheit des Menschen. Anders die Liebe der Neigung. Sie quillt aus den Gründen, aus den tiefen Gründen der menschlichen Seele empor. Sie ist wie eine Notwendigkeit und wie ein Zwang, der über den Menschen kommt. Sie ist eben eine Neigung, d.h. etwas, was einem anderen gewissermaßen zufällt. Und darum ist sie wie ein Schicksal, wie ein Schicksal, das über den Menschen kommt und das ihm manchmal wie ein fremde, unverständliche Macht erscheint.

Woher kommt diese Neigung? Die Neigung entsteht durch Reize, die der Mensch aufnimmt durch seine Sinne und die dann zu dieser Neigung führen. Das ist der Weg: Reize zuerst, die Sinne, die diese Reize aufnehmen, und dann das Schwergewicht der Neigung, das daraus entsteht. Schon beim Säugling können wir diese Entwicklung beobachten. Der Säugling, der von seiner Mutter genährt wird, spürt die Wärme und den Wohlgeschmack, den er von der Mutter empfängt, und so entsteht die Liebe zur Mutter. Bei den Erwachsenen sind es andere Sinne, die zu der Neigung führen. Gewöhnlich ist es der Gesichtssinn, also das Sehen, das Schauen, und manchmal auch der Gehörsinn, das Hören, das Aufnehmen. Sie tragen dem Menschen eine Botschaft zu, und auf diese Botschaft reagiert er mit einer Neigung.

Die Entstehungsart der Neigung ist auch bestimmend für ihre Eigenart. So wie sie entsteht, so ist sie beschaffen. Sie hat ihre Schwächen, und darin liegt auch das Abenteuer der Liebe. Es fehlt der Liebe, die Neigung ist, erst einmal an Freiheit. Sie kommt wie eine Notwendigkeit, wie ein hartes Gesetz, wie ein Zwang über den Menschen, ja wie ein Schicksal, dem er sich unterworfen fühlt. Es fehlt dieser Liebe an Freiheit. Es fehlt ihr aber auch an Weichheit. Diese Liebe ist hart wie ein Gesetz, sie ist mehr ein Fallen als ein Gehen, mehr ein Stürzen als ein Schreiten. Sie wirkt beinahe wie eine mechanische Stoßkraft, fast wehtuend, und es kann geschehen, daß das Zusammentreffen zweier Menschen zu einem Zusammenprall, ja zu einer Katastrophe wird. Das ist die Gefahr, und das ist die Schwäche dieser Liebe der Neigung.

Das ist auch schon der Weg, auf dem diese Schwächen überwunden werden müssen. Die Neigung muß verarbeitet werden, sie muß veredelt werden; sie muß den Grundsätzen des höheren, des geisti-

gen Lebens unterworfen werden. Man kann ruhig sagen, sie muß vergeistigt werden. Sie muß eingefügt werden in das höhere, geistige Leben des Menschen.

Das gilt zunächst für die Freiheit. Was zunächst Trieb ist im Menschen, das muß bearbeitet werden. Diese Erregung, die in seiner Seele aufsteigt, muß den höheren Zielen der Gesamtpersönlichkeit dienstbar gemacht werden. Die aufsprießende Liebesneigung darf nicht ziellos und sinnlos wuchern, sondern sie muß gebunden, geformt und veredelt werden. Das ist natürlich im ganzen Leben notwendig und gilt für alle anderen Regungen auch. Wir müssen ständig die Affekte, die Gefühle, die Regungen, die in uns aufsteigen, beherrschen lernen, wir müssen sie den Zwecken der menschlichen Persönlichkeit einfügen. Wir dürfen der Laune, dem Mißmut, der Trägheit, dem Kleinmut nicht nachgeben, sondern müssen ihrer Herr werden. Und so müssen wir auch die Liebesgefühle meistern, denn diese Gefühle können von einer dämonischen Wildheit werden, wenn sie nicht beherrscht und auf eine höhere Ebene gehoben werden. Die Erfahrung des täglichen Lebens zeigt, daß alle Regungen unserer Seele überwacht und gelenkt werden müssen. Wir sollen sie nicht auslöschen, gewiß nicht, aber wir sollen sie veredeln. Wir sollen die aufkommenden Regungen bemerken mit unerbittlicher Selbstkontrolle und sie dann in die höheren Zusammenhänge des Lebens hineinfügen. Nur durch Überwachung, nur durch Kontrolle werden die Liebesgefühle vor Entartung und vor Perversion geschützt.

Der zweite Mangel, der der triebhaften Liebe anhaftet, ist die Weichheit. Das heißt, die schicksalhafte Liebe leidet an einer Härte. Sie hat etwas Robustes, etwas Herrscherliches, etwas Selbstsüchtiges an sich. Dieser Mangel muß ausgeglichen werden, und er wird ausgeglichen durch die gütige Liebe. Was zur triebhaften Liebe hinzukommen muß, ist die gütige Liebe. Sie muß das Zufallen zu einem anderen Geschöpf in ein sanftes Gehen, in ein sanftes Schreiten verwandeln. Sie muß die triebhafte Liebe, die wie ein Feuermeteor ist und alles verbrennt, formen, so daß sie in das geliebte Wesen hineingeht wie ein Engel, so wie ein Priester, wenn er ein Haus betritt und sagt: Friede sei diesem Hause! So muß diese gütige Liebe zum Menschen kommen.

Freilich, meine lieben Freunde, es könnte jemand fragen: Ja, ist denn überhaupt notwendig, daß die Liebe, die geistige Liebe von Gefühlen begleitet ist? Kann man nicht eine rein geistige Liebe aufbauen, die in keiner Weise mit den Sinnen verknüpft ist und die allein im Gebiete des Geistes ihre Heimstätte hat? Es scheint das nach der menschlichen Artung nicht möglich zu sein. Der Mensch scheint so gebaut zu sein, daß, was in seinem Geiste blühen soll, in der Seele, in der Tiefe der Seele, im Unbewußten der Seele, auch in den Trieben der Seele beginnen und verwurzelt sein muß. Die Bewegung, die in der geistigen Liebe zum anderen geht, muß ihren Anfang nehmen in der Tiefenschicht der Seele. Sie muß ausgelöst sein von Anregungen und von Antrieben, die in der Tiefe der leib-seelischen Persönlichkeit ihren Anfang nehmen. Oder aber um es anders auszudrücken: Wer Liebe nicht fühlt, der wird kaum je dazu kommen, Liebe zu wollen. Man muß die Liebe erst fühlen, und dann wird man auch lernen, Liebe zu wollen. Wer nie eine Neigung in sich verspürt hat, in dem wird sich auch der Geist nicht in Bewegung setzen. Das ist eben das Abenteuer der Liebe.

Dieses Abenteuer besteht nicht darin, daß die Liebe für den Unvorsichtigen gefährlich ist, daß sie ihn womöglich an einen Menschen kettet, von dem er sich schon nach wenigen Jahren lösen möchte. Das Abenteuer der Liebe besteht auch nicht darin, daß von der rohen und ungeformten Liebe maßloses Leid ausgeht. Nein, das Abenteuer der Liebe ist darin gelegen, daß ein Liebender lernen muß zu lieben, daß er in seiner Liebe sich entwickeln muß, daß er seine Liebe erheben und vergeistigen muß, daß er ihr Freiheit und Weichheit einimpfen muß, um ihre Härte und ihren Zwang zu durchbrechen. Die Liebe muß sich entwickeln. Aber das ist eben die Frage, ob sie sich entwickelt nach oben oder nach unten, ob jemand lernt, in seiner Liebe immer milder, immer gütiger, immer wohlwollender, immer selbstloser zu werden, oder ob er in seiner Liebe immer engstirniger, immer kleinlicher, immer armseliger und immer banaler wird. Das ist die Frage, was ein Mensch aus seiner Liebe macht.

Derjenige, der keine Liebe hat, dem bleibt dieses Abenteuer erspart, aber er wird auch kein voller Mensch. Wer aber irgendeine Sehnsucht, ein Heimweh, eine Liebesseligkeit je verspürt hat, der weiß, daß es für ihn die Schicksalsfrage ist, ob er an seiner Liebe reift, ob er zu einem Engel oder zu einem Heiligen wird, oder ob er zu einem Teufel entartet, ob er ein Lebensquell wird oder ein Stein, der verhärtet ist. Die Frage ist, ob er eine wärmende Sonne wird für viele Menschen oder eine ausgebrannte Schlacke. Das ist das schrecklich schöne Abenteuer der Liebe. Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Abenteuer des menschlichen Lebens (6)

(Über das Zusammenleben)

27.07.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Begegnungen zwischen Menschen sind häufig, aber nur wenige Begegnungen sind fruchtbar. Wenn sich zwei Menschen begegnen, dann ist es in der Regel so, daß sie flüchtig ihren Namen murmeln, den der andere nicht versteht, und daß sie aneinander vorübergehen, als ob sie sich nie begegnet wären. Es kommt bei Begegnungen der Menschen in der Regel nur zu einer kurzen Vorstellung, und wenn sie auch längere Zeit nebeneinander hergehen, so ist doch dieses Nebeneinanderhergehen meistens leer. Sie bedeuten einander nichts, es geschieht nichts, sie bleiben unberührt und unbeteiligt. Selbst wenn Menschen lange miteinander zu tun haben, dann ist es doch in der Regel so, daß sie ihre Auseinandersetzungen und Kämpfe haben, ihre kleinen Aufmerksamkeiten und noch öfter ihre Widerwärtigkeiten, sie reiben sich aneinander, sie stoßen einander, und sie treten einander. Im übrigen bleiben sie völlig gesondert und unberührt. Das zeigt sich, wenn sie auseinandergehen. Das ist ein kurzer, oberflächlicher Abschied, bei dem keine Erinnerung bleibt. Weitaus die meisten Menschen werden eben vom Alltag zerrieben, und diese alltäglichen Dinge, dieses Geschwätz des gewöhnlichen Verkehrs, diese Intrigen und diese Unterhaltungen, diese Gehässigkeiten, die sie miteinander austauschen, verhindern, daß irgendeine Größe in ihr Leben kommt. Sie werden vom Straßenstaub und vom Bürostaub erstickt und überschüttet.

Und doch könnte in diesen alltäglichen Begegnungen etwas geschehen. Es könnte, wenn die Menschen aufmerksam wären, in diesen Begegnungen sich etwas ereignen, was bis in den Grund der Seele reicht. Das ist nämlich die große Kunst der Menschenseele, daß sie aus Kleinem etwas zu machen versteht, daß sie aus Alltäglichem etwas Ungewöhnliches zu schaffen vermag. Alle diese Begegnungen können in eine tiefe und reiche Seele hineingenommen werden und können zu erlesenen Kunstwerken der Geduld, der Aufmerksamkeit, der Rücksichtnahme und der Liebe werden. Es gibt Menschen, deren Seelen wie ein fruchtbarer Acker sind, und dieser Acker nimmt jedes Samenkorn auf, läßt sich befruchten. Jede Begegnung regt diese Menschen an, inspiriert sie gibt ihnen etwas und läßt sie aus zufälligen Gesprächen mit einem Straßenarbeiter, mit einem Dienstboten, mit dem Briefzusteller eine Befruchtung erfahren, läßt sie etwas lernen, läßt sie zu einem guten Entschluß und zu einem guten Werk kommen, zu einer inneren Ausweitung und Erwärmung.

Ich sprach einmal mit einem Pfarrer, der jede Woche eine bestimmte Bahnstrecke zurückzulegen hatte. Er sagte mir: „Auf dieser Bahnstrecke geschieht nichts.“ Aber eines Tages hatte er einen Volksmissionar bei sich zu Gast, und der Volksmissionar wußte in seinen Predigten von einer ganzen Fülle von Erlebnissen zu berichten, die er auf eben dieser Bahnstrecke gemacht hatte. Dieser Priester besaß die Fähigkeit, die Augen offenzuhalten und das Ohr zu erschließen. Er hatte die Kraft, aus scheinbar völlig unerheblichen Begegnungen etwas Großes, etwas Erhellendes, etwas Beliehendes zu machen.

Die Menschen, die aus solchen Dingen lernen, verlieren sich dabei selbst nicht. Sie büßen ihre Überlegung und ihre Kritik dabei nicht ein. Doch freilich, es gibt auch Menschen, die von einer solchen Eindrucksfähigkeit sind, daß sie darüber sich selbst verlieren. Jeder Eindruck, den sie aufnehmen, wirft sie gleichsam um, gibt ihnen eine neue Form. Jede Erfahrung wird für sie zu einer Kursänderung, jeder Anstoß wird für sie zu einem Umfall. Das sind schwache, labile Menschen, die in solcher Weise auf Begegnungen reagieren. Und wenn es nicht immer gleich bei der ersten Begegnung so ist,

daß sie umknicken, so doch häufig nach längerer Zeit, da bricht ihre Überzeugung zusammen, da fällt ihre Tugend dahin, da verleugnen sie und vergessen sie, was sie einmal mit Überzeugung angenommen hatten.

Als Knabe gab ich einmal einem Mädchen Nachhilfeunterricht. Es war ein frommes Mädchen, es war ein gläubiges Mädchen. Dieses Mädchen war imstande, einen berühmten Verwandten, den sie hatte, nämlich den Schauspieler Emil Jannings, auf seinem Sterbebett zu bewegen, den katholischen Glauben anzunehmen. Und doch, als dieses Mädchen nach der Vertreibung aus Schlesien nach Hamburg kam, lernte sie dort einen protestantischen Pastor kennen, gab ihren Glauben auf und heiratete diesen Pastor. In einem Nu war alles verschwunden, was sie in ihrer Jugend mit Überzeugung angenommen und praktiziert hatte. Sie war umgefallen, sie war umgestürzt worden durch diese Begegnung.

Es sollen aber doch solche Begegnungen nicht zum Unheil werden, sondern zum Heile. Sie sollen nicht Schreckliches und Schlimmes für den Menschen bringen, sondern Schönes und Gutes. Und solche Menschen können manchmal eine schicksalhafte Begegnung erfahren – zum Guten oder zum Schlimmen. Manchmal ist eine solche Begegnung wie ein Blitz. Als Jesus Johannes traf, da hat er nur ein kleines Wörtchen gesagt: „Folge mir nach!“ Und er verließ den Vater und die Netze und das Schiff, und er folgte ihm nach. Als Paulus vor Damaskus die Lichterscheinung hatte: „Saulus, warum verfolgst du mich?“ da stürzte er vom Pferde, und da war er verwandelt. In einem Nu hatte sich seine Seele dem göttlichen Jäger ergeben, war er getroffen und für sein ganzes Leben verwandelt. Manchmal vollzieht sich eine solche Verwandlung in langer Zeit, in Jahren, wie das Wachsen einer Pflanze. Aber auch da kann es zu einem schicksalhaften Begegnen kommen, zu einer das innerste Wesen des Menschen durchdringenden Umwandlung.

Die Kraft, die in solchen Begegnungen wirksam wird, ist gewöhnlich die Liebe. Die Liebe vermag den Menschen zu verwandeln. Mit der Liebe paart sich häufig das Vertrauen; es kommen auch Bewunderung und Hoffnung dazu. Eine ganze Palette von Haltungen vermag eine solche Verwandlung, eine solche Verwandlung aus Begegnung im Menschen hervorzurufen. Und die Wirkung dieser Begegnung ist immer eine Wandlung zum Schlimmen oder zum Guten. Die Begegnung zum Schlimmen führt dann zu einer Hörigkeit, zu einem Verfallen, zu einem Verfallensein an den Mephisto, an den Versucher, der den Menschen in seine Richtung führt und sein ganzes Inneres umdreht. Die Seele wird durch einen solche Magier der Verführungskunst fast widerwillig in den Bann geschlagen, und die so Verfallenen können bis zur Verzückung oder bis zu Verbrechen einem solchen Verführer folgen. Aber umgekehrt ist es auch mit der Begegnung zum Guten. Auch eine solche Begegnung kann einen Menschen bis in seine Tiefen verwandeln und mit dem anderen zusammenschließen. Eine solche schicksalhafte Begegnung kann sich ereignen, wenn ein von Gott berufener Mensch einen anderen findet. Denken wir etwa an Franz von Assisi. Als er in seiner Hingegebenheit an Gott, in seiner Armut und in seiner Begeisterung Menschen begegnete, da fühlten sie sich von ihm angerufen und folgten ihm nach, verließen ihre Arbeit und ihre Heimat und teilten sein armes Leben. Ähnlich war es bei Bernhard von Clairvaux. Er, der Sohn aus adeligem Geschlecht, war imstande, andere, Hunderte von Menschen zu begeistern, ins Kloster zu führen, sie zu einem Leben der Nachfolge Christi einzuladen und auf diese Weise eine Gefolgschaft zu begründen. Es geht eben von diesen Menschen eine Anziehungskraft aus, der Gutwillige nicht widerstehen können, weil sie ihr nicht widerstehen wollen. Sie erhalten durch diese führenden Menschen eine neue Kraft, einen neuen Sinn ihres Lebens, eine neue Güte, eine aufopfernde Liebe und einen heiligen Wagemut, eine übermenschliche Leidenskraft.

Solche führende Menschen werden für die anderen nicht nur zum Freund, sondern zum lichten Engel, ja zur Erscheinung Gottes. Solche Begegnungen gibt es in zahlloser Weise im historischen Leben Jesu, in seiner irdischen Daseinsweise und im verklärten Leben Jesu, in seiner himmlischen Daseinsform. Noch immer weiß der Herr Menschen zu berufen, Menschen an sich zu ziehen, Menschen, die alles verlassen, Menschen, die ihm hingegeben sind, die ihm ergeben sind und die ihm geweiht sind und die ihr Leben ihm widmen und ihr Dasein ihm schenken.

Solche gnadenhafte Begegnungen, meine lieben Freunde, sind wahre Schicksale, die über einen Menschen kommen. Auch derjenige, der die Anziehungskraft ins sich trägt, von dem die Anziehungskraft ausgeht, auch dieser hat eine große Aufgabe und trägt eine schwere Bürde, denn er weiß um seine Verantwortung für die, die er an sich zieht und die ihm folgen. Er weiß, daß auch ihn Furcht und

Ekel und Traurigkeit überfallen kann, daß Ölbergsstunden über ihn kommen können, wo er zum Vater ruft, er möge den Kelch vorübergehen lassen.

Nicht jedem Menschen sind solche Begegnungen beschieden, aber ein jeder sollte die Fähigkeit haben, solche Begegnungen zu machen. Ein jeder sollte die Empfänglichkeit haben, die Hingebungskraft in sich verspüren, die sich eben dem anderen zuneigt, von dem er weiß, das ist der von Gott mir gesandte Führer. Wer diese Empfänglichkeit nicht besitzt, dem fehlt der Wille zur Größe, und von einer solchen Art war der reiche Jüngling. Der Herr war ihm begegnet; es war eine wunderbare Begegnung. Aber er ging aus dieser Begegnung ohne Entschluß, leer und mit traurigem Herzen hinweg. Er hatte sich versagt, und deswegen ließ der Herr ihn gehen. Er hatte nicht den Mut, sich zu verlieren, und so hat er sich auch nicht gefunden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Abenteuer des menschlichen Lebens (7)

(Über die Einsamkeit)

03.08.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Mit der Einsamkeit ist es ähnlich wie mit der Liebe. Die Einsamkeit ist eine vielgestaltige Wirklichkeit, und auch das Wort Einsamkeit ist keineswegs eindeutig. Man kann einsam sein mitten im Gewühle und Gedränge einer Großstadtstraße, und die Einsamkeit kann einem so weit zusetzen, daß sie zur Verlassenheit wird. Verlassenheit, das ist ein Ausstrecken der Arme, ohne daß eine Hilfe kommt, ein Rufen, ohne daß ein Echo ertönt. Die Einsamkeit ist ein Abenteuer des Lebens, und nicht das geringste.

Einsamkeit ist zunächst etwas Innerliches, etwas, was der Seele anhaftet. Aber wie alles Innerliche will auch die Einsamkeit nach außen sich bemerkbar machen, ein äußeres Alleinsein herbeiführen. Im wesentlichen, müssen wir sagen, ist die Einsamkeit eine Abgeschlossenheit der Seele, ein abgeschlossener Seelenraum, und infolgedessen ein abgeschlossener Lebensraum. Ein abgeschlossener Seelenraum und ein abgeschlossener Lebensraum, das macht das Wesen der Einsamkeit aus. Der großen Masse ist der Zutritt zu den Menschen verschlossen, und diese Einsamkeit kann eine lebenslängliche sein. Sie kann auch vorübergehend und nur zeitweilig sein. Sie kann alle Lebensräume beanspruchen, sie kann sich aber auch nur auf bestimmte Lebensbereiche beziehen.

Das Gegenteil zu dem Menschen der Einsamkeit ist der ausgegossene Mensch, der Mensch, der wie auf einem Platze steht, in dem alle ein- und ausgehen, der Mensch, der sich in der Öffentlichkeit bewegt und der selbst der Öffentlichkeit angehört, der einen jeden aufnimmt und in einen jeden geht, der kein anderes Leben lebt als dieses Zusammensein mit vielen. Dem Zustand der Einsamkeit ist der Zustand der Öffentlichkeit gerade entgegengesetzt.

Nun zeigt sich, daß beide Zustände ihre Gefahren und ihre Mängel haben. Der einsame Mensch kann auch ein isolierter, ein von allem Leben abgeschlossener Mensch sein, ein liebessarmer und ein gemeinschaftswidriger Mensch. Der Mensch der Öffentlichkeit kann ein auseinandergerissener, ein preisgebener, ein überallhin verteilter und verstreuter Mensch sein. Der Mensch kann zu viel Einsamkeit haben, er kann aber auch zu wenig Einsamkeit haben. Seine Einsamkeit kann eine selige und kann eine unselige sein, und das ist vielleicht der Hauptunterschied, die selige Einsamkeit und die unselige Einsamkeit.

Die unselige Einsamkeit ist ein Protest, eine Flucht. Dieser Einsame verweigert sich den Menschen, er verweigert sich der Gemeinschaft, er verweigert sich dem Zusammensein, dem Zusammenstehen und auch dem Zusammenhelfen. Er verschließt die Pforte seiner Seele. Wie kommt es zu solcher Einsamkeit, zu solcher Verschlossenheit, zu solcher Verweigerung? Der Ursprung dieser unseligen Einsamkeit ist häufig die Angst, die Angst vor den Menschen und vor dem Leben, die Angst, den Menschen und dem Leben nicht gewachsen zu sein, von ihnen bedroht zu werden. Solche Menschen haben häufig trübe Erfahrungen gemacht, und so haben sie die Meinung gebildet, sie seien unbrauchbar. Es ist niemand, dem sie etwas bedeuten; es ist keiner, der sie braucht. Man entbehrt sie nicht, man will sie nicht. Und so ziehen sie sich zurück, und so flüchten sie in ihre Einsamkeit.

In einem anderen Menschen kann diese Einsamkeit entstehen aus dem Bewußtsein des Unverstandenseins. Manche Menschen, die viele negative Erfahrungen und Beobachtungen gemacht haben, kommen allmählich zu der Überzeugung, daß sie niemandem etwas bedeuten, daß ihr Wollen, ihre Werke nicht verstanden werden, daß man sie mißachtet und verachtet, daß man sie befiehlt und nicht ernst nimmt. So gelangen diese Menschen dazu, ihre Seele zuzuschließen, auch vor wohlmei-

nenden und gutmeinenden Menschen. Sie flüchten in ihre Einsamkeit und schließen sich ab, und dieses Zuschließen bewirkt, daß auch die anderen sie nicht mehr verstehen und sich von ihnen entfernen. Das ist ein Sonderling, heißt es, das ist ein Neurotiker, das ist ein gemeinschaftswidriger Mensch.

In anderen Menschen ist die Einsamkeit nicht von der Umwelt veranlaßt, sondern sie kommt aus der Seele des Einsamen selbst. Das sind jene Menschen, die von vornherein abweisend, verneinend und verachtend gegen die Umwelt eingestellt sind. Das sind jene Menschen, die nur sich kennen und nur sich selbst gelten lassen. Das sind jene Menschen, die keine Liebe haben und keiner Liebe fähig sind, Menschen, die nur dem eigenen Ich dienen, und das ist bekanntlich Götzendienst. Manche dieser Einsamen machen aus ihrer Einsamkeit sogar eine Theorie. Sie sagen: Ja, das ist eben so, die Einsamkeit ist eben mein Schicksal, die Einsamkeit ist meine Erwählung, ist auch vielleicht meine Verdammnis. Sie gehen manchmal so weit, daß sie sagen: Das ist bei allen Menschen so. Alle Menschen sind dazu verdammt, in einem lichtlosen und leeren Raum einsam dahinzuvegetieren, in ewiger Ferne und Isolierung, in unerreichbarer Fremde. Ihre Einsamkeit ist dann gleichzeitig ihre Verlassenheit.

Von dieser unseligen Einsamkeit waren viele Menschen erfüllt, vor allem die großen Genies der Menschheit, die Tyrannen, die Despoten, die großen Künstler, die hellseherischen Forscher, aber auch die harten und strengen Propheten und Bußprediger. Sie waren einsame Menschen und haben schwer unter ihrer Einsamkeit gelitten. Denn diese Einsamkeit macht die Seele bitter und unbittlich, hart und unzugänglich. Der Einsame vertrocknet gleichsam in dem eisigen Winde seiner Einsamkeit. Das eigentliche Leid aber, an dem diese Menschen sich verbluten, kommt von ihrer Schuld, denn diese unselige Einsamkeit ist schuldhaft. Es ist immer eine gewisse Schuld damit verbunden. Die leichteste Schuld ist sie für die Armen, Verzagten, die zu wenig Selbstvertrauen und zu wenig Mut aufbringen, denen der Mut von den Menschen zerbrochen worden ist, die dann eben vor den Menschen flüchten und die Türen zuschlagen, die aber häufig auch selbstgenießerisch und selbstsüchtig werden. Die schwerste Schuld haben jene, die absichtlich sich den Menschen verweigern, die sich selbst vergöttern und die die Liebe und die Nähe zum Nächsten verleugnen und verwerfen. Sie sinken in eine grauenvolle Einsamkeit, und das ist ein Schicksal, eine Belastung, die dem Genie, die der übermenschlichen Begabung häufig verbunden ist. Das ist die unselige Einsamkeit.

Die selige Einsamkeit ist anders geartet. Sie ist niemals eine absolute. Sie vermauert nicht den ganzen Seelenraum und auch nicht für alle Zeiten, sondern sie besteht darin, daß man sich immer wieder in die Seele, in das Innere der Seele wie in ein stilles Heiligtum zurückzieht. Diese Einsamkeit ist ein zeitweiliges Einkehren und Heimkehren in die Seelenmitte, da, wo der Mensch abgeschlossen ist von der großen Masse, wo er mit sich und mit den Wesen, die Zutritt haben zu ihm, allein ist, wo er Gott eingelassen hat. Diese Einsamkeit besteht also auch in einer Abschließung, aber diese Abschließung ist nicht eine totale, sie ist eine Abschließung, weil der Mensch in das innere Leben eintreten, in sich selbst und mit sich selbst allein sein will und allein sein muß. Sie besteht darin, daß der Mensch ein Innenleben hat, einen Fluß der Gedanken, große Ziele, Visionen. Sie besteht darin, daß er ein inneres Schauen besitzt, eine Kraft des Wissens und des Glaubens und hohe und schöne Ziele, die in seiner Seele ihre Heimat haben. Je reicher und gefüllter sein Leben ist, um so leichter und dauernder kann ein Mensch in seine Einsamkeit hineingehen und darin verharren. Diese Ferne von der Masse erzeugt freilich eine gewisse Kühle, eine bestimmte Unberührtheit und Unbewegtheit gegenüber dem Tun und Treiben, gegenüber dem Geschehen und Erleiden der breiten Öffentlichkeit. Aus dem Grundbestand dieser Einsamkeit, dieser Art von Einsamkeit, nämlich dem reichen Innenleben, ergibt sich, daß sie die eigentliche Heimat des Menschen ist, der sie besitzt, daß er dort allein ganz geborgen ist.

Freilich ist jedes starke Innenleben auch reich an geheimnisvollen Leiden, an Schmerzen und Verzichten, an Opfern und Bitterkeit. Alles tiefere Wissen, meine lieben Freunde, macht traurig. Alles höhere Wollen ist mit Opfern und Entsagung verbunden. Alle starken Begabungen stoßen sich wund an den Schranken, die sie finden. Und dennoch ist diese Einsamkeit, so schmerzlich sie sein mag, beglückend. Sie deutet ja das Eintauchen in das innere Leben von einzigartiger Tiefe, und deswegen wird sie beseligend. Sie ist eine selige Einsamkeit. Es ist das ein wirkliches Lebensgefühl, eine wirkliche Seligkeit, ein Gewinn und eine Tat, die heilkräftig wirkt. Wer diese Art von Einsamkeit besitzt, der kann kein neurotischer, der kann kein seelisch kranker Mensch werden. Er wird gesund und immer befriedeter und ausgeglichener und gereifter. Für einen solchen Menschen ist die Einsamkeit ein Be-

dürfnis; er muß in sie einkehren. Je kraftvoller und je hingebener er in der Außenwelt arbeitet, je mehr Menschen er betreut und für sie besorgt ist, je zahlreicher die Menschen sind, die ihm anvertraut sind, um so dringlicher und unentbehrlicher ist ihm die Einkehr in die Einsamkeit. Er fühlt sich stärker zur Einsamkeit hingezogen als zu der öffentlichen Menschenwelt. Er hat eine Schwere, ein Heimweh, einen Hunger und einen Durst nach der Einsamkeit. Eine solche Einsamkeit ist beseligend, und einer solchen Einsamkeit bedürfen alle Menschen, die sich ein Innenleben aufbauen wollen.

Im Jahre 1946, meine lieben Freunde, fragte mich ein alter Priester, als wir über den Priesterberuf sprachen: „Liebst du die Muttergottes? Betest du zum Heiligen Geist? Bist du ein Freund der Einsamkeit?“ So ist es, meine lieben Freunde. Ein Mensch, der nicht einsam sein kann, kann auch nicht Priester werden. Der Priester ist der Mann der Einsamkeit. Es ist aber die beseligende Einsamkeit, denn in seinem Kämmerlein, da ist Gott daheim, und in seinem Kämmerlein trägt er die Menschen, die ihm anvertraut sind. Es ist eine Einsamkeit, die ihn zum Himmel führt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Abenteuer des menschlichen Lebens (8)

(Über den Dämon im eigenen Inneren)

10.08.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Als der Herr vierzig Tage in der Wüste gewesen war, da nahte sich ihm der Versucher. Selbst die größte Abgeschlossenheit schützt nicht vor der Versuchung. Auch wenn wir ganz allein wären, tausend Kräfte aus der Höhe und tausend Stimmen aus der Tiefe werben um uns und rufen uns, und der gefährlichste Versucher kommt nicht von außen, der gefährlichste Versucher kommt von innen, aus dem eigenen Inneren, aus der eigenen Seele. Das ist der Dämon, der in unserem Inneren wohnt; das ist der gefährlichste Versucher. Zuweilen scheint er jahrelang zu schlafen, aber dann wacht er auf einmal auf, und dann stürzt ein Mensch, von dem man geglaubt hatte, er sei eine Zeder des Libanon, dann stürzt ein solcher Mensch zusammen.

Da möchte man zweifeln, ob unsere Erziehungsversuche und unserer Bildungsversuche überhaupt einen Sinn haben, wenn so etwas geschehen kann, daß selbst ein stärkster Mensch plötzlich zusammenbricht, wenn das unerwartet geschehen kann, wenn da nicht nur ein anderes Gesicht sich zeigt, sondern eine andere Persönlichkeit hervorzukommen scheint. Ja, meine Freunde, es gibt Menschen, die tatsächlich eine Art Doppelleben führen, nach außen ein Leben der Ordnung, der Pflicht, ein Leben im Lichte, aber wenn man näher zuschaut, da schlingt sich heimlich ein Leben der Unordnung, der Gier, der Hemmungslosigkeit, der Leidenschaft. Es gibt Menschen mit einem Doppelleben.

Das ist eines der geheimnisvollsten Abenteuer des menschlichen Lebens, der Dämon in der eigenen Brust, das Lauern und das Raunen des Versuchers im Herzen des Menschen. Er ist um so gefährlicher, weil er eben von innen die Seelenburg aufzubrechen versucht und nicht bloß von außen. Die seelische Form, die ein Mensch hat, die seelischen Gestaltungen setzen sich aus zwei Kräftebündeln zusammen. Das eine Kräftebündel könnte man als die Tagseite des Menschen bezeichnen, die man auch als Wahrheit bezeichnen könnte, nämlich alles das, was durch die Erkenntnis in den Menschen kommt, die Wirklichkeit, die er aufnimmt mit seinen Sinnen und mit seinem Verstande, die Kräfte, die im Menschen sind durch das Erkennen. Sie sind durch das Erkennen der Sinne und des Verstandes im Menschen und bilden gleichsam die Tagseite der Seele. Sie liegen im hellen Lichte unseres Bewußtseins, und alle Seelsorge, alle Erziehung, alle Menschenbildung geht davon aus, diese Kräfte im Menschen zu fördern und zu stärken. Sie geht dahin, daß die Wahrheit den Menschen beeinflusse und beherrsche, daß er die Wirklichkeiten, die er wahrnimmt, zu Lockungen und Drohungen verarbeitet, zu Lockungen hin zum Guten, zu Drohungen fort vom Bösen. Und so arbeitet auch Gott. Gott wirkt durch Lockungen und Drohungen auf uns ein, Lockungen zum Schönen und Guten und Heiligen, Drohungen vor dem Bösen und Perversen und Verwerflichen. Diese Impulse, die da von der Gnade Gottes ausgehen, sind keine blinden Stöße, sondern sind erkannte Motive, die uns einladen oder auch führen ans Licht der Wahrheit. Das ist gleichsam die Tagseite unseres Lebens, die von der Wirklichkeit ausgeht und durch die Erkenntnis aufgenommen wird und zu Motiven geformt wird, die unser Leben bestimmen sollen.

Daneben aber gibt es die Nachtseite, die Nachtseite unseres Lebens, das Unbewußte. Aus dem Unbewußten steigen endlose Ströme immer neuer Überraschungen auf. Sie lassen uns erkennen, daß der Mensch ein Rätsel ist, daß hinter jedem Seelenleben eine endlose Welt von Geheimnissen steht. Aus den Tiefen des Unbewußten strömt ein anderes Kraftbündel heraus, das die Form eines Menschen bestimmt, Anregungen, Abneigungen, Stöße, Impulse, die das Leben beeinflussen, die unser

Handeln bewegen, die unseren Charakter bestimmen. Es ist nicht wahr, daß der Mensch immer und durchweg von bewußten Motiven bestimmt wird. Das ist nicht wahr. Sehr oft, und in unerweckten, unmündigen Seelen meistens, wird der Mensch von Stößen aus dem Unbewußten gelenkt und getrieben, die er entweder gar nicht oder nur dunkel empfindet. Das sind die Stimmen der Tiefe, die ihn rufen; das sind die Stimmen der Vorzeit, die in seinem Körper niedergelegt sind. Das sind diese Stimmen uralter Wildheit, der Wollust, der Grausamkeit und der urweltlichen Angst, die den Menschen umgarnen.

Auch gute Impulse können aus dem Unbewußten kommen. Es sind nicht alles untermenschliche und unmenschliche Antriebe, die daraus quellen. Auch die großen Anregungen, die die Menschen inspirieren, kommen aus dem Unbewußten und bringen immer neue Schöpfungen der Kultur und des Geistes hervor. Aber noch einmal: Diese, Kräfte, die aus dem Unbewußten in den Menschen hineindrängen, kann man als einen Dämon bezeichnen. Warum als einen Dämon? Weil sie dunkel, unberechenbar und allgewaltig sind, dunkel, unberechenbar, allgewaltig. Es ist ein Dämon des Abgrunds, der in uns lebt und der uns beherrschen möchte. Diese Kräfte, die da in uns hochdrängen, liegen noch vor dem Denken, vor dem Entscheiden; sie sind Lebenstrieb, Instinkte, die vor der Erkenntnis und vor den Willensentschlüssen liegen, und sie haben eine gewaltige Macht, eben weil sie aus dem Inneren der Seele heraus wirken.

Diese unbewußten Kräfte wirken in unsere Handlungen hinein. Sie wirken in alle unsere Handlungen hinein irgendwie. Sie vermögen die Beweggründe, die von der Wahrheit ausgehen, vom bewußten Erkennen, zu verwandeln, zu verfälschen, umzubiegen. Die bewußten Motive können gewissermaßen nur noch Verkleidungen sein für das, was uns eigentlich antreibt. Und das ist ja eine der erschütterndsten Erfahrungen, die man macht mit Menschen und mit der Geschichte, daß nämlich die höchsten Werte, wie Edelmütigkeit, Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit, Liebe, umgebogen und ausgenutzt werden können, zur Täuschung benutzt werden können für ganz andere, mindere und minderwertige Antriebe, die aus dem Unbewußten kommen. Die höchsten Werte können durch eine unbewußte Rechthaberei in den Dienst des Dämons gestellt werden. Deswegen ist dem Menschen ein ständiger harter Kampf aufgegeben, um diese Stimmen der Tiefe zu überhören, um die Kräfte der Tiefe niederzuhalten. Der Mensch muß in einer unerbittlichen Selbstüberwachung stehen und in einer unermüdlichen Selbsterziehung. Und auch so noch ist immerfort ein Einbruch des Dämons in den Bereich des Geistes und der Wahrheit möglich. „Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle!“

Dennoch sind wir nicht rettungslos den Kräften der Tiefe ausgeliefert. Wir sind ihnen nicht zwangsweise preisgegeben. Wir haben den Geist, der die Führerrolle in uns übernehmen soll; wir haben den Willen, der zwischen den Antrieben, die in unserer Seele hochkommen, auswählen kann. Der Geist würdigt die Kräfte aus der Tiefe und wertet sie und verwirft diejenigen, die wertlos sind, und der Wille wählt die aus, die wertvoll sind und läßt die anderen, die wertlos sind, beiseite. Der Geist hat also eine regulierende Aufgabe. Er muß die Impulse ordnen. Das ist das Entscheidende, das wir in unserem Leben vollbringen müssen, daß wir Zucht und Ordnung lernen, daß wir die Hemmungen und die Auslösungen je nachdem, wie sie gefordert sind, durch die Macht des Geistes und des Willens uns auferlegen. Es braucht nichts erstickt und ausgelöscht zu werden, aber es muß alles geordnet und eingeordnet werden. Zucht und Form, das ist es, was uns auferlegt ist.

Freilich gelingt dieses Werk auch nur in annähernder Weise allein den Menschen, die geistig sind und unermüdlich an sich arbeiten. Der Trieb, das Unbewußte im Menschen, hat nämlich einen Vorsprung. Es ist von einer großen Kraft und Wildheit. Es ist von einer elementaren Wucht, und das ist der Vorteil gegenüber den Kräften des Geistes. Die Kräfte des Geistes wirken irgendwie blaß und fremd und fern, und diesen Vorsprung nutzt der Dämon aus, um uns zu überwältigen, um den Geist zu überwinden, um sich durchzusetzen gegen die Stimmen des Gewissens und der Vernunft. Es gibt aber ein Mittel, meine lieben Freunde, um dem Geist den Vorrang zu verschaffen, um den Vorsprung einzuholen, den der Dämon aus der Tiefe hat. Wir müssen nämlich erstens die geistigen Erkenntnisse zu einem Erlebnis machen. Sie dürfen nicht in abstrakten Begriffen verbleiben, sondern wir müssen die geistigen Erkenntnisse zu einem Erlebnis machen, d.h. sie müssen sinnhaft und durch Vorstellungen zu einem inneren Besitz werden.

Gott selbst hat offenbar diese Anlage im Menschen gekannt, und deswegen ist er erschienen als ein Kind, als ein Junge, als ein Mann, als ein Gekreuzigter. Jetzt haben wir einen Gott, den wir anbeten können in der Gestalt dieses Knaben und dieses Wanderers in Galiläa. Das ist es. Die Erkenntnisse unseres Geistes müssen zum Erlebnis werden, und wenn sie zum Erlebnis werden, dann werden sie auch zu einem inneren Besitz. Das ist nämlich die zweite Weise. Wir müssen die Erkenntnisse des Geistes zu einem inneren Besitz machen. Wodurch werden sie es? Durch die Tat. Wir müssen das, was wir erkennen, tun. Es darf nicht bei Vorsätzen bleiben, bei Wünschen, bei Anregungen, sondern es muß das, was wir in der Erkenntnis gewonnen haben, zur Tat werden. Durch die Tat geht uns gleichsam die Erkenntnis in Fleisch und Blut über. Ja, das ist es, die Erkenntnis wird uns zu Fleisch und Blut. Wir können nicht mehr davon lassen, denn sie ist unser innerster Besitz geworden.

Wer das schafft, wer die Erkenntnisse seines Geistes zum Erlebnis werden läßt, und wer die Erkenntnisse seines Geistes in Fleisch und Blut überführt, in dem herrscht das Gesetz des Geistes, der Freiheit und der Wahrheit. Ein solcher Mensch vermag aus der Wahrheit heraus zu leben, zu handeln und zu wirken. In einem solchen Menschen hat die Tagseite die Überhand gewonnen über die Nachtseite des Lebens. In einem solchen Menschen ist die Einheit des Lebens hergestellt, die Einheit von Tag- und Nachtseite. Ein solcher Mensch hat den Dämon in seinem Inneren nicht nur überwunden, er hat ihn erlöst.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Maria, Mutter der Gnade

15.08.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Verehrung der in den Himmel aufgenommenen Jungfrau Versammelt!

Das Zweite Vatikanische Konzil hat den Schlußteil der Konstitution über die Kirche Maria gewidmet. In diesen Kapiteln sind erhabene und tröstliche Gedanken über die allerseligste Jungfrau enthalten. Vor allem spricht das Konzil deutlich aus, daß Maria mit dem Heilswerk Christi mitgewirkt hat und auf diese Weise zur Mutter der Gnade geworden ist. Das ist die entscheidende Aussage: Maria ist Mutter der Gnade, weil sie mit dem Heilswerk Christi mitgewirkt hat.

Ich zitiere aus diesem Text: „Die selige Jungfrau wurde von Ewigkeit her zugleich mit der Menschwerdung des göttlichen Wortes als Mutter Gottes vorherbestimmt und war nach dem Rat-schluß der göttlichen Vorsehung hier auf Erden die erhabene Mutter des Erbarmers und Erlösers, seine großmütige Gefährtin und die demütige Magd des Herrn.“ Sie war die Mutter des Erlösers, sie war die Gefährtin des Erlösers. Der lateinische Ausdruck heißt „socio“, und sie war die demütige Magd des Herrn. Sie hat aus freien Stücken mit dem Erlösungswerk ihres Sohnes mitgewirkt. Sie hat mitgewirkt durch die göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Und weil sie mitgewirkt hat zur Wiederherstellung des übernatürlichen Lebens, deswegen ist sie in der Ordnung der Gnade unsere Mutter.

Wir haben eine andere Mutter in der Ordnung der Natur, das ist Eva. Aber diese Mutter der Natur ist weit unterlegen der Mutter der Gnade, und das ist Maria. Diese Mutter der Gnade hat beim Erlösungswerk gewiß in untergeordneter Weise, aber in unübersehbarer Weise mitgewirkt. Die Kapitel über die Muttergottes in der Konstitution über die Kirche sprechen an drei Stellen von der Mitwirkung Mariens mit dem Erlösungswerk des Herrn. Cooperatio ist der lateinische Ausdruck, und cooperare. Diese Mitwirkung ist eine echte, wenn auch eine abhängige. Maria ist in einem echten Sinne an dem Erlösungswerk beteiligt, wenn auch in einer untergeordneten Weise. Aber sie ist so beteiligt, wie auch der katholische Priester daran beteiligt ist. Er ist ja auch am Erlösungswerk beteiligt, indem er die Gnade, die Jesus erwirkt hat, vermittelt, und das ist eine echte Weise der Mitwirkung am Erlösungswerke. Ähnlich-unähnlich, freilich noch weit übertreffend ist die Mitwirkung Mariens am Erlösungswerk des Herrn.

Diese Mitwirkung hat nicht aufgehört, als Maria die Bahn des irdischen Lebens vollendet hatte und in den Himmel aufgenommen wurde. Eine große Heilige des Mittelalters hat dieses Mitwirken der in den Himmel aufgenommenen Jungfrau ergreifend ausgedrückt, Gertrud von Helfta. Die heilige Gertrud schreibt: „Während die seligste Jungfrau in unermesslicher Herrlichkeit unter der sanften Umarmung ihres Sohnes zum Himmel erhöht wurde, ergriff sie die rechte Hand des Sohnes und segnete mit dieser die ganze Kirche“ - ergriff sie die rechte Hand des Sohnes und segnete mit dieser die ganze Kirche. Die Mutterschaft Mariens in der Gnadenökonomie, in der Gnadenwirksamkeit dauert unaufhörlich fort. Sie dauert fort bis zur endlichen Vollendung aller Auserwählten. Sie, in den Himmel aufgenommen, ist dem Herrn nun nahe, näher, als wir uns vorstellen können, und diese Nähe nutzt sie durch ihre vielfältige Fürbitte, um uns die Gaben des ewigen Heils zu erwirken.

Auch Christus ist unser Fürsprecher beim Vater; so sagt es ja der Hebräerbrief: „Er tritt laufend für uns ein“, - für die, die das Heil erwerben sollen. Aber seine Fürsprache ist priesterlichen Charakters, während die Fürsprache Mariens mütterlichen Charakters ist. Maria verbindet ihre mütterliche Fürsprache mit der priesterlichen Fürsprache ihres Sohnes. Und sie trägt in ihrer mütterlichen Liebe Sorge für die Brüder ihres Sohnes, die noch auf der Pilgerschaft sind und in Gefahren und Bedrängnissen, bis sie zum seligen Vaterland gelangen.

Das Konzil gibt Maria in dieser Funktion vier Namen. Es nennt sie die Fürsprecherin, die Helferin, den Beistand und die Mittlerin. Die Fürsprecherin, das ist die Übersetzung des lateinischen Wortes *advocata*. Was ein Anwalt tut, was ein Rechtsanwalt tut, nämlich zugunsten seines Klienten reden, das tut Maria für uns im Himmel. Sie ist unser Anwalt, sie ist unsere Fürsprecherin. Sie ist aber auch Helferin, *auxiliatrix*, wie der lateinische Ausdruck heißt. Sie ist die Hilfe der Christen, sie ist die Helferin der Christenheit und hat diese Hilfe tausendfach bewährt. „Ich habe schon so viel aus diesem Herzen geschöpft“, sagt der heilige Pfarrer von Ars, „daß es längst leer sein müßte, wenn es nicht unerschöpflich wäre.“ Ja, unerschöpflich ist Maria als unsere Helferin, als *auxiliatrix*. Und dann wird sie auch genannt der Beistand, *adjutrix*. *Adjuvare* heißt helfen, unterstützen, beistehen. Und Maria ist der Beistand in ähnlicher, freilich abhängiger und untergeordneter Weise wie der Paraklet. Der Geist, der Heilige Geist ist ja auch unser Beistand, er freilich in göttlicher Souveränität, sie in geschenkter Weise als unsere mächtige *adjutrix*, als unsere mächtige Beiständin in unseren Sorgen und Nöten bei Gott. Und schließlich der erhabenste Ausdruck, nämlich Mittlerin. Maria ist Mittlerin, sie vermittelt uns das Heil. Freilich wehrt das Konzil, und das mit Recht, den Gedanken ab, als ob sie in Konkurrenz träte zur Mittlerschaft Jesu. Die Mittlerschaft Jesu ist selbstverständlich unendlich erhaben, weil sie eine gottmenschliche Mittlerschaft ist. Die Mittlerschaft Mariens ist untergeordnet, sie ist abhängig, aber sie ist eine echte Mittlerschaft. Sie – und das ist richtig gesagt – fügt der Würde und Wirksamkeit Christi, des einzigen Mittlers, nichts hinzu. Sie nimmt ihm aber auch nichts weg. Ihre Mittlerschaft ist eine kreatürliche, aber es ist eine echte Mittlerschaft, die sich vereint mit der Mittlerschaft des Herrn und Erlösers. Sie trägt unsere Gebete zu Gott, und sie trägt die Gnaden Gottes zu uns herab.

Wir dürfen also, meine lieben Freunde, heute an diesem Fest und das ganze Jahr über und jeden Tag Maria als unsere Helferin, als unsere Fürsprecherin, als unseren Beistand und als unsere Mittlerin anrufen. Wir dürfen es tun in den großen Sorgen um unser Heil, denn das muß unsere erste und oberste Sorge sein, daß wir den Himmel gewinnen. Aber wir dürfen es auch tun in den irdischen Sorgen. Auch da hat Maria ein mütterliches Herz. Sie weiß, was uns bewegt und was uns bedrückt, und sie macht unsere Sorgen zu den ihren.

Ein frommer Priester hat zu Maria die folgenden Verse gerichtet:

*„Alles möcht' ich dir erzählen,
alle Sorgen, die mich quälen,
alle Zweifel, alle Fragen
möcht' ich, Mutter, zu dir tragen.
Wege, die ich selbst nicht kenne,
liebe Namen, die ich nenne,
Schuld, die ich mir aufgeladen,
andern zugefügten Schaden,
Ärgernisse, so ich gegeben,
all mein Wollen, all mein Streben,
mein Beraten, mein Verwalten,
mein Vergessen, mein Behalten,
mein Begehren, mein Verzichten
und mein Schweigen und mein Richten,
all die kleinen Kleinigkeiten,
die so oft mir Müh' bereiten,
jedes Lassen, jede Tat,
Mutter, dir vom guten Rat
leg ich alles in die Hände,
du führst es zum rechten Ende.“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Abenteuer des menschlichen Lebens (9)

(Über das Glück im Leben)

17.08.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir sprachen an den vergangenen Sonntagen von den Abenteuern des Lebens. Diese Abenteuer sind außerordentlich mannigfaltig. Auch das Glück ist ein solches Abenteuer. Ich meine jetzt nicht jenes Glück, das die Menschen nicht haben, sondern das Glück, das sie haben. Das ist voll von Spannungen, von Überraschungen, von Unwägbarkeiten. Das kann man schon in der Zeitung lesen, wenn wieder die Meldung begegnet, daß jemand, der das große Los gewonnen hat, tragisch geendet hat, daß jemand, der in Monte Carlo in der Spielhölle anfangs fabelhaftes Glück hatte, beim ersten Absturz sich erschossen hat. Aber das Glück ist noch in einer viel tieferen Weise ein Abenteuer, weil es tief innerlich in der Seele die Entscheidungen und das Schicksal des Menschen in sich birgt. Das Glück ist sehr mannigfaltig. Man kann die verschiedenen Arten des Glücks vielleicht in drei Sätzen zusammenfassen.

1. Es gibt ein Glück, dessen Narren wir sind.
2. Es gibt ein Glück, dessen Herren wir sind.
3. Es gibt ein Glück, dessen Schöpfer wir sind.

Es gibt ein Glück, dessen Narren wir sind. Damit ist jene Vorstellung gemeint, die vor uns herläuft und der die Menschen nachjagen. Ja, wenn ich das erreiche, ja, wenn ich das schaffe, ja, wenn ich das gewinne, dann bin ich glücklich. Eine lächelnde Göttin, die vor den Menschen herzieht und der sie nachlaufen. Es ist wie ein Lotterielos. Die Gewinnchance ist minimal, aber die Menschen meinen, wenn sie mit diesem Los gewinnen, dann seien sie glücklich. Und so rennen sie, und so jagen sie diesem Glück nach. Wir erleben es immer wieder bei der Ehe. Ja, wenn ich diesen Partner gewinne, wenn ich diese Partnerin mir zu eigen mache, dann bin ich glücklich. Und dann haben sie sich gefunden; und sehr bald stellen sie fest, daß das Glück nicht mit dem anderen eingezogen ist. Ja, es kann sein, daß sich in solcher Ehe furchtbar der Schrei erhebt, frei zu werden von dem, den sie so lange gesucht und dann endlich gewonnen haben. Aber sie hören dann nicht auf, nach dem Glück zu suchen, dann muß es ein zweiter, ein dritter Partner sein, und der bringt dann angeblich endlich das Glück.

O, meine lieben Freunde, das Glück ist trügerisch. Ich erinnere mich an wenige Predigten, die ich als Knabe gehört habe, aber eine ist mir unvergeßlich im Gedächtnis geblieben, als unser Pfarrer einmal predigte über den Satz: „Glück und Glas, wie leicht bricht das!“ Mit diesem Jagen und Haschen nach dem Glück vergeht kostbare Zeit. Das Glück, das man sucht, flieht vor einem; das Glück, das man drangeben will, heftet sich einem an die Fersen. Das ist die Erfahrung, die wir haben.

Nun gibt es freilich, und alle Neider werden das bezeugen, nun gibt es freilich Menschen, die Glückskinder sind, die Glückspilze sind, die unvorstellbares Glück besitzen, denen alles gelingt, die bei allem Erfolg haben, denen sich alles zu Füßen legt, Geschäfte, Frauen, Spiele - Menschen, die wahrhaft vom Glück verfolgt scheinen. Es gibt solche Menschen, denen anscheinend mühelos alles zufällt. Sie brauchen der holden Verführerin Glück nicht nachzujagen, sondern sie wirft sich ihnen an den Hals. Und doch sind sie die Narren dieses Glücks, denn sie werden innerlich und äußerlich abhängig von ihm. Selbst wenn das Glück ihnen treu bleibt ein Leben lang, sind sie doch betrogen und mißbraucht und getäuscht. Sie werden nämlich vom Glück seelisch verdorben. Wer immer Glück hat, der wird – fast notwendig - ein spielerischer, ein leichtsinniger, ein taumelnder, ein schwankender Mensch. Er wird durch das Glück geradezu verhindert, Tiefgang und Fülle zu gewinnen. Es wird ihm zu leicht

gemacht im Leben, und deswegen wird nichts aus ihm. Ein solcher Mensch wird fast notwendig anspruchsvoll, launisch, tyrannisch, selbstsüchtig, eitel, oberflächlich und unbedeutend. Er ist ein Geschöpf der Launen des Glückes.

Das wahre Leben, die wahre Lebenskunst besteht darin, daß wir zu Herren des Lebens werden, daß wir uns zu Herren des Lebens machen, daß wir das Schicksal gestalten, in unsere Hand nehmen. Und so ist es auch mit dem Glück. Wir sollen zu Herren des Glücks werden; wir sollen das Glück in unsere Hand bekommen; wir sollen darüber verfügen können. Es gibt ein Glück, dessen Herren wir sind, und dieses Glück steht uns dann jederzeit zur Verfügung. Was ist das für ein Glück, meine lieben Freunde, dessen Herren wir sind? Nun, die Welt Gottes ist voll von Glückstropfen, ist voll von Glücksbächen. Es gibt eine unerschöpflich reiche Glücksfülle in der Natur. Die Pflanzen, die Bäume, die Tiere, sie alle sind so schön und so wohlgestaltet und so angelegt, daß sie gleichsam für unser Glück geschaffen sind. Man muß sie nur sehen, man muß nur die Augen offen halten, man muß nur den Blick für diese Glückswirklichkeit in unserer Natur haben. Man muß aber auch das Glück sehen, das in den Menschen liegt. Wenn man die Menschen von außen, oberflächlich, betrachtet, dann meint man, sie seien abstoßend, die meisten seien abstoßend und widerwärtig. Aber das ist nur der erste Eindruck. Wenn man sie näher kennenlernt, wenn man in sie hineinschaut, dann sieht man, wie erschütternd sie in ihrer Tapferkeit sind, wie ergreifend sie in ihrer Kindlichkeit sind, ja, wie begeistert die in ihrer Geistigkeit sind. Wenn man die Menschen zu Studienzwecken näher betrachtet, wird man von der allgemeinen Abneigung gegen Menschen geheilt werden. Ich gestehe Ihnen, meine lieben Freunde, ich bin 52 Jahre Beichtvater, aber diese Beichtstuhl­tätigkeit hat mir nicht die Menschen verleidet, sondern hat sie mich achten und lieben gelehrt.

Schließlich gibt es noch eine andere Glücksquelle, nämlich das ist unsere eigene Seele. Wenn man in die Seele hineinschaut, dann stellt man fest, daß doch nicht nur Ekel und Widerwärtigkeit darin ist, sondern daß in der Seele auch eine Hoffnung ist und eine Schönheit und ein guter Wille, und daß in der Seele auch Liebe und Dankbarkeit wohnen. Wer sich wirklich ganz tief kennt, wird nicht nur Ekel und Widerwärtigkeit vor sich selbst empfinden.

Und schließlich das Glück, das Gott uns bereitet. Wir wissen, daß Gott ein anspruchsvoller Herr ist, daß er Leiden, manchmal Leiden ohne Maß über uns kommen läßt. Aber wir wissen auch, daß Gott mit seinen Fügungen und Führungen auf das Glück der Menschen in der Ewigkeit zielt. Mag auf Erden das Glück gering sein, der Weg führt zum Glück in die Ewigkeit. Und auch auf Erden kann doch alles, was Gott ist und mit Gott zusammenhängt, uns Glück bereiten. Eine gute Beicht ist ein Glück für einen Menschen. Eine würdige Kommunion ist ein Glück für uns. Eine Begegnung mit einem wirklich heiligmäßigen Menschen ist ein Glücksfall. Diese Glücksfälle bereitet uns Gott. Er ist es, der all das geschaffen hat und uns zur Verfügung stellt.

Die Fähigkeit, das Glück zu empfinden, ist zunächst in uns eine Anlage, und diese Anlage muß entwickelt werden. Wir müssen die Glücksgegenstände sehen, sehen wollen, hören, hören wollen. Das ist es ja: Es hängt von uns ab, was wir sehen und hören wollen. Wir müssen uns so einstellen, daß wir nicht nur Schmerz und Wut empfinden, sondern daß wir auch die Freude und das Glück in unserer Umgebung sehen. Dazu ist notwendig, daß wir unsere Fähigkeit, das Glück zu empfinden, steigern. Dazu gehört, daß man seine Sinne schärft, daß man sehen lernt und hören lernt, nicht achtlos vorübergeht, nicht stumpf und stumpfsinnig an all dem vorbeigeht, was Gott an Glück an unseren Weg gestellt hat. Noch wichtiger ist es, auch die Empfindungsfähigkeit in uns auszubilden, die Vorstellungskraft, das Vorstellungsvermögen, die Kraft des Fühlens, die Fähigkeit, Lust und Unlust zu empfinden. Das kann man in sich ausbilden. Man kann ein Misanthrop werden, der alles nur in grau und grau und schwarz und schwarz sieht. Man kann aber auch ein empfindungsfähiger Mensch sein, der die Unterschiede zu schätzen weiß und der das Glück zu erkennen versteht.

Vor allem aber kommt es darauf an, daß wir in uns, in unserem Geist, die Kraft zur Freude ausbilden, daß wir die Kunst, sich zu freuen, in uns ausbilden; und die ist einer großen Steigerung fähig. Wenn ein Mensch sich aller Freude, alles Staunens entschlagen will, dann verliert er diese Fähigkeit, während ein Mensch, der sich bemüht, freudenfähig zu sein, sich nicht nur ärgern und nicht nur verdrießen wird, er wird nicht überall nur sich aufregen über alles mögliche, sondern er wird seine Fähigkeit, sich zu freuen, stärken und dadurch ein Herr über ein großes Glück werden. Das gilt sogar, mei-

ne lieben Freunde, für den alten Menschen. Gewiß, die umfangreichsten Freudenmöglichkeiten haben junge Menschen, aber auch der alte Mensch ist nicht ohne Freudenchancen. Ja, er kann Freuden viel tiefer empfinden als ein junger Mensch, denn er ist durch Erfahrungen und durch Erprobungen hindurchgegangen, und sie haben, wenn er sie bestanden hat, seine Freudenkraft vermehrt. Von solchen Menschen sagt man dann: Seht, dieser alte Mensch kann sich freuen wie ein Kind. Er kann sich noch viel mehr freuen, weil eben seine Fähigkeit, zu empfinden, tiefer und stärker und reifer geworden ist.

Es gibt ein Glück, dessen Narren wir sind. Es gibt ein Glück, dessen Herren wir sind. Es gibt auch ein Glück, dessen Schöpfer wir sind. Das Glück, dessen Schöpfer wir sind, besteht darin, daß wir eine Einstellung unserer Seele erschaffen, die uns zu Herren über das Glück machen kann. Wenn wir die Möglichkeit haben, unser Glück selber zu schaffen aus dieser Einstellung der Seele, dann sind wir Schöpfer des Glückes. Das Glück besteht in dieser geistigen Haltung, in dieser Einstellung, die überall das Schöne und Gute sieht und anerkennt. Es gibt Menschen, die sehen überall nur das Schwache und das Fehlerhafte und das Mangelhafte. Man darf sich nicht betrügen: So sehr wir unter den Mängeln der Welt und der Menschen leiden, so sehr sind wir auch gehalten, das Förderliche, das Treffliche, das Gelingende im Menschen und in der Welt anzuerkennen. Das Glück, dessen Schöpfer wir sind, besteht in der kraftvollen und bewegten Haltung unserer Seele, in einer Verfassung der Seele, die überall fähig ist, das Glück zu erkennen und zu sehen.

Und noch mehr. Eine solche Seele ist auch fähig, durch ihr Schaffen das Glück zu finden. Es gibt eine Tatenfreude, es gibt eine Schaffensfreude, es gibt eine Arbeitsfreude. Ich fürchte, meine lieben Freunde, daß derjenige Mensch, der keine Freude an der Arbeit hat, auch das Glück nicht finden kann, und schon gar nicht ein Herr über das Glück und ein Schöpfer des Glückes werden kann. Man muß Freude an der Arbeit haben, Freude auch an der geringen Arbeit, an der Erledigung von Aufgaben, an der Erfüllung von Pflichten. Wer dazu fähig ist, diese Freude zu empfinden, der findet in seinem Schaffen auch das Glück. Er sucht es nicht, aber es kommt zu ihm. Er jagt ihm nicht nach, aber er bereitet es sich. Es gibt ein Glück, das durch eigene Leistung, durch eigenes Schaffen hervorgebracht wird. Es gibt ein Künstlerglück, es gibt ein Schöpferglück, es gibt eine Tatenfreude, und es gibt selbstverständlich auch ein Liebesglück. Aber es ist das jene Liebe, die nichts für sich begehrt, sondern die alles dem anderen schenken will. Diese Liebe kommt als Glück zu dem Liebenden zurück. Wer nichts will, dem wird alles gegeben. Wer nichts begehrt, dem fällt alles zu.

Glücklich ist also der Mensch, der tiefinnerlich in seiner Seele etwas ist und für andere etwas bedeutet, wer sagen kann: Ich bin nichts, und doch, ich bin alles durch die Gnade Gottes. Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, ein Mensch, der tiefinnerlich sich selbst erkennt und zu schätzen weiß, der für sich und für andere etwas bedeutet, das ist ein wahrer Schöpfer des Glückes. Freilich, wer ein Schöpfer des Glückes sein will, muß gleichzeitig auch dessen Diener sein. Das ist immer so. Auf der Höhe des Schaffens wird der Mensch allemal ein Diener. Ob er ein Diener der Kunst oder der Wissenschaft oder des Gottesdienstes ist, ein Mensch, der auf der Höhe seines Schaffens steht, ist allemal ein Diener, ein Diener seiner Berufung, ein Diener des Rufes, den Gott an ihn hat ergehen lassen. Ein solcher Mensch ist dann ein Abbild seines Schöpfers. Und da er selbst dazu beigetragen hat, daß er das geworden ist, was er wirklich ist, so ist er der Schöpfer seines Glückes. Er ist Schöpfer seines Wesens, eines erfüllten, eines starken, eines bewegten Wesens, das fähig ist, sich und andere zu erfreuen und zu beglücken.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Abenteuer des menschlichen Lebens (10)

(Über das Leid im Leben)

24.08.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Glück hat eine Schwester, eine Stiefschwester, und das ist das Leid. Auch das Leid gehört zu den Abenteuern des Lebens. Es ist ein nie erwünschter und doch sich immer wieder einstellender Gast. Es ist ein Gast, der nichts Verlockendes und schon gar nichts Pikantes an sich hat, der aber doch eine gebieterische Rolle spielt in unserem Leben, denn er herrscht in jedem Leben. Das Leid ist sogar ein Richter. Es richtet über uns, wie wir uns verhalten haben, wenn es uns heimgesucht hat.

Das Leid, das über uns kommt, besitzt eine gewaltige Macht. Man könnte es deswegen als einen Erzengel Gottes bezeichnen, und jeder Mensch muß mit diesem Engel Gottes ringen, so wie seinerzeit der Stammvater Israel mit dem geheimnisvollen Engel der Nacht gerungen hat. Er trug von diesem Ringen eine Lähmung zeitlebens an sich. Und so kann es auch mit dem Leid beschehen, daß einer durch das Leid gebrochen, ja zerbrochen wird. Es kann auch geschehen, daß einer von dem Leid eine bittere Wurzel in sich trägt, daß er durch das Leid verbittert wird. In manchen Fällen aber wird das Leid zum Heiland des Menschen; dann heiligt es und weiht es den Menschen. Das ist also die dreifache Wirkung, die das Leid auf die Menschen ausübt. Es gibt Menschen, die vom Leid vergiftet werden. Es gibt Menschen, die vom Leid zerbrochen werden. Und es gibt Menschen, die vom Leid geheiligt und geweiht werden.

Es liegt nicht am Leid, wie der Mensch darauf reagiert; es liegt am Menschen, wie er auf das Leid zugeht und sich im Leid verhält. Ein Leid von winziger Kleinigkeit kann einen Menschen verbittern, und ein großes Leid wird von einem starken Menschen getragen. Es liegt nicht am Leid, sondern es liegt am Menschen, was er aus dem Leid macht, wie er diesen Gast aufnimmt oder wie er ihn abweist und unter ihm seufzt. Es gibt Menschen, die vom Leid verbittert werden. Das heißt, diese Menschen werden bitter und böse aus Anlaß oder unter dem Einfluß des Leides. Es sind Menschen, die wegen des Leides in ihrem Wesen verwandelt und verändert werden, und zwar so verändert werden, daß sie bitter werden, daß sie in Haß und Trotz und bösem Ingrimms sich aufbäumen gegen das Leid, daß sie sich verkrampfen in zorniger Empörung und Verzweiflung. Es sind Menschen, die mit geballten Fäusten umhergehen und mit knirschenden Zähnen, Menschen, die nicht Versöhnendes und Versöhnliches mehr an sich haben, sondern in denen das Mißtrauen schon zur Feindseligkeit geworden ist. Es sind die Menschen, die an keine Güte, an keine Unschuld, an keine Treue mehr glauben. Und wenn ihnen tatsächlich einmal Güte, Unschuld und Treue begegnen, etwa in einem Kinde, so nehmen sie es nur knurrend und widerwillig hin und warten nur darauf, daß sie diese Treue und diese Unschuld und diese Güte entlarven können. Die verbitterten Menschen sind jene, die das Leid so aufgenommen haben, wie man es nicht aufnehmen darf; denn kein Mensch wird ja so giftig geboren, kein Mensch ist von Anfang an so geschaffen, sondern er ist unter dem Einfluß des Leides so geworden. Meistens ist es freilich ein Leid von einer ausdauernden Hartnäckigkeit, von einer unerhörten Ungerechtigkeit, das Menschen so gemacht hat. Es gibt tatsächlich Menschen, denen alles mißlingt; es gibt Menschen, die keine Ruhe und keine Rast finden, Menschen, die durch Dinge, Ereignisse und andere Menschen wie verfolgt scheinen. Und solche Menschen werden dann eben zu verbitterten Menschen. Es kann aber auch manchmal ein Leid von relativer Kleinheit sein, das Menschen so macht. Es kommt eben auf den Menschen an, wie er auf das Leid reagiert. Kleine Enttäuschungen können einen Menschen zeitlebens verbittern. Ich traf einmal einen Professor, der nicht die Berufung an die Universität erhielt, die

er sich eingebildet hatte, und der es nicht verwinden konnte, daß er diese Berufung nicht erhalten hatte, und sein ganzes Leben verbittert wurde. Es kommt auf den Menschen an. Es gibt kein Leid, das notwendig verbittert, sondern was der Mensch aus dem Leid macht, das ist entscheidend. Auch ein vom Leid Verfolgter kann in diesem Leid eine heilige Geduld, eine Demut und eine Ergebenheit aufbringen, sogar eine Liebesbereitschaft, die ihn veranlaßt, den, der noch ärmer dran ist als er selbst, zu streicheln und um ihn besorgt zu sein.

Es gibt Menschen, die vom Leid verbittert werden. Es gibt auch Menschen, die vom Leid zerbrochen werden. Das will sagen, sie haben keinen Mut und keine Kraft mehr. Es sind Menschen, die keine Hoffnung mehr haben, kein Wollen und kein Können. Es sind Menschen, bei denen alles gelähmt, entmutigt und abgestumpft ist; sie sind unsagbar müde, und vor lauter Müdigkeit sind sie gleichgültig geworden. Solchen Menschen ist alles einerlei und gleichgültig. Sie sind auf weitere Schläge gefaßt und sie fürchten sie nicht, so wie ein Lasttier, ein Esel, den man von früh bis abends prügelt. Sie warten nur noch auf den Tod, um endlich Ruhe zu haben. Sie tun auch nichts, um das Leid abzuwehren, sie rühren keinen Finger, denn es muß ja doch kommen, und sie lassen es kommen, wie es kommen will. In ihren Herzen ist kein Haß und keine Bitterkeit, denn das wäre ja ein Aufbäumen gegen das Leid, aber das bringen sie schon nicht mehr zustande. Sie haben keinen Widerspruch, keine Verwunderung, wenn das Leid sie trifft; sie haben sogar keine Angst mehr. Sie verzehren keine Kraft mehr, um sich gegen das Leid zu wehren. Ihre Abgestumpftheit wirkt schützend und schonend.

Die Menschen, die am Leide zerbrochen sind, leben häufig unglaublich lange. Es ist, als ob sie nicht sterben könnten. Das Leid begleitet sie in ein langes, langes, überlanges Leben. Selbstverständlich ist in diesen Menschen auch keine Verarbeitung des Leids. Sie werden durch das Leid weder besser noch schlechter. Sie gehen nicht innerlich auf das Leid ein, sie tun nicht mit, und so ist das Leid nur ein Über-sich-ergehen-Lassen. Sie gehen gewinnlos aus jeder Mühsal hervor.

Nun braucht diese äußerste Stufe der Zerbrochenheit nicht über jeden Menschen zu kommen. Es ist vielleicht eine kleine Schar, die in dieser Weise am Leid zerbrochen ist. Aber die meisten Menschen erfahren durch das Leid eine zerbrechende Wirkung. Sie antworten nicht auf das Leid; sie sinken dahin, sie welken dahin, sie werden müde unter dem Leid, aber sie nehmen das Leid nicht zum Anlaß, sich zu regen und zu arbeiten, sich zu wehren und zu kämpfen. Sie sind nur erschöpft und müde geworden unter dem Leid. Die meisten Menschen, die Leidträger sind, gehören zu diesen Zerbrechenden. Wo immer das Leid sie anrührt, da knicken sie ein. Sie sind weder hart noch elastisch, sondern einfach brüchig.

Es gibt aber schließlich auch Menschen, die unter dem Leid geheiligt werden. Das sind die begnadeten und erwählten Menschen, in denen das Leid eine Antwort weckt, Menschen, die mit Kraft und mit Zustimmung auf das Leid zugehen. Sie unterscheiden sich also von den Zerbrechenden, indem sie etwas tun, indem sie aus dem Leid etwas machen. Sie unterscheiden sich auch von den Vergifteten, denn es bleibt in ihrer Seele nichts Bitteres und nichts Böses, nichts Haßerfülltes zurück. Das Leid, das über diese Menschen kommt, weckt die besten und feinsten Kräfte in ihnen auf. Es ruft Kräfte und Leistungen wach, die nur unter dem Einfluß des Leides aufgerufen werden können, Gesinnungen von wunderbarer Kraft und Schönheit, eine unbeschreibliche Stärke, Bereitschaft und Leidenswilligkeit, Einfügung, Demut und Hellsichtigkeit, ja eine ganz neue Art von Freude, Leidensfreude, Leidensglück. Diese inneren Bewegungen kann man als heilig bezeichnen, weil sie auf Gott zurückgehen. Solche Menschen sind aufgeschlossen für Gott, und sie nehmen das Leid aus der Hand Gottes entgegen. In ihnen ist nicht nur Ergebenheit und starker Glaube, sondern sie haben ein Wissen von Gott, denn das Leid vermittelt ihnen ein solches Wissen.

Die Heiligung, die solche Menschen erfahren, ist eine Art Weihe. Sie werden durch das Leid geweiht, d.h. auf eine höhere Stufe des Seins emporgehoben. Menschen, die unter dem Einfluß des Leides geheiligt werden, sind hochbegnadete Menschen, und es ist kein Zufall, daß alle begnadeten Menschen auch Menschen des Leids sind, und man kann fast die Gleichung aufstellen: Je höher ein Mensch begnadet ist, um so mehr Leid kommt über ihn, um so mehr Leid trägt er. Gnade ist Leid, und Leid wird Gnade. Das Leid wird für solche Menschen zu einer Art Weihebrunnen, zu einer Schwelle, über die sie in ein höheres Leben hineinschreiten. Und darum strahlt von diesen Menschen

auch ein wunderbarer Glanz aus; eine seltsame Schönheit geht von ihnen aus, eine Anziehung, ein Alles-Verstehen, weil sie eben viel gelitten haben.

Es ist kein Zufall, meine lieben Freunde, daß derjenige, der am meisten begnadet war, auch am meisten gelitten hat, unser Herr und Heiland Jesus Christus. Nicht so sehr die Größe des Leides als vielmehr die Art und die Weise, wie er es getragen hat, war von erlöserischer Kraft. Und so hat sein Leiden eine ganze Welt erlöst.

Die Menschen, die vom Leid geheiligt werden, wissen, daß die Rätsel der Welt gelöst sind. Wahrhaftig, für diesen Menschen, der solche Wirkungen des Leides an sich erfahren durfte, für den ist das schrecklichste Welträtsel gelöst. Diese Menschen fragen nicht mehr unruhig und gramvoll warum, sondern sie bejahen das Leid, sie begrüßen das Leid, ja sie umarmen das Leid. Sei begrüßt, o Kreuz, du einzige Hoffnung! Die Menschen, die dieses Leid in sich verarbeitet haben, werden von Gott wie von einer dunklen Wolke geführt. Ja, dieses Leid ist gleichsam die Feuersäule, die sie hineinführt in die Seligkeit.

Woher kommen diese Unterschiede, meine lieben Freunde, daß der eine vom Leid verbittert wird, der andere zerbrochen, ein dritter geheiligt? Woher kommen diese Unterschiede? Jedes Leid kann so verschiedenartig wirken. Es liegt nicht am Leid, sondern es liegt an den Menschen. Das Leid hat eine geheimnisvolle Kraft, die Hüllen und Masken vom Menschen wegzuziehen und die Kräfte in seiner Seele aufzuwecken. Das Leid ruft das innerste Wesen des Menschen auf. Es weckt die letzten Möglichkeiten eines Menschen auf, ob er gut ist oder böse, ob er stark ist oder schwach. Aber warum ist der eine so, und der andere ist anders? Wir wissen es nicht. Es liegt freilich auch am guten Willen. Es liegt auch daran, ob der Mensch seine Freiheit benutzt, das Leid aufzunehmen und zu verarbeiten. Aber freilich kann man wieder fragen: Woher kommt der gute Wille? Das ist ein Geheimnis, ein Geheimnis zwischen Gott und der Seele des Menschen. Der eine hat diesen guten Willen, dem anderen fehlt er. Vor diesem guten Willen gibt es nichts mehr, er ist das Letzte.

Das Leid übt ein Richteramt aus. Es richtet über den Menschen, es ist ein Erzengel des Gerichtes. Von ihm geht die letzte Frage an den Menschen aus, und die Antwort, die der Mensch gibt, die wird sein Gericht sein. Mit ihm spricht er tatsächlich sein Urteil. Was der Mensch am Ölberg und am Kalvarienberg antwortet, das drückt sein innerstes Wesen aus. Die Worte am Kreuz sind immer die letzten Worte. Sie gelten ewig.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Abenteuer des menschlichen Lebens (11)

(Über das Sterben)

31.08.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das eindrucksvollste Abenteuer des Lebens ist das Sterben. Seit Urzeiten ist dieses Abenteuer mit dunklen Geheimnissen erfüllt und bewegt die Menschen mit einer grübelnden Scheu. Niemand kennt das Abenteuer aus eigenem Erleben. Alle, die es durchgemacht haben, sind in eine grenzenlose Ferne gegangen und können uns nicht erzählen, wie sie dieses Abenteuer bestanden haben. Wir kennen also dieses Abenteuer nur aus dem Erleben an anderen. Wie mag es erst dem zumute sein, der es selbst durchmachen muß? Eines ist sicher: Es ist das ein einmaliges und einzigartiges Geschehnis, ein Geschehnis, das wunderbarer ist als das Geborenwerden, entscheidender als alle Lebensstunden und wichtiger als die größten Ereignisse des Lebens. Der Tod ist der Höhepunkt des Lebens.

Dem Sterbenden ist meistens eine Krankheit angehängt, dem Sterben geht ein qualvoller Zustand voraus, die Todeskrankheit. Der Todkranke kann sich nicht mehr helfen, und auch seine Umgebung ist bei einem bestimmten Zeitpunkt hilflos, umsteht ihn ohnmächtig und muß zuschauen, wie der Sterbende dem Abgrund entgegengeht. Wahrhaftig, meine lieben Freunde, das ist ein Absturz in unermeßliche Tiefen. Nichts mehr von dem Menschen bleibt, den wir kannten, dessen Wärme wir spürten. Es ist etwas ganz anderes als das Abschiednehmen. Wenn ein Mensch von uns geht, der lange bei uns war, den wir gekannt, den wir geliebt haben, dann ist auch eine große Leere in uns, wenn wir vom Bahnhof zurückkehren, und ein Heimweh. Aber beim Abschiednehmen gibt es immer noch einen Trost. Wir wissen, wohin der andere gegangen ist; wir kennen den Ort, wo er sich jetzt aufhält, und wir haben die Hoffnung, daß er einmal wiederkehrt. Anders ist es beim Sterben. Wir können die Türen auflassen, solange wir wollen, der Verstorbene kehrt nicht wieder. Wir können wachen und warten, solange wir wollen, er ist auf ein Nimmerwiedersehen verschwunden. Er ist in eine alleräußerste Ferne gegangen, in eine Weite, die wahrhaft unendlich ist, von der es keine Rückkehr gibt. The undiscovered country, from whose born no traveller returns – wie es im „Hamlet“ von Shakespeare heißt: das unentdeckte Land, von dessen dort Geborenen kein Reisender zurückkehrt.

Wahrhaftig, wir können die Hand des Verstorbenen nicht mehr ergreifen, wir können ihm kein Wort mehr zuflüstern, kein Ruf kann ihn mehr erreichen, kein Name kann ihn mehr aufmerken lassen. Das ist der furchtbare Eindruck, den das Sterben eines Menschen auf uns macht. Der Mensch, den wir liebten, ist in eine unabsehbare Ferne gegangen. Er ist in eine vollkommene Hilflosigkeit gegangen, in der ihn keine Kreatur mehr erreicht von all denen, die wir kannten. Keine Nähe, kein Trost, keine Wohltat kann ihm mehr gespendet werden.

Und doch, meine lieben Freunde, in diesem Nichts, in das der Tote gegangen zu sein scheint, ist noch einer da, nämlich Gott. Gott ist noch da. Die Seele des Hingeschiedenen steht vor Gott und vor sonst niemand. Und damit erreicht das Sterben erst seine furchtbare Größe und Höhe. Gott ist noch da; Gott ist immer da. Er ist nicht in das Nichts gefallen, sondern eine Vertrautheit, eine Nähe, eine Gegenwart ist ihm geblieben oder, so können wir sagen, hat sich ihm jetzt erst recht aufgetan: Gott. Er ist also nicht in die völlige Fremde gegangen, nicht in die allumfassende Verlassenheit. Es ist noch jemand da: Gott ist noch da, der schon immer da war, auch während des Erdenlebens. Gott ist noch da. Und damit ist auch eine Heimat da, eine Vertrautheit, eine Geborgenheit, ein Ruf, eine Stimme, die den Verstorbenen anspricht, ein lebendiger Begleiter, derselbe, mit dem der Mensch schon über die Erde gegangen ist, er ist noch da. Also ist auch nichts verloren, denn mit Gott ist alles da.

Gott kann in jedem Augenblick eine ganze Welt wiedererschaffen; Gott kann jeden Augenblick all die Menschen, die der Sterbende zurückgelassen hat, wieder zu ihm führen. Er kann die Hände, die betend und flehend sich zu ihm erheben, nehmen und führen, so daß sie selbst aus einer unendlichen Ferne noch wohltuend für den Verstorbenen sind. Gott ist noch da, und das ist ein Trost, den der Sterbende hat, den ihm niemand nehmen kann.

Aber freilich, dazu tritt ein anderer Gedanke, nämlich: Gott allein ist noch da. Das heißt, der Verstorbene ist Gott ausgeliefert, er ist ihm preisgegeben, er ist ihm ganz und gar überantwortet, diesem Gott allein und keinem Geschöpf. Keine Macht, keine Liebe und keine Weisheit eines Geschöpfes kann bei diesem Zusammensein Gottes mit dem Menschen dazwischentreten, denn alles ist zurück geblieben. Niemand kann den Menschen von Gott abfordern, niemand kann ihn seinen Händen entreißen. Er ist Gott ausgeliefert.

Nun ist das freilich der Mensch auch schon in seiner Erdenzeit. Auch da ist er Gott ausgeliefert. Aber da ist er nicht allein. Da sind die Geschöpfe um ihn, und diese Geschöpfe können ihn in einem gewissen Maße trösten. Er ist umringt von den Geschöpfen, und da hat man das Gefühl, daß man nicht allein ist, nicht so furchtbar allein ist, wenn es Wesen gibt, wenn auch gebrechliche Wesen, die um uns sind. Aber im Augenblick des Sterbens bleiben alle Geschöpfe zurück. Die Seele wird herausgerissen aus der Umgebung der Geschöpfe. Da ist der Mensch erst eigentlich allein, völlig allein, wenn nichts mehr um ihn ist als die Unendlichkeit Gottes.

Das sind also die beiden Aussichten, denen der Sterbende entgegenght: Gott ist noch da und Gott allein ist noch da. Ihm ist er übergeben, aber ihm ist er auch ausgeliefert. Und da erklärt sich die einzig mögliche Weise, wie man das Sterben wahrhaft bestehen kann. Nämlich das Abenteuer des Sterbens besteht nur derjenige, der aus dem gewaltigen Schicksal, das da über ihn kommt, eine große Tat macht, der aus der Auslieferung eine eigene Entscheidung macht. Der Mensch besteht das Sterben, der aus dem Tode ein Werk macht, ein Werk, größer als alles, was der Mensch sonst getan hat, ein Lebenswerk. Dieses Lebenswerk besteht darin, daß er sich frei, vertrauend und liebend in Gott hineinfallen läßt, daß er sich in Gott hineinbegibt mit liebendem Vertrauen und vertrauender Liebe. Das ist die einzig würdige, schöne und rechte Weise, dem Sterben einen Sinn zu geben, sich in Gott hineinfallen zu lassen, sich und alles, was man ist und was man hat, was man geleistet und was man versäumt hat, was man gearbeitet und erarbeitet hat, alles, was zu der Seele gehört, in Gott hineinfallen lassen. Hier ist eine einzigartige und nie wiederkehrende Gelegenheit, Gott ein Vertrauen von unvergleichlicher Größe entgegenzubringen.

Da wäre alle Furcht und alles Zagen und auch alle Weigerung, diese Stunde auf sich zu nehmen, unangebracht. Hier ist der Glaube verlangt, der Glaube. Da kann man nicht sagen: Ich möchte gern noch bleiben, ich möchte gern noch warten. Es kann gewiß Gründe geben, meine lieben Freunde, die diesen Wunsch uns nahelegen. Da sind Menschen, die uns brauchen; da sind Menschen, die auf uns vertrauen, die wir hilflos zurücklassen müssen, und das kann in uns den Wunsch und die Bitte und das Flehen erzeugen: Ach, gib mir noch ein paar Jahre, bis ich diese Aufgabe erledigt habe. Auch aus einem anderen Grunde kann man den Wunsch in sich tragen, noch warten zu wollen, nämlich weil man noch nicht vollendet ist, weil man noch nicht bereit ist, weil noch so viel Schlacken an uns hängen, die abgeworfen werden müssen, bevor wir rein und fleckenlos in die Ewigkeit eingehen. Das sind Gründe, die man verstehen kann. Aber auch diese Gründe müssen in das Vertrauen hineingeworfen werden. Auch da muß der Mensch sagen: Du weißt besser, was für mich gut ist. Du weißt besser, warum diese Stunde schlägt, als ich. Du weißt, warum ich jetzt abberufen werde und nicht in zehn oder zwölf Jahren.

Da entscheidet es sich, wer wahrhaft groß denkt von Gott und wer eine wahrhaft große Liebe zu Gott hat, wer kühn und liebeskühn sich in Gott hineinbegibt. Da entscheidet sich, ob der Mensch Glauben hat oder nicht. Da wirft er tatsächlich alles hin, was er besitzt, um etwas zu gewinnen, was er noch in keiner Weise sehen kann, was er aber erhofft und woran er glaubt. Er geht gewissermaßen, menschlich gesehen, in das Nichts hinein und läßt alles, nämlich alles Irdische, hinter sich. Das ist das letzte Spiel, das ein Mensch spielen kann. Ich weiß nicht, was Gott mit mir machen wird, aber ich lasse ihn alles machen, was er zu tun gedenkt. Mein kommendes Schicksal ist dunkel, aber ich ergreife es und ziehe es fest in mein Herz hinein.

Es war einmal einer, meine lieben Freunde, der auch sterben mußte in der Blüte seiner Jahre, ein, wie uns scheint, ein Unvollendeter, und er sprach ein Sterbegebet von ergreifender Macht und Wirklichkeit, und dieses Sterbegebet lautet: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Das ist ein Sterbegebet, das jeder von uns sich schon im Leben angewöhnen sollte. Wir Priester beten es jeden Abend im Nachtgebet: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, heute und morgen und übermorgen, vor allem aber in jener Stunde, wenn du sagen wirst: Komm, laß den Spaten stehen, du hast genug gearbeitet. Die Stunde ist da, da ich dich zu mir rufe. Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Abenteuer des menschlichen Lebens (12)

(Über das Abenteuer, das wir Gott nennen)

07.09.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben an vielen vergangenen Sonntagen die Abenteuer des Lebens betrachtet. Es bleibt uns heute noch ein Abenteuer zu bedenken, das auf dem Gipfel aller Abenteuer steht, nämlich das Abenteuer, das wir Gott nennen. Es könnte einen zunächst erstaunen, daß auch Gott ein Abenteuer ist, aber er trägt die beiden wesentlichen Merkmale des Abenteuerers an sich, nämlich erstens die Ungewißheit und zweitens das Wagnis. In Gott ist immer etwas Unberechenbares. Alle unsere Meinungen, Annahmen, Voraussagen werden von ihm ad absurdum geführt. Es ist eine Unsicherheit um Gott. Und es ist auch ein Wagnis, zu Gott zu gehen. Es ist ein Wagnis deswegen, weil es ein Sprung in die Finsternis ist. Wer zu Gott kommt, der springt in das Dunkel hinein, und es ist eine Frage, ob dieser Sprung gelingt. Wenn er gelingt, dann ist das Ende eine endlose Seligkeit; wenn er mißlingt, ist nicht auszudenken, was dem Menschen beschieden ist.

Das Abenteuer Gott ist freilich sehr verschieden, je nachdem, ob man zu den Harmlosen gehört, die sich um Gott wenig kümmern, oder ob man zu den Wissenden gehört, die Gott kennengelernt haben und die eine Heimat bei ihm gefunden haben. Die Harmlosen, diejenigen, die sich um Gott nicht weiter scheren, diese Harmlosen sind Menschen, die Gott am Rande ihres Bewußtseins stehen lassen. Man sollte meinen, daß der Weg zu Gott nicht schwer ist, denn die Himmel künden seine Herrlichkeit, jedes Stäubchen der Erde, jede Pflanze und jedes Tier ruft sein Lob. Und die Menschen sprechen von Gott. Sie erzählen von ihm, sie unterweisen ihre Kinder von Gott. So sollte man meinen, daß Gott allen Menschen vertraut ist. Aber gerade dieses Reden und vielleicht dieses viele Reden von Gott trägt dazu bei, daß die Menschen es als eine alltägliche Sache ansehen, von Gott zu sprechen, daß es für sie hinter dem Wort keinen Begriff und hinter dem Begriff keine Wirklichkeit mehr gibt. Viele Menschen bleiben deswegen in dürftigen religiösen Redensarten stecken, die sie als Kinder gelernt haben. Diese Redensarten zu gebrauchen und weiterzusagen, das nennen sie ihre Religion und ihre Frömmigkeit.

Nun sind die Erscheinungen Gottes in Natur und Geschichte auch von einer Dunkelheit umgeben; sie haben ihr Dunkel an sich. Und wer nicht eigens acht gibt und hinsieht, der läuft Gefahr, daß er Gott übersieht. Vor der Menge der oberflächlichen Eindrücke und Geschehnisse besteht die Gefahr, daß der arme, kleine Mensch nicht mehr ein und aus weiß, daß er damit beschäftigt ist, seinen Bedürfnissen nachzugehen, den augenblicklichen Verlegenheiten abzuhelpen und die Suche nach Gott aufzuschieben, bis er einmal Zeit hat. Aber die Zeit kommt nicht. Die vielen anderen Sorgen, das Essen und das Trinken, das Wohnen und das Arbeiten und das Genießen beschäftigen sie so, daß sie keine Muße haben, über Gott nachzudenken. Diese Muße kommt nicht und kommt nicht.

Nun sind alle diese Menschen ja nicht von Gott verlassen. Sie kennen ihn, sie nennen ihn, aber sie sind niemals innegeworden, was es eigentlich um Gott ist, um seine Größe und seine Herrlichkeit. Sie haben sich niemals um Gott besonders bemüht und sich um ihn geplagt. Gott steht weit draußen in ihrem Gesichtskreis. Gott ist für sie eine Ausflucht. Auf sie schieben sie alles ab, was unerklärbar ist. Das, was unverständlich ist im Leben und in der Welt, das wird Gott zugeschoben, und wenn sie nicht mehr ein und aus wissen, dann gehen sie zu Gott, dann ist er der bequeme Nachbar, der rasch und schnell nach ihrem Sinne helfen soll. Er ist wie ein Nothelfer, zu dem man geht, wenn man etwas braucht. Wenn man sich nicht selbst mehr anders zu helfen weiß, dann fängt man an zu beten. Alle

diese Menschen sind noch nicht vorgedrungen bis vor das Angesicht, bis vor die überwältigende Nähe Gottes. Sie zählen zu den Harmlosen. Ihnen ist das Gehen zu Gott noch kein Wagnis, keine Kühnheit. Das Abenteuer Gott hat für sie erst einen vorläufigen Sinn. Es bedeutet das furchtbare Ungefähr, ob sie je aus ihrer Unbekümmertheit herauskommen, ob sie je wirklich mit Gott zusammentreffen und ringend, jubelnd, erschreckend den Weg zu Gott finden.

Anders ist es mit den Wissenden, mit den Menschen, die bereits erkannt haben, tief innerlich und unverlierbar, daß Gott etwas Großes, etwas Überwältigendes, ja das einzig Große ist, das es gibt, daß alles vor ihm verschwindet, daß alles gleichgültig wird, wenn Gott es beiseite schiebt, daß alle wirklich maßgebenden und endgültigen Entscheidungen in Gott liegen. Wer an die Schwelle des Abenteuers Gott vorgedrungen ist, der weiß vor allem um das Leid, um das unbeschreibliche und unermeßliche Leid um Gott. Dieses Leid enthält zahllose und ruhelose Fragen, auf die man keine Antwort bekommt. Es enthält Unbegreifliches, welches das Herz in Schrecken und Staunen versetzt. Es enthält ein Zweifeln und ein Irrewerden an sich selbst und an Gott, ein Bangen um sich und um Gott.

Wer die Schwelle des Wagnisses zu Gott überschritten hat, der weiß freilich auch um die göttliche Lieblichkeit, um die Seligkeiten, die von ihm ausgehen, um die Kräfte, die er verschenkt. Da bekommt das Leben zum erstenmal einen Sinn, eine Schönheit und eine Tiefe. Alles Harte und Widerwärtige bleibt am Rand des Lebens; in der Mitte aber ist das Wissen um Gott und ist das Ruhen in Gott. Dieses Ruhen in Gott ist nicht eine flache Vertrauensseligkeit, wie sie die Harmlosen beweisen. Nein, dieses Ruhen in Gott ist eine Selbstlosigkeit, eine Selbstvergessenheit. Diejenigen, die um Gott wissen, fragen nicht mehr, wie es ihnen geht, sondern sie fragen nur, wie Gott mit ihnen verfügt. Gott ist da. Vor dieser Tatsache, unbegreiflich und unbeschreiblich, schweigen alle Nöte, alle Anliegen, alle Ratlosigkeit des kleinen Herzens. Dieses Vertrauen zu Gott ist die Frucht einer demütigen, einer großmütigen Liebe. Das Eigenartige bei den Wissenden ist, daß Leid und Glück, Leid und Seligkeit gleichzeitig in ihnen wohnt. Gott ist ihre Ruhe und zugleich ihre Ruhelosigkeit; er trägt sie, aber er schüttelt sie auch; er liebkost sie und schlägt sie. Er ist ihr übermächtiges Schicksal und zugleich ihre Heimat. Jeden Tag steht Gott neu vor ihnen als Rätsel, als Ruf, als Aufgabe, als Sorge, als Unbegreiflichkeit, als nahes und unerreichbares Glück. Man wird nicht fertig mit Gott.

In den Wissenden ist auch die Furcht Gottes. Nicht die panische Angst des Sklaven, sondern die Furcht Gottes, die im Weltlauf begründet ist. Die Welt hat ihre Schrecken. Sie alle wissen es, meine lieben Freunde, und die Nachrichten bringen es uns fortwährend zu Gehör. Die Welt hat ihre Schrecken. Es geschehen entsetzenerregende Dinge auf dieser Welt. Man weiß oft nicht, wozu und wieso das geschieht, welches der Sinn ist. Es ist wirklich nicht leicht, die Furcht vor Gott abzulegen, zu überwinden, denn wir leben in einem von Schrecken erfüllten Weltall.

Und doch ist Gott kein Schrecken. Der Mensch, der vor Gottes Angesicht angekommen ist, der hat nicht mehr die zitternde Angst, die geschlagenen Tieren zu eigen ist. Der Mensch, der vor Gott angekommen ist, der empfindet, daß es Erleuchtung und Klarheit gibt, daß es Wohltun und Vertrauen gibt. Vor Gott brauchen wir nicht zu zittern wie rechtlose Sklaven, die einer unverständlichen Willkür ausgeliefert sind. Aber ein Zittern bleibt doch, eine Bangigkeit, nämlich die Bangigkeit vor der Liebe, die man nicht fassen kann, und vor der Liebe, der man niemals genügen kann. Diese Bangigkeit ist vereinbar mit kindlichem Zutrauen, denn das ist schließlich ein und dasselbe.

Das ist also das eigentliche Abenteuer Gott, das nicht bloß in der Unzulänglichkeit unseres Gottesbegriffes besteht, in unserem Nichtwissen, in unserer Gedankenleere, sondern das besteht in der Nähe bei Gott selbst, in dem Wissen und dem Erfülltsein von Gott. Da beginnt es erst, das Abenteuer Gott. Es enthält in sich das größte Leid und die seligste Freude, eine zitternde Ehrfurcht und eine furchtlose Geborgenheit.

Wie gelangt man zu diesem Abenteuer Gott? Es gibt, meine Freunde, keine Anweisungen, es gibt keinen Fahrplan, es gibt keine Verfahren und keine Formulare, wie wir dieses Abenteuer Gott erreichen. Auch mit einer Häufung von Gebeten, von Betrachtungen können wir das Abenteuer Gott nicht erzwingen. Es wird uns geschenkt von Gott selbst. Gott selbst ist es, der den Menschen ergreift und an sich zieht, der ihn zu sich reißt und in sich hineinreißt, der ihn in sich hineinnimmt. Aber durch dieses Abenteuer Gott muß ein jeder Mensch hindurchgehen. Es wird überstanden, weil es nur eine Strecke ist, über die man steigt. Nur in diesem rätselhaften Leben, nicht im Jenseits, nur in diesem

rätselhaften Leben ist es möglich, in Gott ein Abenteuer zu erleben. Und vielleicht ist dieses Leben deswegen so rätselhaft, weil Gott uns noch ein Abenteuer sein kann, Gott, der immer und überall erscheint und doch nirgends ergriffen werden kann, Gott, der immerfort auf uns zukommt und den wir doch nie einholen. Aber eines Tages wird das Abenteuer aufhören.

Wir haben die Abenteuer des Lebens bedacht, von der Kindheit über die Ehe, zum Glück und zum Leid. Wir dürfen vermuten, daß Gott in allen diesen Abenteuern war, daß er der Ton war, den wir in allen diesen Abenteuern gehört haben, daß wir diesem geheimnisvollen Ton nachgezogen sind und daß er es war, der uns in diese Abenteuer führte, in all diese Ungewißheiten, aus denen unser Leben besteht, wenn es ein wirklich erfülltes Leben ist. Und dieser Ton, der uns lockte und rief, war nichts anderes als der Gesang, der von den ewigen Hügeln herübertönt, süß und wild und werbend. Dort aber auf diesen Hügeln steht Gott. Und Gott war das Lied unseres Lebens.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Bedeutung der Dogmen

05.10.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Viele Menschen erfaßt ein Graus, wenn sie das Wort Dogma hören. Dogma, das ist ihnen etwas Verknöchertes, etwas Starres, etwas Überholtes, etwas Überflüssiges. Dogma nach katholischem Begriff ist Glaubenswahrheit in Form eines Satzes und Gesetzes. Der katholische Begriff des Dogmas schließt zwei Elemente in sich: Es ist etwas von Gott geoffenbart, und es wird den Gläubigen von der Kirche zur Annahme vorgelegt. Geoffenbartsein von Gott und Vorlage durch die Kirche machen das Wesen des Dogmas aus.

Die Kirche hat in früheren Zeiten hart mit Irrlehrern um die Dogmen gerungen. In heißen Auseinandersetzungen, die oft Jahrzehnte, ja Jahrhunderte anhielten, hat sie die Dogmen formuliert und läßt kein Strichlein von ihnen fallen. Ob der Vater im Himmel den Sohn zeugt und den Geist haucht, dieses Dogma ist im 4. Jahrhundert heftig umstritten gewesen. Ob es bei der Rechtfertigung des Sünders allein Gott ist, der wirkt, oder ob der Mensch auch mitwirkt, das ist in harten Auseinandersetzungen mit dem Protestantismus von der Kirche klargelegt worden. Ob der Sohn, der Sohn Gottes, dem Vater nur ähnlich ist, oder ob er ihm gleich ist, ob er homousios oder homoiousios ist, wie die griechischen Ausdrücke sagen, das ist in erbitterten Kämpfen von der Kirche für alle Zeit niedergelegt worden.

Viele Menschen haben zu diesen Dogmen keinen Zugang mehr. Für sie ist die Religion etwas Subjektives, etwas Persönliches, das sich nicht, wie sie sagen, durch Dogmenzwang einengen läßt. Sie wollen religiös sein auf ihre Art, aber nicht, wie es die Dogmen vorschreiben. Nun ist zweifellos die Religion etwas Innerliches, etwas in der Seele des Menschen Verankertes. Aber zugleich ist die Religion eine Bewegung auf eine Wirklichkeit hin. Sie ist eine Stellungnahme der sittlichen Persönlichkeit zum letzten Grund und Zweck der Welt und des Lebens. Religion ist kein süßer Traum, Religion ist eine Bewegung zur Wirklichkeit. Und wenn sie das nicht ist, ist sie überflüssig. Dogmen sind ebenfalls ein Ausdruck der Wirklichkeit. Sie sind nicht „geronnene Formulierungen seelischer Erlebnisse“, wie die liberale protestantische Theologie behauptet, sondern Dogmen sind Ausdruck der Wirklichkeit. Sie haben einen Wahrheitswert; sie geben Auskunft über Tatsachen. Beim Dogma hängt alles daran, ob sie richtig oder falsch sind, ob sie der Wirklichkeit entsprechen oder nicht. Dogmen hängen daran, daß sie wahr und tatsächlich sind.

Wozu sind die Dogmen uns geoffenbart? Wozu hat Gott sie uns gegeben? Erstens, damit wir daran glauben. Die Dogmen erschließen uns den Zugang zu der Welt Gottes. Ohne Dogmen finden wir Gott nicht, finden wir den Gott der Offenbarung nicht, finden wir den Gott der Wirklichkeit nicht. Die Dogmen eröffnen uns den Zugang zu Gott. Sie erschließen uns die Wirklichkeit Gottes. Glaube ist religiöses Wissen, aber Wissen um Wirklichkeit. Glaube ist eine intellektuelle Form der Religiosität, und sie ist unentbehrlich, denn was wir nicht durch eigenes Erforschen erkennen können – und das ist eben die Wirklichkeit Gottes –, das müssen wir uns von Gott sagen lassen in der Offenbarung, und der Weg zur Offenbarung führt durch den Glauben. Er ist die Anerkennung einer höheren Intelligenz; er ist die Bejahung der göttlichen Mitteilung. Glaube erschließt uns die Wirklichkeit Gottes, er schafft den Anschluß an die Wirklichkeit Gottes.

Nun gibt es Dogmen, die uns wenig zu sagen scheinen. Ist es denn für unser religiöses Leben sehr wichtig, ob der Heilige Geist gezeugt wird oder ob er gehaucht wird, wie die Theologie sagt? Ist denn vieles von den Erzählungen des Alten Testaments für unseren Glauben bedeutsam? Und doch sind alle Bücher des Alten und des Neuen Testaments inspiriert, von Gott als erstem Verfasser uns geschenkt. Gewiß, man muß zugeben, es gibt Dogmen, die für unser Leben wenig bedeuten. Aber alle bilden einen Zusammenhang, alle bilden ein Ganzes, und man darf nicht einen Stein aus dem Gebäu-

de herausreißen, damit nicht das ganze Gebäude erschüttert wird. Man darf nicht ein Dogma verwerfen und meinen, man könne die übrigen behalten. Wer auch nur ein Dogma leugnet, der rüttelt am ganzen Bau der Dogmen, und der Sturz, der dann folgt, ist groß und tief. Nein, meine lieben Freunde, die Dogmen besitzen eine regulative Bedeutung, das heißt, sie formen unsere Religiosität, sie sind Dämme, die die Religion schützen. Sie sind Stützmauern, welche die Religion tragen. Die Dogmen sind Glieder eines Ganzen, aus dem man nichts herausnehmen kann, und jede Verschiebung hat Verheerungen unermesslicher Art zur Folge.

Ich nenne Ihnen ein Beispiel. Der Protestantismus bekennt mit uns die Unauflöslichkeit der Ehe. Ja, sagen die Ökumeniker, da habt ihr's ja, wir haben denselben Glauben. O, weit gefehlt, meine Freunde, weit gefehlt! Für den Protestantismus ist die Unauflöslichkeit ein Ideal; man soll sich nicht scheiden lassen; aber man kann es. Es gibt im Protestantismus keine einzige Ehe, die nicht aufgelöst werden könnte. Das katholische Dogma sagt anders: Die Unauflöslichkeit ist ein Gesetz, ein unverbrüchliches Gesetz. Die einmal gültig geschlossene und vollzogene christliche Ehe ist absolut unauflöslich, absolut. Kein Papst und kein Konzil kann sie auflösen. Das ist das Dogma. Man sieht, wie das Wort Unauflöslichkeit gar nichts besagt. Man muß fragen, was es bedeutet.

Ähnlich ist es bei vielen anderen Wahrheiten. Die geringste Abweichung von ihnen führt zu einer Verheerung unermesslichen Ausmaßes. Alle Dogmen sind Dämme, welche die Offenbarung und das religiöse Leben schützen, sind eine Bürgschaft für die Menschen gegen die Übergriffe der menschlichen Leidenschaften, sind auch ein Schutz gegen die Männer und Frauen in der Kirche selbst. Dogmen sind etwas Absolutes, und das Absolute ist notwendig, damit nicht alles zerfällt. Es muß etwas geben, an dem man nicht rütteln kann. Es muß etwas geben, das nicht umgestürzt werden kann. Es muß etwas geben, das immer bestehen bleibt. Und das ist das Wort Gottes in der Gestalt des Dogmas. Der jüdische Dichter Heinrich Heine stand eines Tages vor dem Dom in Antwerpen und bewunderte dieses Bauwerk. Dann sagte er zu seinem Begleiter: „Die Menschen, die das gebaut haben, hatten Dogmen. Wir haben nur Meinungen. Mit Meinungen baut man keine Dome!“

Wozu sind uns die Dogmen geoffenbart? Damit wir zweitens aus den göttlichen Vorratskammern schöpfen. Die Dogmen eröffnen uns die göttlichen Vorratskammern; sie wirken befruchtend, belebend, bereichernd auf uns. Alle Dogmen befruchten unser religiöses Leben, wenn wir sie nur recht aufnehmen und recht verstehen. Meinetwegen das Dogma vom Gott, der Vergelter ist, der das Gute belohnt und das Böse straft. Dieses Dogma begründet den sittlichen Heroismus. Dieses Dogma begründet auch die heilsame Furcht, die heilsame Furcht, diesen Gott zu beleidigen und zu kränken und zu erzürnen. Oder das Dogma vom Vatergott. Es lehrt uns, daß ein liebendes Auge über der Welt waltet. Wenn auch alle irdischen Augen erloschen sind, dieses Auge erlischt nicht, sondern wacht über uns. Oder wie entscheidend ist das Dogma vom ewigen Leben! Wer dieses Dogma nicht teilt, der lebt nach dem Grundsatz: „Mach dir's auf der Erde schön. Kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehen.“ So hat es einst der Sozialismus gelehrt. Und in diesen Tagen, meine lieben Freunde, hat ein evangelischer Christ, Mitglied der SPD, der Politologe Wilhelm Hennis, in Heilbronn einen Vortrag gehalten, wo er mit erschütternder Eindringlichkeit darauf hinweist, welche Folgen es hat, wenn man nicht mehr an das ewige Leben, an die Unsterblichkeit glaubt. Er sagt: „Alles Verlangen konzentriert sich dann auf Diesseitiges. Alles, was der Mensch erwarten und erhoffen kann, hat nur einen Bezug auf dieses Leben, und nur sich selbst bzw. der gesellschaftlichen Ordnung, den gesellschaftlichen Umständen, der Fähigkeit und Unfähigkeit der Politiker, den Managern in den Nadelstreifen, dem starken Arm seiner Interessenvertreter kann er die Gewinn- und Verlustrechnung seiner Existenz zurechnen.“ Denken wir an das Dogma von der Gegenwart Christi im heiligsten Altarsakrament! Wie ist es beglückend und wie ist es tröstlich für uns, daß wir wissen, unser Herr ist bei uns. Er hat uns nicht verlassen, sondern er hat uns seine bleibende Gegenwart zugesichert und gewährt.

Die Dogmen wirken befruchtend und belebend auf unser religiöses Leben. Jeder Mensch hat vielleicht ein Lieblingsdogma, und daran ist nichts zu tadeln. Man kann auch im Bereich der Dogmen eine gewisse Individualität entfalten. Dem einen ist das Lieblingsdogma das Herrentum Gottes, seine absolute Majestät, dem anderen ist sein Lieblingsdogma die Menschwerdung des Logos, das Weihnachtsgeschehen, die Mutter und der Pflegevater mit dem Kind im Stall. Einem anderen wieder ist sein Lieblingsdogma der gekreuzigte Herr, der sein Blut für uns vergossen hat. „Deine Gnad' und Jesu Blut

macht ja allen Schaden gut.“ Daran ist nichts zu kritisieren, wenn nur die übrigen Dogmen nicht ausgeschlossen werden, wenn nur die übrigen Dogmen nicht verworfen werden. Dann ist an einer solchen Individualität nichts zu rügen. Aber eines ist sicher, meine lieben Freunde: Wer die Dogmen aus dem Christentum auslöschen will, der löscht das Christentum aus. Wer die Dogmen in ihrem Wahrheitsgehalt antastet, der tastet das Wesen des Christentums an. Wer an den Dogmen nicht festhält, der hat aufgehört, ein Christ zu sein.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Lebensbild des religiösen Menschen

12.10.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Mensch der Gegenwart ist geprägt durch Technik und Wissenschaft. In dieser Welt der Technik und der Wissenschaft hat auch der religiöse Mensch seine Stelle. Es fragt sich, ob er zur Gegenwart eine eigene, eine besondere Beziehung hat, denn er scheint irgendwie übermenschlich, überzeitlich zu sein. Der religiöse Mensch scheint weniger an die Gegenwart verhaftet als der motorisierte oder der technisierte oder der Computer-Mensch. Es ist tatsächlich im religiösen Menschen ein überzeitliches Moment festzustellen. Er hat es vielleicht leichter als andere Menschen, sich selbst treu zu bleiben. Aber freilich, überzeitlich ist nur Gott; überzeitlich ist kein Mensch. Deswegen wollen wir heute zwei Fragen stellen, nämlich

1. Wie wirkt die Gegenwart auf den religiösen Menschen? Wie wird er von der Gegenwart bestimmt?

2. Wie wirkt der religiöse Mensch auf die Gegenwart? Welche Kräfte hat er, um auf sie zu wirken?

Die erste Frage lautet: Wie wird der religiöse Mensch von der Gegenwart bestimmt? Zunächst einmal die Vorfrage: Wer ist denn ein religiöser Mensch? Ist es der Mensch, der oft in die Kirche geht, der viel betet, der religiöse Studien betreibt? Das alles sind Anzeichen des religiösen Menschen. Aber das eigentliche Kennzeichen des religiösen Menschen besteht darin, daß er eine besondere, lebendige, persönliche Beziehung zu Gott hat. Der religiöse Mensch ist jener Mensch, der eine lebendige, religiöse Beziehung zu Gott besitzt. Dabei sind drei Typen zu unterscheiden, nämlich der Gottsucher, der Gottesknecht und der Gottesfreund. Der erste Typ des religiösen Menschen ist der Gottsucher. Es ist der Mensch, der nicht loskommt von Gott, der hinter den Erscheinungen der Welt Gottes Wirken aufzudecken versucht. Es ist der Mensch, der keine Ruhe findet um seinen Gott, unruhevoll umhergetrieben auch von Ängsten und Zweifeln um seinen Gott, der ständig fragt: Wo ist denn mein Gott? Ich kann ihn nicht sehen, ich kann ihn nicht finden, ich kann ihn nicht glauben, ich kann ihn nicht lieben, und ich muß doch zu ihm. Das ist der Gottsucher. Der zweite Typ ist der Gottesknecht. Das ist der Mensch, der Gott gehörig ist, der sich als Werkzeug Gottes weiß, ein Gottesbote, ein Gottesprophet oder auch nur ein Spielball Gottes. Aber was immer mit ihm geschieht, er spricht in allen Lagen: Es geschehe dein Wille. Der dritte Typ des religiösen Menschen ist der Gottesfreund. Er steht in einer großen Nähe zu Gott. Ihm ist Gott vertraut geworden. Der Gottesfreund weiß sich geborgen in der Vorsehung Gottes.

Diese drei Typen sind unter den Menschen verteilt. Es gibt Gottsucher, es gibt Gottesknechte, es gibt Gottesfreunde. Aber zu irgendeinem dieser Typen gehört jeder Mensch, und wir fragen jetzt nun: Wie wirkt die Gegenwart auf diesen religiösen Menschen? Wie wird er von der Gegenwart bestimmt?

Die erste Wirkung ist darin gelegen, daß der religiöse Mensch hat unterscheiden lernen zwischen Ewigem und Vergänglichem. Der religiöse Mensch ist innerlich abgelöst von den vergänglichen Dingen dieser Welt. Er weiß, daß das Göttliche nirgends in reiner Ausprägung zu finden ist, auch nicht in der Kirche, daß es überall gemischt ist mit Menschlichem und allzu Menschlichem. Das ist die Erfahrung, die erschütternde Erfahrung, die der religiöse Mensch in der Gegenwart macht, daß er sich also innerlich lösen muß von den Geschöpfen, weil er weiß, sie sind nicht das Absolute, sie sind nicht das Endgültige, sie sind nicht das innerlich Beglückende.

Die zweite Bestimmung, die der religiöse Mensch von der Gegenwart empfängt, besteht darin, daß er sich aufgerufen weiß, nicht die Welt zu verneinen, nicht die Welt zu fliehen, sondern in der Welt den Sinn der Welt zu suchen. Er ist aufgerufen, den Sinn der Welt zu suchen, den göttlichen Willen zu erkennen und ihn zu verwirklichen. Er weiß sich dazu bestimmt, der göttlichen Vorsehung nachzu-

spüren, auf ihre Intentionen einzugehen und nach ihrem Willen zu handeln. Der religiöse Mensch der Gegenwart ist dazu bestimmt, der Bote Gottes in dieser Welt zu sein.

Er sieht aber auch drittens das Widergöttliche. Er sieht überall die Mischung von Göttlichem und Widergöttlichem. Er erkennt die allmenschliche Verflochtenheit in Wahn und Schuld. Er sieht sich selbst in seiner Erbärmlichkeit. Er ist wahrhaftig gegen sich selbst geworden. Er kann sich nichts vormachen. Er weiß, er ist ein Sünder, und er bleibt ein Sünder. Er tritt deswegen stets mit zagendem Herzen vor Gott.

Die vierte Bestimmung, die der Mensch der Gegenwart empfängt, liegt darin, daß er sich als einen dienenden Menschen weiß. Er ist nicht gekommen, zu herrschen, sondern zu dienen. Er weiß um seine Verantwortung; er weiß um seine Aufgabe. Er ist für etwas anderes da als für sein eigenes Behagen, für seinen eigenen Nutzen oder auch nur für seine eigene Geltung. Nein, der Mensch der Gegenwart hat einen Dienstberuf, und diesen Dienstberuf muß er erfüllen, und nur so kann er ein wahrhaft religiöser Mensch sein.

Der Mensch der Gegenwart ist fünftens dadurch bestimmt, daß er nichts von sich hält. Er weiß: Ich bin nichts, es sei denn, daß Gott mich zu etwas macht. Er hält nichts von sich, und er verlangt nichts für sich. Er weiß, daß er ein liebender Mensch sein muß, und das heißt eben, über sich hinausgehen; das heißt, zu einem anderen hingehen und sich selbst verschenken, andere bejahen, andere beschenken, an anderen teilnehmen, ohne zu herrschen. Die Menschen sehnen sich nach keinem anderen Typ des Menschen als nach dem liebenden Menschen. Wenn die Botschaft Gottes in der Gegenwart ankommen soll, dann nur durch liebende Menschen. Nur durch die Liebe kann ihnen die Botschaft Gottes glaubwürdig erscheinen. Das sind die fünf Bestimmungen, die der Mensch der Gegenwart, die der religiöse Mensch der Gegenwart von dieser Gegenwart empfängt.

Nun die zweite Frage: Wir wirkt der Mensch in der Gegenwart? Wie wirkt der religiöse Mensch in der Gegenwart? Er muß ja wirken, er muß notwendig Zeugnis geben. Sein Inneres treibt ihn dazu. Gott wird immer beurteilt nach seinen Bekennern, nach seinen Gläubigen, nach seinen Priestern, und so weiß er die Verantwortung, die auf ihm liegt für die Ehre Gottes, für das Ansehen der Kirche, für das Vorankommen des Reiches Gottes. Er kann deswegen nicht verzichten auf Wirken; er muß ein tätiger, er muß ein aktiver Mensch sein.

Er kann aber nur wirken als Beauftragter Gottes, das heißt in unbedingtem Gehorsam. In unbedingtem Gehorsam gegen den Willen Gottes erfüllt er seinen Auftrag. Gottes Wille aber ist die aufbauende, die heilende, die erlösende, die schenkende Liebe. Nur als ein bereitwilliger, als ein opferwilliger, als ein sich hingebender Mensch kann er in dieser Welt der Gegenwart wirken - mit dem Einsatz seiner selbst. Er kann sich nicht sparen, sondern er muß immer ganz dabei sein; entweder ganz oder gar nicht. Mit halbem und mit Dreiviertel Einsatz ist nichts gewonnen. Er muß stets sein ganzes Ich, seine ganze Persönlichkeit einbringen. Er ist also nicht sparsam mit seinen Kräften; er zahlt immer und überall den ganzen Preis, den Preis seines Ich.

Der religiöse Mensch der Gegenwart hat drei wesentliche Kräfte, die ihm bei seinem Wirken zur Verfügung stehen, nämlich die Kraft seiner Persönlichkeit, die Kraft seiner Gottähnlichkeit und die Kraft seiner Gottverbundenheit. Die erste Kraft, die ihm zur Verfügung steht, ist die Kraft seiner Persönlichkeit. Nicht mit Apparaten, nicht mit Einrichtungen, nicht mit Kartotheken, nicht mit Computern wird das Reich Gottes vorangebracht. Leben entsteht nur aus Lebendigem, und wo keine lebendige Persönlichkeit ist, da nutzen alle äußeren Einrichtungen nichts. An solchen fehlt es ja unserer Kirche in Deutschland immer noch nicht. Wir haben viele Einrichtungen, wir haben viele Apparate, wir haben viele Stellen, Sekretariate und Zentralstellen. Wenn diese Stellen nicht ausgefüllt werden von lebendigen Persönlichkeiten, nutzt der ganze Aufbau nichts. Die Persönlichkeit allein vermag bleibende Wirkungen hervorzubringen. Man kann Druckschriften verteilen, das ist ja nicht überflüssig. Man kann Menschen einladen zu Vorträgen, und auch das muß ja sein. Aber wenn hinter all dem nicht die lebendige Persönlichkeit steht, dann ist all dieser Aufwand umsonst. Leben - ich sage es noch einmal - Leben entsteht nur aus Lebendigem. Die Persönlichkeit wirkt durch sich selbst. Sie wirkt schon durch ihr Dasein. Die Persönlichkeit entzündet die Welt, und das allein ist hilfreich. Nicht mit brennenden Kerzen in den Händen entzünden wir die Welt, sondern mit brennenden Herzen.

Die Kraft der Persönlichkeit wird gesteigert durch die Kraft der Gottähnlichkeit. Der religiöse Mensch, der etwa wirken will und soll, muß Gott ähnlich sein. Es besteht auf dem Grunde der heutigen Skepsis eine heiße Sehnsucht nach dem Erweis des göttlichen Daseins und der göttlichen Macht. Die Menschen möchten Gott schauen, sie möchten ihn berühren, sie möchten ihm begegnen. Aber Gott erscheint nicht im Sturmwind und auch nicht in Feuerflammen, sondern er erscheint nur im guten, im religiösen, im heiligen Menschen. Und wenn die Menschen einen solchen Menschen finden und sehen, dann eilen sie zu ihm, dann drängen sie zu ihm, dann fliehen sie zu ihm. Die Gottähnlichkeit also ist es, was anzieht, und der religiöse Mensch hat die stärkste Gottähnlichkeit. Er hat Eigenschaften, die ahnen lassen, wie Gott ist: Er ist rein und treu, er ist groß und vornehm, er ist tapfer und stark, er ist gütig und selbstlos. Diese Eigenschaften lassen uns ahnen, wie Gott sein muß. Diese Gottähnlichkeit ist es, die die Kraft seines Wirkens ausmacht. In dieser Richtung, so sagen sich die Menschen, muß das Wesen Gottes liegen.

Die dritte Kraft des religiösen Menschen ist seine Gottverbundenheit. Gott neigt sich ja dem Menschen, der ihn sucht. Er läßt sich ja finden, und er kehrt bei dem religiösen Menschen ein, er nimmt bei ihm Wohnung. Es gibt eine seinshafte, jawohl, eine seinshafte Verbindung des religiösen Menschen mit Gott, wir nennen sie die heiligmachende Gnade oder auch die ungeschaffene Gnade. Diese Gottverbundenheit ist vielleicht die stärkste Kraft des religiösen Menschen, diese unmittelbare Gegenwart Gottes in der Seele. Der gottverbundene Mensch vermag andere Menschen zu dieser Verbindung zu führen. Wer mit einem solchen Menschen in Berührung tritt, der kommt in die Seinsnähe Gottes, und das ist ja das Entscheidende, daß wir die Menschen zu Gott führen, daß wir sie mit Gott in Verbindung bringen, daß wir in ihnen das Feuer des Heiligen Geistes entzünden durch die Gegenwart Gottes. Und so ist eigentlich das Entscheidende beim religiösen Menschen, daß er ein innerlicher, ein gottverbundener, ein gottähnlicher Mensch ist. Er wirkt mehr durch sein Sein als durch sein Tun. Er wirkt mehr durch innerliche Läuterung und Sammlung als durch blendende organisatorische Erfolge. Er wirkt mehr durch heiliges Leiden als durch Siegesfanfaren. Er wirkt mehr durch die Stille des inneren Werdens als durch die Öffentlichkeit seines Programmes. Er wirkt mehr durch sein bloßes Dasein als durch sein Tun.

Daß wir, meine lieben Freunde, solche Menschen werden, Menschen, die von Gott ergriffen sind und dadurch fähig sind, andere zu ergreifen, das ist der Sinn dieser Überlegungen. Daß wir Gott uns nahen und daß wir Gott finden und daß wir diesen Fund anderen vermitteln, das ist unsere entscheidende Aufgabe.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der Anspruch der Religion an die Glaubensfrömmigkeit

19.10.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.
Geliebte im Herrn!

In einem seiner Romane schildert Bruce Marshall ein Zwiegespräch zwischen einem Arzt und einem Priester. Der Arzt – wie häufig in Frankreich – ist ein Ungläubiger, und er sagt zu dem Priester: „Die Religion scheint den Leuten nicht zu helfen.“ Da gibt der Priester zur Antwort: „Vielleicht deswegen nicht, weil die Leute der Religion nicht helfen.“

Dieses Zwiegespräch ist von einer großen Tiefe. Es zeigt, daß die Religion eine große Macht ist, wenn sich der Mensch ihr erschließt. Nach dem letzten Kriege hörte man häufig die Rede: Das Christentum hat versagt. Es hat den Krieg nicht verhindern können; das Christentum hat versagt. Darauf hat ein bayerischer General eine Antwort gegeben, die verblüffend ist: „Nicht das Christentum hat versagt“, so hat dieser General Gareis geschrieben, „sondern die Menschen haben sich als unfähig erwiesen, es zu leben.“ Ich meine, das ist eine schlagende Antwort. Nicht das Christentum hat versagt, sondern die Menschen haben sich als unfähig erwiesen, es zu leben. Und darauf kommt beim Christentum alles an, daß man den Glauben hat und daß man den Glauben lebt.

Vor einiger Zeit erklärte mir eine Dame in Budenheim: „Wir sind gläubig, aber nicht fromm.“ Daß sie und ihr Mann nicht fromm sind, kann man daraus ersehen, daß sie niemals einen Gottesdienst besuchen. Ich weiß nicht, ob sie beten. Und Frömmigkeit ist nun einmal das persönliche Verhältnis zu Gott, schließt den Gottesdienst und das Gebet ein. Wie kann man gläubig sein, wenn man nicht fromm ist? Wie kann man den Glauben bewahren ohne Frömmigkeit? Ein Herr erklärte mir: „Ich kann nicht fromm sein.“ Kann er es wirklich nicht, oder will er es nicht? Ist es tatsächlich so, wie der Abbé Gaston sagt: „Vielleicht hilft die Religion deswegen nicht, weil die Leute der Religion nicht helfen.“

Jeder Mensch hat eine religiöse Anlage; es gibt keinen Menschen ohne religiöse Anlage. Die religiöse Anlage ist dem Menschen mit seiner Natur als Geschaffener gegeben. Weil er von Gott kommt und zu Gott geht, trägt er eine religiöse Anlage, ein Sich-Hinwenden zu Gott in sich. Diese religiöse Anlage ist so tief im Menschen verankert, daß sie niemals ausgelöscht werden kann. Der Mensch kann sie überdecken, er kann sie mißachten, er kann die religiöse Anlage unausgebildet lassen, aber zerstören kann er sie nicht. Und das, meine lieben Freunde, ist die Chance der Religion, ist die Chance auch der Kirche. Der Mensch hat von Natur aus eine Verwiesenheit auf Gott, und es gilt, diese Verwiesenheit ihm bewußt zu machen. Es gilt, ihm die Anlage zur Tätigkeit überzuführen. Das ist die Aufgabe, die wir haben gegenüber unseren Mitmenschen, gegenüber unseren Zöglingen, gegenüber unseren Kindern. Wir müssen ihnen bewußt machen, daß sie eine religiöse Anlage in sich tragen, die sie ausbilden müssen.

Nun gibt es seelische Kräfte, Stimmungen, Neigungen, die der religiösen Anlage auf die Beine helfen, die unter günstigen Umständen ein Aufblühen der religiösen Anlage ermöglichen. Religion, Frömmigkeit ist ein Gemeinschaftsverhältnis, nämlich eine Gemeinschaftsbeziehung zu Gott. Daraus ergibt sich, daß Religion nur der Mensch haben kann, der gemeinschaftsfähig ist. Die Gemeinschaftsfähigkeit unter Menschen gestattet, ermöglicht, erleichtert auch die Gemeinschaft mit Gott. Wer nur das Ich kennt, kann Religion schwerlich ausbilden, kann Frömmigkeit kaum in sich tragen. Hemmungslose Genußmenschen, rücksichtslose Nützlichkeitsmenschen, blinde Egoisten sind wesentlich unreligiöse Menschen. Sie tragen, weil sie keine Liebe in sich haben, auch keinen Keim zur Religion in sich. Umgekehrt: Wer zur Liebe fähig ist, das hat schon einen religiösen Keim in sich. Jede Spur von Güte und Hingebungsbereitschaft, von Hilfsbereitschaft ist keimhaft eine Möglichkeit zu Gott. Das

sittlich bestimmte Wesen ist ein Talent zu Gott, und sittlich bestimmt ist nur ein Wesen, das sich dem anderen, das sich dem Mitmenschen zuwendet.

Im Menschen liegt eine Anlage zu Gott, eine religiöse Anlage. Aber die Anlage bedarf der Ausbildung. Sie muß durch einen umfassenden Gottesbegriff unterstützt werden. Dieser Gottesbegriff muß immer zwei Seiten einschließen: das Herrentum Gottes und seine Vatergüte, seine unbegreifliche Ferne und seine beglückende Nähe, das unnahbare Geheimnis, das Gott ist, und seine traute Verständlichkeit. Dieser umfassende Gottesbegriff ist geeignet, die Frömmigkeit zu unterstützen, auszubauen und zum Blühen zu bringen. Der Gott, der das All in seinen Händen trägt und der sich um den armen Sperling kümmert, dieser Gott ist geeignet, die fruchtbaren Spannungen in den seelischen Anlagen des Menschen zu erfüllen und zu bewahren.

Da sehen wir, meine lieben Freunde, welche Verantwortung wir in uns tragen, daß wir den Menschen das rechte Bild von Gott vermitteln, wir Priester und Prediger, aber auch alle Gläubigen, die irgendwie auf andere Menschen einwirken können und einwirken müssen. Wir müssen ihnen die rechte Weise, Gott zu sehen, beibringen und auf diese Weise ihnen den Weg zur Frömmigkeit behnen.

Religion geht immer auf ein Geheimnis, denn Gott ist ein Geheimnis. Das heißt, Religion überschreitet die Erfahrung der Sinne, ja sie überschreitet sogar die Erfahrung des Denkens. Religion verlangt Glauben. Glauben ist ein vielschichtiger Begriff. Er schließt sicher und ohne Ausnahme das Fürwahrhalten in sich. Glauben ist Fürwahrhalten dessen, was Gott uns geoffenbart hat, aber er ist noch mehr. Glauben ist ein Überschreiten seiner selbst, ist ein Hineingehen und ein Zugehen auf Gott. Glauben ist ein Umfassen des göttlichen Wertes. Glauben ist eine Geräumigkeit der Seele, ein leidenschaftliches Aufgebot aller Seelenkräfte hin zu Gott. Wer Glauben hat, der sprengt des Kreis der Gewöhnlichkeit, der Banalität, der Ideallosigkeit, der dringt ins Unendliche vor, denn Religion geht ja auf den Unendlichen, und Glaube umfaßt den Unendlichen. Wer keine solche Ausdrucksgewalt in sich trägt, der hat auch keine bedeutende religiöse Anlage. Die Kaninchenseelen – die Kaninchenseelen finden schwer zu Gott.

Der religiöse Glaube, meine lieben Freunde, ist ein wahrhaft schöpferisches Ereignis. Er ist ein Nachschaffen der Wirklichkeit. Religion ist keine Illusion, kein Traum, kein Phantasie. Religion ist ein Hingehen auf die Wirklichkeit Gottes, und deswegen setzt sie ein Feingefühl für die verborgene Wirklichkeit Gottes voraus, ein feines Hören auf den verborgenen Gott, ein feines Sehen des verborgenen Gottes. Gott ist ja das Stillste, was es gibt, und deswegen muß man die Ohren anstrengen, um ihn zu hören. Er muß erlauscht werden. Nur der Mensch, der ein feines Lauschen besitzt, kann Gott hören. Aber wer dieses Lauschen besitzt, der spürt ihn aus den Sternen und aus dem Sturme, der spürt ihn im Gewissen und in den Schicksalen, zu dem spricht er aus dem Meer und aus den Menschen.

Religion ist immer eine Angelegenheit zwischen der Seele und Gott. Erst, wenn man die Religion so begründet hat, wirkt sie in die Welt hinaus. Der Weg zur Welt führt immer erst über das Verhältnis zu Gott. Aber dann muß auch von Gott der Weg in die Welt beschritten werden, d.h. die Religion muß kulturschöpferisch sein. Die Religion muß sich in der Welt auszeugen. Die kulturschöpferische Kraft der Religion zeigt sich aber nicht in den zivilisatorischen und organisatorischen Leistungen, die Anhänger einer bestimmten Religion vollbringen. Man hat auf protestantischer Seite immer versucht, die Berechtigung dieser Religion damit zu beweisen, daß man auf die kulturschöpferischen Leistungen hinwies, auf Johann Sebastian Bach meinetwegen oder auf andere Protestanten, die in der Welt der Kultur etwas geschaffen haben. Das ist nicht die kulturschöpferische Kraft der Religion. Das ist etwas ganz Sekundäres. Die kulturschöpferische Kraft der Religion zeigt sich darin, daß sie den Menschen zu einem gottgemäßen Wandel anleitet, daß sie den Menschen schafft, der von Gott geformt und von Gott geprägt ist. Die kulturschöpferische Kraft zeigt sich in der Läuterung des Gewissens, in der Veredelung der Gesinnung und in der Verfeinerung des Zusammenlebens. Jawohl, das ist die kulturschöpferische Kraft der Religion.

Religion ist ein Gemeinschaftsverhältnis zwischen Seele und Gott. Deswegen ist sie auch ein Nährboden für wirkliche Gemeinschaft, ein Keim, aus dem Gemeinschaftsleben sprießen kann. Das heißt, Religion drängt zur Kirchenbindung. Religion und Kirchlichkeit sind verschwistert, sollen miteinander wachsen und sollen miteinander blühen. Die religiöse Anlage soll sich in der Kirche ausleben und ausschwingen können. Unsere Kirche hat ja tatsächlich eine solche Weite, daß die verschie-

densten religiösen Anlagen, vom Einsiedler auf einem stillen Berg bis zum blühenden Kloster in der Stadt, sich entfalten können. Die religiöse Anlage muß sich kirchlich entwickeln können. Unkirchlicher Sinn ist auch gewöhnlich mit Mangel an Religiosität verbunden. Die Kirche, das ist ja natürlich auch Apparat, das ist auch Organisation, das sind Menschen, Menschen mit ihren Allzumenschlichkeiten. Und daran nehmen viele Anstoß, ungerechten Anstoß, denn die Kirche ist notwendig. Ohne die Kirche wäre das Evangelium längst vergessen. Ohne Papst und ohne Kardinäle und ohne Bischöfe wäre der Glaube längst verunstaltet. Ohne das Wächteramt eines Kardinal Ratzinger wäre die Glaubenssubstanz längst verschleudert worden. Die Religion bedarf der Kirche. Das hat wiederum der schottische Dichter Bruce Marshall wunderbar ausgedrückt. Er läßt in einem seiner Romane einen Bischof sprechen: „Das kirchliche Christentum ist für die Religion ebenso notwendig wie eine Flasche für den Wein. Die Leute leben irrtümlich in der Einbildung, sie müßten auch die Flasche mittrinken. Sie begreifen nicht, daß man die Form haben muß, um den Geist zu fassen, und den Geist, um die Form auszufüllen. Eins ohne das andere taugt nicht viel.“ Genau so ist es, wie Bruce Marshall es hier sagt. Die Religion, die Frömmigkeit bedarf der Kirche, auch ihrer Organisation, auch ihrer regelmäßigen Gottesdienste, auch ihrer Sakramente und auch ihres Rechtes. Denn ohne diese Form würde der Geist, würde der Inhalt längst verflüchtigt sein.

Meine lieben Freunde, fromm sein kann nur der Mensch, der eine Anlage für das Grenzenlose und für das ganz andere in sich trägt, ein Mensch, der zu einer Welt tendiert, die der Ewigkeit angehört. Fromm sein kann aber auch jeder Mensch, der irgendwie eine augustinische Unruhe in sich trägt, ein Mensch, der eine nicht zu stillende Sehnsucht in sich hat nach dem ganz anderen und Göttlichen. Fromm sein kann jeder Mensch, der nicht an sich selbst sein Genüge findet.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Mutter Teresa, Vorbild heroischer Liebe

26.10.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der vergangenen Woche waren wir Zeuge, wie der Heilige Vater eine schlichte Frau zur Ehre der Altäre beförderte. Johannes Paul II. hat Mutter Teresa seliggesprochen. Das heißt, er hat mit päpstlicher Autorität verkündet: Ihr Leben ist gelungen. Sie hat die Herrlichkeit des Himmels erreicht, und sie darf von uns verehrt und angerufen werden.

Das Leben dieser Frau hat ganz anders begonnen. Sie kam auf dem Balkan zur Welt, in Skopje, dem heutigen Mazedonien, aus einer keineswegs armen, einer gutbürgerlichen Familie, hat eine gute Ausbildung empfangen. Aber mit 18 Jahren entschloß sie sich, die Welt zu verlassen und ins Kloster zu gehen. Sie kam nach Indien, hat dort als Lehrerin, als Direktorin einer Schule gewirkt in einer relativ gesicherten und angenehmen Position. Aber das war nicht genug für sie. Sie strebte nach anderem, nach Höherem. Sie verließ diese Geborgenheit und ging in die Slums von Kalkutta, dort, wo die Armen, wo die Ärmsten der Armen ein kümmerliches und menschenunwürdiges Dasein führen. Sie gründete eine Gesellschaft, die Missionarinnen der Nächstenliebe, um mit ihnen wenigstens einen Tropfen von dem Elend, das sie dort fand, zu lindern.

Das Leben dieser Frau ist ergreifend und weckend für uns. Es ist das ein Leben eines Übermenschen der Nächstenliebe. Sie hat nicht wie wir die Nächstenliebe klug bemessen und ist einer Pflicht gefolgt, sondern in ihr war eine Inspiration, eine göttliche Berufung. In ihr hat der Heilige Geist den Lebensweg bestimmt. Sie hat diesen Ruf des Geistes gespürt und gehört und ist ihm gefolgt. Sie gehört zu den Übermenschen der Liebe, die dem Räuber nicht bloß den Mantel geben, sondern auch noch den Rock lassen. Sie gehört zu jenen, die feurige Kohlen der übermenschlichen Liebe auf die Feinde häufen. Sie gehört zu jenen, die alles glauben und alles hoffen, die wie arglose Kinder sind und doch wissende Augen haben. Zu einem solchen Leben reicht nicht eine natürliche Gutmütigkeit oder eine naturhafte Anlage zum Helfen, sondern das ist Inspiration. Inspiration, die ihre Quelle in Gott hat, in der Gottesliebe, in der Heilandsliebe, in der Seelenschätzung, im Ewigkeitsverlangen. Solche Helden einer wundersamen Liebe können wir nicht nach Belieben erwecken. Wir können nur die Kräfte bereitstellen, die sie brauchen und benötigen, um sich daran zu entzünden. Es ist auch so, daß solche Persönlichkeiten nicht im Dutzend zu haben sind. Sie stehen am Anfang einer Organisation, und dann, wenn sie in die Ewigkeit eingekehrt sind, dann beginnt die Bewährungsprobe ihres Werkes. Ob es sich durchhalten kann ohne diese charismatische Führungspersönlichkeit, ob es Bestand haben kann auch ohne diese von Gott erweckte inspirierte Frau.

Auch Schwarmgeister können in ähnlicher Weise auftreten. Aber es gibt ein sicheres Kriterium, um die echte Berufung von Schwarmgeisterei zu unterscheiden, und dieses Kriterium sind die Früchte. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Damit sind nicht zuerst die äußeren Früchte gemeint, obwohl sie bei der Mutter Teresa überwältigend sind, nein, damit sind zuerst die inneren Früchte gemeint. Das heißt: Wenn der Geist, der die Persönlichkeit treibt, sie wirklich unabhängig macht vom eigenen Ich, vom Stoff und von den Sinnen, wenn der Geist diese Persönlichkeit wirklich dienmütig – dienmütig! - und selbstlos macht, wenn diese Persönlichkeit wirklich in Freiheit über sich hinauswächst, sich auswirkt nach eigenen Gesetzen, dann sind die inneren Früchte einer solchen Persönlichkeit mit Händen zu greifen.

Nun sind aber, wie wir alle wissen, solche Wunder der Selbstlosigkeit, der Freiheit und des Schenkens selten. Warum sind sie so selten? Warum werden nicht viele von der übermächtigen Gnade zu solcher Höhe emporgerissen? Die Antwort lautet: Weil das Wunder als alltägliche Erscheinung der

Menschheit nicht zum Guten reichen würde. Das Wunder muß selten bleiben. Die Menschheit erträgt eine solche überwältigende Liebe nicht, sie erträgt nichts schwerer als die Liebe. Die Liebe zu ertragen erfordert eine große Reife und Reinheit des Herzens. Das ist ja die furchtbare Versuchung aller, die mit Armen, Kranken, Schwachen, Elenden zu tun haben. Sie beobachten, wie die einen durch die Liebe, die sie ihnen erweisen, nur noch anmaßender und rücksichtsloser werden und unverschämter. Sie mißbrauchen die Liebe, so daß ein Menschenfreund sich manchmal bei dem Gedanken ertappt, man müsse die Menschen mit der Peitsche dressieren. Ja, so ist es, meine lieben Freunde; es ist denkbar, daß Menschen vorhanden sind, die selbst durch die Liebe Gottes nicht gerettet werden können. Für die gibt es dann überhaupt kein Heil, denn die Allmacht Gottes ist die Liebe. Andere werden durch die empfangene Liebe nur träge und unselbständig. Sie klammern sich an die Menschen, die ihnen wohl tun, und wollen sie für sich allein besitzen und aussaugen; sie werden eifersüchtig und engherzig. Die Männer und Frauen, die in der Entwicklungshilfe arbeiten, sagen uns, sie treffen häufig die Erscheinung an, daß die Menschen, denen sie Hilfe bringen, dadurch träge und unselbständig werden, daß sie ihre Felder nicht mehr bebauen, denn sie bekommen ja die Lebensmittel von außen herangebracht. Das ist die Folge davon, daß schrankenlose Liebe nur von ganz heiligmäßigen Menschen ertragen werden kann. Menschen, deren Gesinnung nur sinnlich oder tierisch oder brutal ist, solche Menschen, deren Seelenleben krank ist, können die Liebe nur in sparsamer Menge vertragen. Die Liebe, die sie alltäglich brauchen, muß mehr eine erzieherische und eine kluge, eine wohlberechnete und gebieterische sein. Sie darf sich den Launen und dem Eigensinn, der Herrschsucht und der Ausbeutungslust der Menschen nicht fügen; sie muß sich selbst schützen gegen Dummheit und Bosheit. Solche Menschen können nur sparsam mit Liebkosungen bedacht werden, und das ist die große Mehrheit der Menschen, die solche Behandlung brauchen. Nicht eine schrankenlose, nicht eine rücksichtslos ausströmende, sondern eine geregelte, eine organisierte, eine Herrscher- und Führerliebe, das ist es, was sie brauchen, eine wissende Liebe, die nötiger ist als die heroische Liebe.

Nun kann man natürlich fragen: Was ist denn der Erfolg dieser Heroen der Liebe? Was hat denn Mutter Teresa erreicht? Die Naturgesetze des Weltlaufs hat sie nicht geändert oder aufgehoben. Die politischen und sozialen Zustände, unter denen die Menschen und die Völker leben, sind durch sie nicht wesentlich umgestaltet worden. Auch sie und ihr Orden konnte die Armut und das Leid nicht von der Erde verbannen. Sie konnte den Leidensweg der Menschen nicht abkürzen. Gewiß, sie und ihre Schwestern haben manches Leid gelindert, haben einen Schimmer von Freude verbreitet. Aber auch ihre Werke lösen sich ab und verfallen. Und doch ist ihre Aufgabe und ihre Bedeutung unfassbar groß. Warum? Sie sind ein Erweis höheren Lebens. Sie zeigen, daß der Geist mächtiger ist als die Sinnlichkeit. Sie durchbrechen für einen Augenblick die eisernen Gesetze der Natur und erheben sich über die furchtbare Notwendigkeit wie ein Wunder. Sie sind die Künder eines überirdischen Reiches und einer überirdischen Freiheit, Reinheit und Güte. Und sie haben deswegen auch die Beweiskraft von Wundern. Sie haben sogar eine stärkere Überzeugungskraft als Totenerweckungen und Weissagungen.

Sie sind auch für uns von Bedeutung, denn sie zeigen uns das eigentliche Ideal und die Richtung, die dahin führt. Ihr Beispiel läßt uns nicht einschlafen in Selbstgerechtigkeit. Ihr Beispiel stachelt und beunruhigt uns in unserem flachen Rationalismus. Ihr Beispiel dient uns zur Gewissenserforschung, damit wir über aller Klugheit und Berechnung nicht vergessen, daß das Höchste doch die Liebe ist. Wir sind ja immer in Gefahr, in berechnender Klugheit zu verfahren und aus Vorsicht selbstisch zu werden. Wir vergessen allzu leicht, daß es nur einen wahren und echten Beruf für uns gibt, nämlich einer sei des anderen Helfer, einer trage des anderen Last. Und deswegen muß ein Tropfen, ein Tropfen dieser charismatischen Liebe auch in uns sein. Er muß eingehen in unsere Seele, und er muß uns lehren, wieviel von jener Liebe, die ein Wunder ist, wir den Menschen geben können. Eine schwere Aufgabe, und es braucht ein Genie, um sie zu lösen, daß man gleichzeitig ein liebendes und ein weltoffenes Gemüt hat, daß man eine warme und innerlich reiche Seele besitzt, ein feines Empfinden und doch zugleich ein starkes und kühles Wollen. Das alles ist notwendig zu einer wahren Genialität der Liebe.

Erst in einer Welt, in der die schrankenlose und bedenkenlose Liebe allein herrschen wird, erst in einer solchen Welt, wird es keinen Mangel an Liebe, keine Kränkung und keine Schädigung durch

Liebe mehr geben. Und doch ist diese Liebe, die uns Mutter Teresa geschenkt hat, nicht umsonst. Sie ist wie ein Stückchen blauen Himmels, das durch den bleiernen Novemberhorizont dringt. Es ist das wie ein Hinweis, daß es eine Sonne gibt und daß diese Sonne einst kommen wird und daß die Sonne einst herrschen wird und daß es gilt, ihr den Weg zu bereiten. Ihr Beispiel zeigt uns, daß die Liebe das Höchste ist, etwas Jenseitiges, ein Widerschein der Ewigkeit. Die Liebe ist die schönste und wahrste Offenbarung Gottes, und wer die Liebe bewährt, ist ein gottähnliches Wesen. Er offenbart Gott in seiner Einzigkeit, denn Gott, meine lieben Freunde, ist der einzige, allmächtige und unendliche Heros und das unendliche Genie der Liebe.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Allerheiligen – Erntefest der Kirche

01.11.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Geliebte im Herrn!

Die Kirche hält heute Erntefest. Sie hat die große Ernte in ihre Scheuern eingebracht, die Ernte ihrer Heiligen. Unter den Heiligen verstehen wir alle Menschen, die in der heiligmachenden Gnade von dieser Welt geschieden sind und nun in der Freude des Himmels leben. Es ist ein Erntefest. Die Kirche hat große Sorge um ihre wandernden und pilgernden Kinder, und sie trägt großes Leid um ihre verirrtten und treulosen Söhne und Töchter. Aber heute freut sie sich, freut sie sich über jene ihrer Kinder, die es geschafft haben, die das Leid überwunden haben, die die Sünde niedergerungen haben und die deswegen in der Freude des Himmels leben. Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert ziehen ungezählte Christen in die himmlische Freude ein. Es fehlt kein Stand und kein Beruf, es fehlt kein Lebensalter und kein Geschlecht. Unter den Heiligen sind Kaiser und Könige – Heinrich II., Ludwig von Frankreich –, unter den Heiligen finden sich Fürsten und Fürstinnen – die heilige Elisabeth, die heilige Hedwig. Zu den Heiligen gehören Kriegsmänner wie St. Georg und St. Sebastian, es fehlen bei den Heiligen nicht die Handwerker und die Bauersleute – Wendelin, Crispin, die Dienstmagd Notburga. Sie alle gehören zu der zahllosen Schar, die der Seher auf Patmos geschaut hat, eine Schar aus allen Völkern, Stämmen und Nationen, die eingezogen ist in die Freude des Himmels. Von nichtkatholischer Seite wird der katholischen Heiligenverehrung vorgeworfen, sie schmälere die Ehre Gottes. Aber wieso denn, meine lieben Freunde, denn Gott ist ja selbst ein Heiligenverehrer. Er hat sie doch mit Ehre und Herrlichkeit gekrönt; er hat ihnen bestätigt, daß ihr Leben gelungen ist.

Alles, was die Heiligen geworden sind, verdanken sie der Gnade Gottes, in der sie sich freilich auch gemüht haben. Aber beherrschend und überwältigend ist die Gnade Gottes, die Güte des Vaters, die Kraft des Heiligen Geistes und das Geleit des Sohnes: sie haben sie in den Himmel der Freuden geführt. Die Heiligen waren Menschen wie Ihr und ich, sie hatten ihre Schwächen, sie waren Versuchungen ausgesetzt, sie haben Reue üben müssen wegen ihrer Sünden. Es ist ihnen keineswegs leicht geworden, heilig zu werden, aber sie haben sich angestrengt, sie haben sich gemüht, sie haben nicht geruht und gerastet, bis sie ihre Fehler überwunden hatten und Tugenden erworben hatten. Ihr Leben war ein Ringen und Kämpfen, und deswegen hat nicht umsonst vor einigen Jahrzehnten ein gläubiger Schriftsteller ein Buch geschrieben: „Helden und Heilige“. Ja, die Heiligen sind Helden, denn sie haben überwunden. Die Völker errichten Grabmäler für den unbekanntten Soldaten. Das ist recht so. Aber noch viel zahlreicher ist die Schar der unbekanntten Heiligen, aller derer, die mit der Gnade mitgewirkt haben und dadurch die himmlische Seligkeit gewonnen haben.

Wir verehren die Heiligen, indem wir sie anrufen. Schon auf Erden sprechen wir zueinander: „Beten Sie für mich. Denken Sie an mich im heiligen Meßopfer.“ Das ist richtig so, denn wir sind eine Solidargemeinschaft, wir gehören zusammen. Ein jeder ist dafür da, dem anderen zu helfen, einer muß des anderen Last tragen, einer des anderen Not teilen. Das ist nicht beendet, wenn jemand von der Erde geschieden ist. Die Heiligen leben, sie leben in der Ewigkeit, und sie empfinden mit uns, sie tragen mit uns, und deswegen dürfen wir sie anrufen. Gott hat ihnen Macht verliehen, uns durch ihre Gebete für uns zu helfen. Wir rufen nicht ins Leere hinein, sondern wir rufen zu lebendigen Persönlichkeiten, die ein Ohr für uns haben und die ein Herz für uns haben und die darum bei Gott für uns eintreten.

Die Kirche hat mit gutem Recht den Heiligen gleichsam besondere Aufgaben zugeschrieben, die mit ihrem Lebenswandel oder mit ihrem Beruf zusammenhängen. Es gibt Patrone, Patrone für die verschiedenen Berufe, Stände, Länder, Völker. Wer von uns hätte nicht, wenn er etwas verloren hat, schon den heiligen Antonius angerufen! Wer von uns würde nicht in den Nöten seines materiellen Lebens den heiligen Josef, den Nährvater Jesu, um Hilfe anrufen! Und in den Krankheiten, da flehen wir zu den entsprechenden Heiligen, bei Augenkrankheiten zur heiligen Ottilie, in sterbenskranker

Hinfälligkeit rufen wir zum heiligen Camillus, und so gibt es für jeden Stand, für jede Lage, für jeden Beruf einen Heiligen, dem offenbar besonders von Gott anvertraut ist, den Menschen zu helfen, die in der ähnlichen Lage sind, wie er selbst war. Wir rufen nicht ins Leere, wir rufen in ein geöffnetes Ohr, und die Heiligen hören auf unser Flehen.

Wir ehren die Heiligen, indem wir sie anrufen. Aber wir ehren sie noch mehr, indem wir sie nachahmen. Sie haben das Leben in der Gnade Gottes bewältigt. Ihnen ist es gelungen, so durch die zeitlichen Güter hindurchzugehen, daß sie die ewigen nicht verloren haben. An ihnen können wir lernen, wie wir sein müssen, wie wir handeln müssen, wie wir gehen müssen, um zum gleichen Ziel zu gelangen. Ich sage noch einmal: Die Heiligen waren keine anderen Menschen als wir. Auch sie haben die Verlockungen der Sinnlichkeit gespürt, auch ihnen hat es besser geschmeckt beim Essen als beim Fasten, auch sie haben den Druck ihrer Leidenschaften im Körper und im Geiste gespürt. Aber sie haben sich überwunden, sie haben gerungen mit sich, sie haben begriffen, daß das Leben des Christen ein Kampf ist, und wer nicht kämpfen will, der kann auch nicht gekrönt werden; wer nicht kämpfen will, kann nicht siegen. Sie sind die Sieger, weil sie zuerst sich selbst besiegt haben. Das ist der schönste Krieg, der Krieg gegen sich selbst, und das ist der herrlichste Sieg, der Sieg über sich selbst. Das A und O, der Anfang und das Ende alles geistlichen Bemühens ist die Überwindung der eigenen Ungebärdigkeiten, der Unholde in der eigenen Brust. Und so rufen sie uns in der heutigen Stunde entgegen: Macht es so wie wir, folgt uns nach, ahmt uns nach, lebt so wie wir, damit auch ihr die Krone erlangt. So rufen die Heiligen in dieser Stunde zu uns.

Man hat dem Christentum vorgeworfen, daß es vor lauter Sehnsucht nach dem Himmel versäume, die Erde zu gestalten. Gewiß, wir wissen, daß die Todesstunde die wichtigste Stunde unseres Lebens ist, denn da entscheidet es sich, was mit uns wird: Himmel oder Hölle! Aber wir wissen auch, daß niemand im Tode bestehen kann, der nicht seine Aufgabe auf Erden bewältigt hat. Die Hände in den Schoß legen, träge sein, sich ein bequemes Leben machen, das führt nicht zum Himmel, sondern sich mühen, sich anstrengen, mit sich ringen, die Aufgaben des Lebens erfüllen, das ist es, was uns die Herrlichkeit des Himmels sichert. Der Gedanke an den Tod und an das Gericht lähmt uns nicht, er spornt uns an. Wir wissen, daß Gott von uns Werke verlangt und nicht bloß den Glauben.

In diesen Tagen wird ein merkwürdiger Mann geehrt mit einem großen Film, der über ihn gedreht worden ist, ein Propagandafilm, ein Film, der die alten Legenden aufwärmt, als ob dieser Mann seine Kirche erneuert hätte. Er hat sie zerstört! Er war kein Heiliger, sondern er hat Leidenschaften von unbändigem Ausmaß in sich getragen, einen Haß, wie er kaum in einem anderen je geeghlt hat. Er hat geschrieben: „Man soll den Kardinälen in Rom die Zunge hinten zum Hals herausreißen.“ Das ist der Mann, den man heute ehrt mit einem Film. Nein, nicht so, meine lieben Freunde, nicht das sind unsere Helden. Unsere Helden sind Helden der Liebe, sind Helden der Nachsicht, sind Helden der Güte und der Treue.

Die Heiligen haben den Himmel gewonnen. Sie haben ihn gewonnen, weil sie sich an das gehalten haben, was der Herr in der Bergpredigt gesagt hat, und was wir soeben im Evangelium gehört haben. Sie waren sanftmütig, und deswegen können sie jetzt das Land des Himmels besitzen. Sie waren hungrig und durstig nach Gerechtigkeit, und deswegen sind sie jetzt gesättigt. Sie waren barmherzig, und deswegen haben sie Barmherzigkeit erlangt. Sie waren reinen Herzens, und deswegen dürfen sie jetzt Gott schauen. Sie waren friedfertig, und deswegen sind sie jetzt die geliebten Kinder Gottes. Sie haben Verfolgung erlitten um der Gerechtigkeit willen, und deswegen ist ihrer das Himmelreich.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Memento mori

02.11.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Gedächtnis unserer Verstorbenen Versammelte!

In den Anfängen sind alle geistlichen Gemeinschaften auf einem hohen Niveau angesiedelt. Mit großem Eifer und mit ebensolcher Strenge streben sie dem Himmelreiche zu. Als der Orden der Trappisten gegründet wurde, begrüßten sich die Mitglieder dieses Ordens mit den Worten „Memento mori“ - Gedenke, daß du sterben mußt. Diese Begrüßung ist eine Mahnung nicht nur für die Angehörigen dieses Ordens, sondern für alle Menschen: Gedenke daran, daß du sterben mußt. Der Gedanke an den Tod ist heilsam, denn er schreckt uns vor dem Bösen ab und treibt uns zum Guten, zum Tun des Guten an.

Der Gedanke an den Tod schreckt uns vom Bösen ab; denn wir wissen: Nach dem Tode kann niemand mehr wirken, dann kann er nur noch leiden. Und nach dem Tode erfolgt das Gericht. „Weh, was werd' ich Armer sagen, wenn Gerechte selbst verzagen?“ So heißt es in dem Hymnus „Dies irae, dies illa“. Wer an den Tod denkt, wird vom Bösen abgeschreckt, er wird die Versuchung überwinden. Er wird sich nicht in die irdischen Lüste einlassen, und er wird sein Glück nicht in vergänglichen Freuden suchen. Die griechische Sage berichtet, daß im Jahre 400 v. Chr. auf Syrakus in Sizilien ein Tyrann namens Dionys lebte. Dieser Tyrann hielt prächtige Mahlzeiten und feierte ein Fest nach dem anderen. Ein Freund namens Damokles bat, daß er einmal zugezogen würde zu diesem Feste. Dionys gewährte ihm diese Bitte. Er lud ihn ein und setzte ihm die besten Speisen und die kräftigsten Getränke vor. Als aber Damokles aufschaute, da sah er, daß über ihm ein Schwert mit einem Pferdehaar befestigt war, und in diesem Augenblick verging ihm der Appetit. Das berühmte Schwert des Damokles hat über ihm gehangen. Auch über uns hängt ein Damoklesschwert, das ist der Tod, der Tod, der jeden Augenblick eintreten kann. Ich weiß, daß ich sterben muß, aber ich weiß nicht wie, ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wo. Aber das eine weiß ich: Wenn ich in einer Todsünde sterbe, daß ich ewig verloren bin. Wenn ich aber in der Gnade sterbe, daß ich ewig gerettet bin.

Am vergangenen Donnerstag ist ein Herr, der auch zu uns gehört hat, in die Ewigkeit eingegangen, plötzlich und unversehen, Herr Herbert Dowitziak. Der Gedanke an den Tod kann uns vom Bösen abschrecken und zum Tun des Guten antreiben. Denn wenn wir noch Zeit haben, dann wollen wir auch die Zeit ausnützen. Wenn es uns noch möglich ist, Gutes zu wirken, dann wollen wir es auch tun. Uns Priestern wurde im Priesterseminar gesagt: „Feiern Sie jede Messe so, als ob es die letzte wäre!“ Ein richtiger, ein guter, ein vortrefflicher Gedanke: Feiern Sie jede Messe so, als ob es die letzte wäre! Nutzen Sie die Gelegenheit, noch einmal das Opfer Christi dem Vater im Himmel darzubringen und auf diese Weise unzähligen Menschen Segen zu schenken.

Zu dem Kaiser Karl V. kam eines Tages ein Oberst und bat um den Abschied. „Warum willst du den Dienst aufkündigen?“ fragte ihn der Kaiser. Der Oberst gab zur Antwort: „Ich möchte zwischen der Unruhe des Lebens und dem Tod noch Augenblicke der Besinnung haben, um mich auf den Tod vorzubereiten.“ Kaiser Karl V. hat diese Äußerung nie vergessen. Er nahm sich vor, dasselbe zu tun. Und so legte er im Jahre 1555 und 1556 seine Kronen – er besaß nämlich mehrere – nieder und zog sich in das Kloster San Juste in der Estremadura in Spanien zurück. Dort starb er nach zwei Jahren eines seligen Todes. Auch wir sollen die Zeit, die uns gegeben ist, noch benutzen, und wir sollen uns zu diesem Zweck oft erinnern lassen an den Tod. Wenn die Kirche die Totenglocke läuten läßt, wenn einer gestorben ist, dann sollten wir daran denken: Vielleicht bin ich der nächste. Wenn wir den Allerseelentag begehen, dann wissen wir mit hundertprozentiger Sicherheit: Einer von uns wird in den Tod hinabsinken als erster von dieser Gemeinde. Wenn wir am Aschermittwoch Asche auf die Stirn streuen, dann erinnert uns die Kirche: „Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und wieder zum Staube werden wirst!“ Wir erinnern uns an den Tod, wenn wir an Beerdigungen teilnehmen, und in dem Ri-

tus ist ja auch ein Gebet enthalten für den, der als nächster dem Verstorbenen folgen wird. Das Hineinschauen ins Grab ist heilsam für uns. Auf diese Weise werden wir an den Tod erinnert und aufgerufen, die verbleibende Zeit auszunutzen. „Kaufet die Zeit aus“, sagt der Apostel Paulus, „denn die Tage sind böse.“

Wir wissen von Heiligen, die durch besondere Erlebnisse, die mit dem Tod zu tun hatten, zur Bekehrung geführt worden sind. Der spätere Abt Silvester stand am Grabe eines Freundes, und da kam ihm der Gedanke: Was ich bin, das warst du. Was du bist, werde ich sein. Diese Erkenntnis hat ihn dazu gebracht, die Welt zu verlassen und sich in ein Kloster zurückzuziehen und dort ein heiligmäßiges Leben – auch in tätiger Wirksamkeit, nämlich als Beichtvater und Prediger – zu leben. Der Tod lehrt die Lebenden. Der Tod lehrt uns so zu leben, daß wir im Gericht bestehen können. Und wir können einander einen großen Dienst erweisen, indem wir uns gegenseitig an den Tod erinnern. Es ist nützlich, auf den Friedhof zu gehen, denn auf dem Friedhof kommen uns Gedanken an den Tod. Es ist nützlich, für die Verstorbenen zu beten, denn wir wissen, auch wir werden einmal in der Lage sein, daß für uns gebetet werden muß. „Lieber Heiland, sei so gut, lasse doch dein teures Blut in das Fegefeuer fließen, wo die Armen Seelen büßen. Ach, sie leiden bittere Pein, wollest ihnen gnädig sein!“

Viele von Ihnen kennen das Buch von der Nachfolge Christi, das Thomas von Kempen geschrieben hat. Thomas hatte einen Bruder namens Gerhard. Gerhard baute eines Tages ein Haus und lud seinen Bruder Thomas ein, es zu besichtigen. Thomas ging hin und schaute sich das Haus an. Dann sagte er: „Das Haus ist schön, aber es hat einen Nachteil.“ „Ja, welchen denn?“ „Der Nachteil liegt darin, daß es eine Tür hat.“ „Ja, aber“, sagte der Bruder, „das ist doch kein Nachteil, wenn ein Haus eine Tür hat.“ „Doch, denn durch diese Tür wird man dich einmal hinaustragen.“ Er erinnerte ihn also an den Tod, in dem er das Haus würde verlassen müssen. Und so müssen auch wir uns, wenn wir hineingehen in unsere Behausung und wenn wir aus ihr hinaustreten, immer daran erinnern: Einmal gehen wir zum letztenmal hinein, und einmal werden wir zum letztenmal hinausgetragen.

Wachsam sein und die Zeit ausnutzen! Im Lukasevangelium hat der Herr uns ein ergreifendes Gleichnis geliefert von dem reichen Bauern. Das Feld hatte gut getragen, überreichlich war die Ernte. Er sagte: Ich werde die Scheunen abreißen lassen und neue bauen für die überfließende Ernte. Und das tat er auch. Und dann sagte er: Wenn alles eingebracht ist, dann werde ich mich ausruhen, dann werde ich essen und trinken und es mir wohl sein lassen. Du Tor, sagte ihm Gott, du Tor! Heute nacht noch wird man deine Seele von dir fordern.

Memento mori – Gedenke an den Tod! Das ist eine große Weisheit. „Wenn du an die Letzten Dinge gedenkst, wirst du in Ewigkeit nicht sündigen“, so steht im Buche Sirach. Und wahrhaftig, der Gedanke an den Tod soll uns nicht entmutigen, soll uns nicht untröstlich machen, soll uns auch nicht verzagt machen, sondern er soll uns aufrufen, die Zeit, die uns gegeben ist, nützlich zu verbringen mit guten Werken, mit Abschied von den weltlichen Vergnügungen, mit Verzicht auf irdische Freuden, mit Hinwendung zum ewigen Ziel. Gott gibt manchen Menschen besondere Gnaden, um sie auf dieses Ziel hinzulenken. Der Gründer des Trappistenordens, Boutillier, erhielt eine solche Gnade. Er wanderte am Ufer der Seine, also jenes Flusses in Frankreich, an dem Paris liegt. Auf einmal löste sich von gegenüber ein Schuß und traf seine Jagdtasche. Da kam Boutillier zur Besinnung. Er sagte: Was wäre geschehen, wenn dieser Schuß mein Leben ausgelöscht hätte? Er bekehrte sich und wurde der Gründer des Trappistenordens. Ähnliches wird berichtet vom heiligen Norbert, dem Gründer der Prämonstratenser. Er war ein junger, leichtlebiger Graf, der sich das Leben angenehm machte. Er war auf der Jagd; da kam ein Gewitter, und ein Blitz schlug neben ihm ein. Er lag betäubt am Boden. Als er wieder zu sich kam, da erkannte er, daß Gott zu ihm geredet hatte, daß Gott ihn gemahnt hatte, sein leichtfertiges Leben aufzugeben und sich mit Eifer dem Dienste Gottes zu widmen. Er tat es, wurde der Gründer des Prämonstratenserordens und später Erzbischof von Magdeburg.

Meine lieben Freunde, wir wollen uns das Memento mori immer wieder vor Augen führen. Wir wollen arbeiten, als ob der heutige Tag der letzte wäre. Wir wollen uns hier auf Erden einrichten, aber so, wie es der Herr verlangt: „Die Welt ist eine Brücke. Gehe hinüber, aber baue nicht dein Haus auf ihr.“ Bereit sein ist alles, wenn es um den Tod geht. In Rom ist das Grabmal eines Kardinals zu sehen. Auf diesem Grabmal stehen die Worte „Ut moriens viveret, vixit ut moriturus“ - Damit er beim Tode anfangen zu leben, lebt er wie einer, der weiß: Ich muß sterben. Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Seele zwischen Ideal und Wirklichkeit

09.11.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Geliebte im Herrn!

Ein jeder hochgemute Geist spürt den Zwiespalt zwischen seinen idealen Vorstellungen und der Wirklichkeit. Je mehr ein Mensch sich der Heiligkeit nähert, oder je größer seine Begabung, ja seine Genialität ist, um so schmerzlicher spürt er diesen Zwiespalt, diese Tragik zwischen der hochgemuten Seelenstimmung und der umgebenden alltäglichen, banalen Wirklichkeit. Nun ist es ohne weiteres klar, daß eine solche Hochstimmung der Seele nicht jahrelang festgehalten werden kann. In jeder Seele gibt es Hochdruckstimmungen und Tiefdruckstimmungen. Ein jeder Mensch pendelt hin und her zwischen hochgemutem Sinn und Niedergeschlagenheit. Es wechseln also die Zustände ab. Dazu kommen noch die Einflüsse der Außenwelt, die auf den Menschen einwirken. Die hohe Stimmung, die Genialität, die Heiligkeit kommt ja zustande durch eine gewisse Einengung, indem man sich eben konzentriert auf bestimmte Bereiche der Wirklichkeit, auf einen Ausschnitt der Wirklichkeit. Und eine solche Einengung, eine solche Ausschneidung läßt sich immer nur mühsam und auf kurze Zeit aufrechterhalten. Dann macht sich die übrige Wirklichkeit gebieterisch bemerkbar, also das, was uns täglich anfällt, die körperlichen Befindlichkeiten, die alltäglichen Dinge, die Nahrungsaufnahme, die Wohnung, die Kleidung und vor allem die menschliche Umwelt. Das alles macht sich unweigerlich geltend und wirkt auf die Seele ein und lenkt sie ab von ihrer hochgemuten Innenschau.

So kommt es, daß alle religiösen Gemüter sich beklagen über die Zerstreuung, über die Ernüchterung, über die Erkältung ihres Innenlebens. Es ist bekannt, daß auch die erhabenste Kommunionstimmung, die glühendste Dankesgesinnung nach dem Empfang des Herrn bei Austritt aus dem Gotteshaus zertrümmert werden kann durch einen vergessenen Hausschlüssel oder ein verspätetes Frühstück.

Noch stärker ist die Ablenkung und die Enttäuschung, wenn der religiöse Mensch versucht, sein inneres Leben in die Außenwelt zu tragen, wenn er es darauf anlegt, die Entschlüsse, die er in seinem Inneren gefaßt hat, in die Praxis und in die Lebensform überzuführen. Er erkennt sehr rasch, daß es bei dem Heraustreten der Innenwelt in die Außenwelt einer gewissen Anpassung und Umgestaltung bedarf, einer Erweiterung oder Dämpfung oder Milderung des Ideals. Das ist ja die Tragik, meine lieben Freunde, das ist ja die Tragik aller Ideale, daß sie stets bei dem Versuch, sie zu verwirklichen, sich beträchtliche Abstriche gefallen lassen müssen. Sie werden aus ihrer Folgerichtigkeit abgelenkt, und das ist natürlich das große Leid eines Menschen, der solche Ideale in sich birgt. Er kann sich im äußeren Leben nicht so unbedingt und so radikal geben, wie seine innere Gesinnung es verlangt.

Wir haben die Beispiele der Heiligen vor uns. Der heilige Franz von Assisi versuchte die Ideale des Evangeliums buchstäblich zu erfüllen. Er meinte, daß die Anweisungen des Evangeliums so einfach und so klar und so einleuchtend seien, daß man sie in buchstäblicher Treue in die Wirklichkeit überführen könne. Aber die Menschen, auch die Menschen in der Kirche, die kirchlichen Oberen wollten das nicht dulden, und es ging ja auch wirklich nicht. Nichts besitzen, nur von Almosen leben, niemals mehr haben und behalten als der armseligste Bettler, auf alle äußeren Hilfsmittel und Sicherungen wie Wohnung, Kleidung und Nahrung verzichten, sich auch des geistigen Lebens, also der Bücher und der Veranstaltungen zu lernen entschlagen – das war praktisch unmöglich. Und so mußte auch Franziskus Anpassungen vornehmen, Zugeständnisse machen. Er mußte zusehen, wie Antonius studierte und ein Gelehrter wurde, und er selbst hat auch Konzessionen machen müssen. Er hat seinen Brüdern beispielsweise verboten, Empfehlungsschreiben von den Bischöfen entgegenzunehmen. Aber er selbst besaß ein Empfehlungsschreiben vom Sultan, das ihn bei den Muslimen empfehlen sollte, und er zeigte es vor und dazu das silberne Horn, das ihm der Sultan geschenkt hatte.

Der wichtigste Teil der Außenwelt ist das soziale Umfeld, also das sind die Menschen, unter denen wir leben, und die haben ihre eigenen Gesetze und Formen und Notwendigkeiten. Niemals kann der

Mensch eines hochgestimmten Ideals seine Visionen ungetrübt den anderen Menschen aufprägen und übertragen. Er wird immer in Gegensatz zu den gesellschaftlichen Formen geraten und vielleicht versuchen, sie zu ändern, sie umzugestalten, sie anzugreifen. Aber ein jeder hat bisher erkennen müssen, daß er sich für lange Zeit, oft für immer an Einrichtungen halten mußte, die er innerlich verurteilte, unter denen seine Seele litt und die er vielleicht für schlecht und gottwidrig hielt. So hat auch unser Herr und Heiland Jesus Christus unter den sozialen Zuständen seiner Zeit gelitten, unter der Zerrissenheit des jüdischen Volkes, unter der Herrschaft der römischen Gewalthaber, unter den Leiden der Frauen und Kinder, unter der Heuchelei der Pharisäer. Und doch hat er nach außen keinen Schritt getan, um diese Weltzustände umzustürzen. Er hat die Gesinnungen ändern wollen und über den Weg der Gesinnungen auch die Zustände. Alle übereifrigen Reformversuche, alle leidenschaftlichen Versuche, die Umstände zu ändern, führen in die Irre. Das hat es zur Zeit der Armutsbewegung des heiligen Franz auch schon gegeben. Andere neben ihm versuchten, die Armut zu leben, aber sie glitten ab in die Häresie, die Albigenser und die Waldenser. Sie verwarfen die Ehe, sie verurteilten den Eid, sie empörten sich gegen die Obrigkeit, die harte, gewiß auch ungerechte Obrigkeit. Aber all das war nicht der Weg, den der heilige Franziskus ging. Er mußte lernen, daß man hochgespannte Ideale nicht ohne demütige Anpassung an die Wirklichkeit und nicht ohne kluge Überleitung in die Wirklichkeit überführen kann. Selbst seine Armen, seine Gefolgsleute, haben erfahren müssen, daß das arme Volk einen harten Rechtszustand einem anarchischen Liebeswillen vorzieht. Selbst ein grausamer Rechtszustand ist besser als ein völlig anarchischer Liebeswille, der sich an keine Regeln hält. Und so ergibt sich mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes, daß ein ganz lauterer und gerader Wille nur im Innenleben seine Heimat haben kann. Nur die innerste Gesinnung, die kann dem Ideal nachleben. In der Gesinnung darf man das Ideal, soll man das Ideal rein und ungetrübt verwirklichen. Sobald es in die Außenwelt tritt, muß es sich an die Erfordernisse der Außenwelt anpassen.

Da könnte einer sagen: Ja, aber hat nicht der Herr seinen Jüngern bei der Aussendung gesagt, sie sollten keine zwei Röcke mitnehmen, keine Tasche und nicht einmal einen Stab? Ja, wie sollten sie dann ihre Sendung vollziehen? Ich bin überzeugt, daß man diese Worte nicht wörtlich, nicht buchstäblich verstehen darf. Der Herr wollte, daß sie ihre Sendung anträten in völliger innerer Losgelöstheit, daß sie sich nicht auf Besitz und auf irgendwelche irdischen Hilfsmittel versteifen sollten. So, meine ich, ist diese Anweisung des Herrn gemeint. Sie drückt die reine Selbstlosigkeit aus, in der die Jünger ihren Dienst versehen sollten. Ganz reife Geister haben auch immer verstanden, daß nicht in der radikalen Verwirklichung des Ideals die Lösung liegt, sondern in der weisen Anpassung, daß das Zeichen eines wirklich erleuchteten Geistes darin gelegen ist, daß er zur rechten Zeit Ausnahmen – und das heißt Anpassungen – vornehmen kann.

Auch die Psychiatrie zeigt uns, daß die buchstäbliche, die peinliche, sklavische Gewissenhaftigkeit, die jedes Gesetz und jede Regel erfüllen will, daß diese sklavische Gewissenhaftigkeit, der es an geistiger Elastizität gebricht, dazu führt, daß solche Menschen kleinlich und eng werden, daß sie auf Winzigkeiten bestehen und beharren, ja daß sie sogar böse und unduldsam werden, eben aus dieser pharisäischen, sklavischen Festhaftung an dem Buchstaben des Gesetzes. In der weisen und redlichen Anpassung liegt die größere Heiligkeit als in der brutalen und radikalen Durchsetzung des Prinzips. Nicht im Radikalismus des Prinzips zeigt sich die Bewährung der Heiligen, sondern im Radikalismus des liebenden und von der Liebe getragenen Selbstverzichtes.

Eine zweite unerschöpfliche Quelle des Mißverstehens, der Tragik, des Leidens eröffnet sich für Menschen hoher Ideale, wenn sie mit anderen Menschen, die ebenfalls hochgesinnt sind, zusammen treffen. Auch wenn gesinnungsgleiche oder gesinnungsähnliche Menschen sich begegnen, gibt es Leid und Kampf. Denn ihre Ideale erfahren dann eine Kränkung, eine Krümmung. Im Leben des heiligen Franz sind sich einmal zwei Heilige begegnet, nämlich Dominikus und Franziskus, und sie mußten erkennen, daß sie nicht zusammenfinden konnten. Sie mußten begreifen, daß sie getrennte Wege gehen mußten. Sie hatten verschiedene Ideale und verschiedene Wege zu diesen Idealen, und es zeigt ihre geistige Freiheit, daß sie auseinandergingen, daß sie eine je eigene Vorstellung von dem Leben in Armut und Christusnachfolge hatten. Aber auch Franziskus und seine eigenen Brüder haben sich nicht in jeder Hinsicht und immer und vollkommen verstanden. Es gab nur ganz wenige, die ihm bis ins Letzte treu sein wollten und vielleicht auch treu waren; viele andere konnten nicht mit ihm gehen,

wenn er ganz tief in Gott hingeegeben war. Und er selbst hat es begriffen. Er hat sich von ihnen zurückgezogen, er ist vor ihnen geflohen, weil er nicht den Mut hatte, sie anzugreifen.

Jede Innerlichkeit ist eben etwas Einmaliges, und sie läßt sich nicht auf einen anderen übertragen. Wegen dieser Einmaligkeit hat die Innerlichkeit auch ihre Perioden, ihr Auf- und Abwogen. Und deswegen gibt es Stunden, in denen selbst die Heiligen sich nicht verstehen. Auch unter Heiligen gibt es Konflikte. Und nicht nur das Innere der Menschen ist ja verschieden, sondern auch das Äußere. Wie einer spricht, wie einer geht, wie einer lacht, wie einer weint, wie er einen Stuhl rückt oder eine Tür zumacht, das sind lauter Quellen des Auseinanderstrebens. Das sind lauter Anlässe der gegenseitigen Entfernung und Entfremdung.

Das innere Gesetz der Liebe mag genügen, um Menschen zu einer Gemeinschaft zusammenzuführen. Aber es genügt nicht, um daraus einen geschlossenen Verband zu machen. Dazu ist eine Regel notwendig, die das äußere Verhalten dieser seelisch verbundenen Menschen aufeinander abstimmt. Es bedarf der Ordnung, der Satzungen, der Übereinkünfte, es bedarf der Organisation. Selbst die Ehe, meine lieben Freunde, die an sich von Liebe erfüllte und ungetrübte Gemeinschaft, bedarf zu ihrer praktischen Auswirkung und zu ihrem dauernden Bestand gewisser gegenseitiger Abmachungen, an die sich beide Teile halten. Kein Teil darf rücksichtslos den Eingebungen des eigenen Herzens folgen.

Franziskus, der Heilige von Assisi, hat versucht, eine solche Regel zu geben. Er hat sie mehrfach zu geben versucht, und seine Versuche sind immer gescheitert. Was er von sich gab, das waren ekstatische Ergüsse, aber es waren keine Normen, es war keine auf Organisation und Ordnung bedachte Regel. In seinem Orden freilich fanden sich die Männer, die fähig waren, dem Orden eine Regel zu geben. Aber Franziskus selbst war dazu unfähig, und seine Brüder klagten darüber, daß seine Regeln unbrauchbar seien. Sie haben sie zum Schluß gar nicht mehr gelesen.

Es muß also der hochgespannte Idealismus auch in harte und nüchterne Normen gefaßt werden. Die gotterfüllte Innerlichkeit kann sich nicht ohne weiteres in die Wirklichkeit umsetzen, in das äußere Verhalten. Die ungeminderte Auswirkung des Inneren würde zerstörend wirken. Und es bedarf deswegen der Normen, die das geregelte Zusammenleben der Gemeinschaft binden. Nur auf dem Wege der Normativität kann eine Gemeinschaft zur Genossenschaft werden. Es braucht einen Zweck, und es braucht eine Organisation, um die Gemeinschaft dauerhaft leben zu lassen. Diese äußeren Formen, diese äußeren Forderungen sind ja auch nicht nur hemmend. Auch das Genie bedarf ihrer. Das Genie wird durch diese äußere Wirklichkeit nicht bloß gehemmt, sondern auch gefördert. Ja, die äußere Ordnung ist so notwendig, daß in einem völlig anarchischen Bereich, in einer völlig anarchischen Welt auch das Genie keinen Platz, keine Möglichkeit der Entfaltung finden würde. Das ist auch der Grund dafür, weshalb die Kirche eine Rechtskirche sein muß. In dieser Rechtskirche kann sich das religiöse Leben entfalten, aber es wird gleichzeitig vor Formlosigkeit und Zuchtlosigkeit bewahrt. Wenn es heute Kräfte, Gruppierungen, Persönlichkeiten in der Kirche gibt, welche das Recht der Kirche und das Rechtsleben der Kirche beklagen, dann kann ich nur mit meinem Kollegen, meinem verstorbenen Kollegen Keßler in Münster sagen, der auf den Vorwurf, die Kirche sei ja eine Rechtskirche, geantwortet hat: „Ja, wäre sie es nur!“ Er hat es nicht bedauert, daß die Kirche eine Rechtskirche ist, er hat es heiß ersehnt. Denn zu oft hat er beobachten, daß das Recht mit Füßen getreten wird. Allenthalben treffen Sie diese Exzesse, diese Auswüchse, die sich vom Recht befreien wollen und dadurch zur Verwirrung führen. Selbst in der nordischen Diaspora kommen solche Fälle vor. In dem jüngsten Heft des Ansgarius-Werkes, das sich ja die Sorge um die nordische Diaspora zum Ziel gesetzt hat, wird berichtet von einem Pfarrer, der jahrelang völlig willkürlich den Gottesdienst gestaltete, bis endlich, endlich der Bischof eingriff und ihn abberief.

Nein, meine lieben Freunde, hochgemutes Innenleben darf unangetastet bleiben. Aber sobald es nach außen tritt, muß es sich damit abfinden, daß es in Regeln gefaßt wird und daß diese Regeln unverbrüchlich gelten müssen, damit die Gemeinschaft auch zu einer Gesellschaft wird, damit aus dem gemeinsamen Geist auch ein gemeinsames Tun erwachsen kann. Gewiß, es werden immer Spannungen, vielleicht sogar unlösbare Spannungen zwischen Innenwelt und Außenwelt, zwischen Körper und Geist, zwischen Einzelmensch und Gesellschaft, zwischen Wollen und Tun, zwischen Gedanken und Wirklichkeit bleiben. Und es sind gerade die großen Menschen, die genialen, die schöpferischen, die heiligen Menschen, die unter diesem Zwiespalt leiden. Jeder Mensch, der die Stigmata Jesu Christi in

seiner Seele trägt, bekommt auch wunde Hände und wunde Füße, wenn er irdischen Boden betreten und irdische Dinge anrühren muß.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Grenzen und Schwächen des menschlichen Bewußtseins

16.11.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Geliebte im Herrn!

Der Verkehr hat zugenommen, die Wagen drängen sich auf den Straßen, und so bedarf es der Ausweichstellen, damit im erforderlichen Falle die Wagen sich nicht gegenseitig ins Gedränge kommen und beschädigen. Ausweichstellen braucht es.

Ähnlich ist es in der Seele. Auch da drängen sich die Gedanken, die Eindrücke, die Gefühle, die Bestrebungen, und es gibt Menschen, die suchen sich künstlich Raum zu schaffen, indem sie sagen: Ich kann mich nur meiner Arbeit widmen, oder ich kann mich nur meiner Familie widmen, oder ich kann mich nur meiner Gesundheit widmen, für anderes habe ich keine Zeit. Durch solche Einschränkung entsteht eine bedenkliche und ungesunde Gefährdung des Bewußtseins. Der Mensch, der sich auf diese Weise von weiten Bereichen der Wirklichkeit trennt, lebt gefährlich. Notwendig ist nicht die Einengung des Bewußtseins, notwendig ist seine Verbreiterung. Es muß Ausweichstellen geben, Ausweichstellen für Gegenstände, die wir nicht bezwingen können oder die wir nicht erzwingen können. Und solche Wirklichkeiten gibt es. Es gibt Dinge, die wir nicht bezwingen können, und es gibt Dinge, die wir nicht erzwingen können.

Die erste Gruppe sind Wirklichkeiten, Ereignisse, Dinge, die wir nicht bezwingen können, weil sie einfach sich nicht beiseite schaffen lassen. Sie sind hartnäckig. Wie sagt Lenin: „Tatsachen sind hartnäckige Dinge.“ Und solche Dinge gibt es, die also nicht beiseite geschafft und auch schwer oder gar nicht ertragen werden können. Wir würden an ihnen zerbrechen, oder wir würden an ihnen verbluten, wenn wir sie so, wie sie sind, in die Seele aufnehmen müßten. Es muß für diese Dinge Ausweichstellen geben. Der Mensch hat nämlich eine doppelte Versuchung gegenüber den Dingen, die er nicht bezwingen kann. Die erste Versuchung ist, sie zu verdrängen. Er tut so, als ob sie nicht da wären; er versucht sie aus seinem Bewußtsein hinauszudrängen. Es gibt viele Menschen, die das Unangenehme, die das Unbequeme einfach nicht wahrhaben wollen und es zu verdrängen suchen. Krampfhaft wehren sie sich gegen bestimmte Ereignisse, Vorstellungen, Wirklichkeiten, Bewußtseinsinhalte und suchen sie zu verdrängen oder suchen sie zu unterdrücken. Das gilt zum Beispiel für gewisse Phantasievorstellungen, die sich immer wieder eindringen. Die Menschen denken, es sind Versuchungen, in Wirklichkeit aber sind es in der Regel Zwangsvorstellungen, Zwangsvorstellungen, die sich eindringen, die peinlich oder sündhaft erscheinen und die man durch Unterdrückung zum Verschwinden bringen möchte. Die Verdrängung ist immer künstlich, eine künstliche Verengung des Bewußtseins, und ihre Folge ist eine Selbstverstümmelung des Menschen, eine innere Verbiegung, eine unnatürliche und krampfhaftige Haltung der Seele, eine unaufhörlich quälende Angst, nämlich daß diese Vorstellungen doch wieder kommen könnten, auch eine Minderwertigkeitsempfindung. Und tatsächlich, durch Verdrängung läßt sich nichts erledigen, meine lieben Freunde. Das Verdrängte kommt immer wieder hoch. Es kehrt sogar mit verstärkter Hartnäckigkeit in das Bewußtsein zurück, in seiner ursprünglichen Gestalt oder in einer Verkleidung.

Eine zweite Weise, mit unbequemen Dingen fertig zu werden, ist die Flucht- die Flucht. Man will der unbequemen Tatsache entgehen, indem man die äußeren Lebensumstände wechselt. Das ist allbekannt bei Verbrechern. Verbrecher suchen ein anderes Land auf, in dem sie untertauchen möchten, um der Strafverfolgung zu entgehen. Aber wenn der flüchtige Tatbestand in der Seele selbst begründet ist, dann nimmt ihn ja der Flüchtige mit. Der Fliehende trägt den Feind in sich selbst und trägt ihn mit sich mit. Und doch wird solche Flucht immer wieder versucht, zum Beispiel bei jemandem, der mit seinem Beruf nicht zurechtkommt. Er wechselt den Beruf, er geht von einem Beruf zum anderen über, er bringt für jeden Beruf nur geringe Begabung mit, und so sattelt er um und sucht eine endgültige Lösung zu finden und findet sie nicht. Ähnlich ist es mit Menschen, die mit ihrer Umgebung nicht zurechtkommen. Sie suchen fortwährend ihre Umgebung zu wechseln. Hastig und gereizt wechseln

sie die Dienstboten oder die Vorgesetzten oder die nächsten Familienangehörigen, den Gatten oder die Gattin und meinen, auf diese Weise könnten sie Ruhe finden. Weit gefehlt! Die Flucht ist vor allem dann aussichtslos und gefährlich, wenn sie einem Bewußtseinsvorgang, einem Gefühlsvorgang, einer Idee gilt. Man kann Menschen beobachten, die ihrer Traurigkeit dadurch zu entgehen versuchen, daß sie in gemachter Lustigkeit sich ergehen. Es gibt Menschen, die furchtsam sind und die die Angst übertönen wollen durch vorlautes und überlautes Wesen. Es gibt Menschen, die schüchtern sind und ihr Verzagen und Versagen durch aufdringliches, ja schroffes Gebaren zu übertünchen versuchen. Alle diese glauben, durch irgendeinen äußeren Wechsel die innere Bedrohung aufheben zu können, aber das gelingt nicht. Die Wirklichkeit läßt sich nicht durch Verleugnung, durch Verkennung oder Unterdrückung beseitigen. Die Wirklichkeit bleibt bestehen.

Ja, wie kann man aber eine solche schwer zu ertragende, unerträgliche Wirklichkeit ertragen? Wie kann man sie überwinden? Nun, meine lieben Freunde, indem man Ausweichstellen sucht, d.h. indem man eine neue Wirklichkeit ins Bewußtsein aufnimmt, ohne daß die bestehende Wirklichkeit dadurch beseitigt wird. Aber die neue Wirklichkeit überformt die lästige, die drohende Wirklichkeit. Das Bedrohliche wird eingefügt in einen größeren Zusammenhang und erfährt dadurch eine deutliche Berichtigung. Es wird seiner gefährlichen Größe entkleidet und auf seine wirkliche Bedeutung zurückgeführt.

Einige Beispiele für das, was mit diesen Ausführungen gemeint ist. Körperliche Schmerzen, Qualen, Entbehrungen, Mühsale, die für sich allein unerträglich wären und den Menschen aufreiben würden, werden erträglich, ja manchmal sogar leicht erträglich, wenn sie eingebettet werden in den Raum einer großen Liebe. Eine wirklich liebende Frau vermag schier Unmenschliches zu ertragen um des Geliebten willen. Ähnlich ist es im religiösen Bereich. Ein Martyrer oder Bekenner vermag kraft seiner hochgespannten Christusliebe selbst unmenschliche Qualen zu ertragen, auf sich zu nehmen und hinzunehmen. Die Schmerzen des leiblichen Lebens werden gegenüber den inneren Tröstungen als gering empfunden. Und noch ein drittes Beispiel: Demütigungen, Zurücksetzungen, Ungerechtigkeiten treffen jeden Menschen, manchmal von erschreckendem Ausmaß. Wir erleben es ja jetzt in der Politik, wie solche Ungerechtigkeiten begangen werden. Wie kann man damit fertig werden? Die einzige Möglichkeit, sie zu ertragen, besteht darin, daß man Gott dafür dankt, daß man sie hinnimmt aus Gottes Hand, daß man sagt mit dem Psalm 118: „Es ist gut für mich, daß du mich gedemütigt hast. Es ist gut für mich, daß du mich geschlagen hast. Es ist gut für mich, daß du mich diese Zurücksetzung hast erleben lassen.“ Das gilt auch, meine lieben Freunde, für unseren Kampf gegen die Zersetzung und Zerstörung in der Kirche. Wir werden ob unseres Kampfes gedemütigt, verlacht, verspottet. Wir haben wenig Aussicht, uns durchzusetzen. Als diese Zerstörung in der Kirche begann und ich mich dagegen zu wehren vornahm, da sagte meine alte Mutter zu mir: „Du kannst es allein auch nicht aufhalten.“ Gewiß, durchaus richtig. Du kannst es allein auch nicht aufhalten. Aber wir wollen unseren Beitrag leisten, um es aufzuhalten. Wir wollen das tun, was uns möglich ist, um nicht vor Gott, vor der Geschichte und vor den Menschen, die uns kennen, als Verräter und Feiglinge dazustehen. Wir können es nicht aufhalten. Gott weiß es – so ist es. Aber wir wollen deswegen nicht verzagen und versagen. Wir wollen Ausweichstellen schaffen, indem wir unsere Kräfte einsetzen, solange wir können, solange ein Atem in uns ist, und wollen nicht nachgeben und wollen nicht weichen und wollen nicht wanken. Es soll einmal heißen: Es gab noch gläubige katholische Christen, die ihr Knie vor Baal nicht gebeugt haben.

Der flüchtige und der verdrängende Mensch verleugnet die gefährliche Wirklichkeit. Der umfassende Mensch, der sich Ausweichstellen geschaffen hat, der nimmt die Wirklichkeit wahr, nimmt sie auf, verbirgt sich nicht vor ihr und macht sich keine rosarote Illusionen, sondern sucht sie nach seinem Vermögen und nach seiner Kraft umzugestalten. Das ist der Fall mit den Wirklichkeiten, die wir nicht bezwingen können, weil sie eben mächtiger sind als wir.

Es gibt aber auch Wirklichkeiten, die wir nicht erzwingen können, die wir also nicht herbeischaffen können, die wir nicht verwirklichen können, Wirklichkeiten, die wir hervorbringen sollen und uns aneignen sollen, die aber, wie wir gleich sehen werden, nicht in unserer Macht stehen. Zu diesen unerzwinglichen Dingen gehört alles, was persönlichster Art ist, was zu unserem Seelenleben gehört, was von allerpersönlichstem Wert ist, also zum Beispiel das Vertrauen. Vertrauen kann man nicht

erzwingen, Vertrauen kann man nicht fordern. Wir können uns auch über den Mangel an Vertrauen nicht beklagen. Vertrauen muß wachsen, Vertrauen muß geschenkt werden. Wir können es nicht unmittelbar suchen und zu gewinnen versuchen. Gerade wenn man es absichtlich darauf anlegt, Vertrauen zu gewinnen, zieht sich der Mensch zurück, denn er ist verstimmt. Ähnlich ist es mit der Liebe. Natürlich kann Gott die Liebe gebieten als Tat, aber das, was die Liebe eben wesentlich ausmacht, also das Überfließen der Seele, das Gefühl, diese lebendig gespürte Verbundenheit, diese Neigung, diese Liebe kann nicht geboten, kann nicht gefordert und kann auch nicht erzwungen werden, am wenigsten durch direktes Werben oder gar durch Überredungsversuche. Der Mensch, der das versuchen würde, der wird schnell unleidlich, so daß das Gegenteil eintritt und er nicht einmal mehr von der allgemeinen Nächstenliebe umfaßt wird. Ähnlich ist es auch mit der Inspiration, mit der Eingebung. Die künstlerische oder die wissenschaftliche Inspiration, die Eingebung, kann nicht erzwungen werden. Der Mensch muß still und demütig auf sie warten. Er weiß, daß sie ungreifbar zurückweicht, wenn er sie mit harter Hand erfassen will. Diese Eigenart des Unerzwingbaren haben alle höheren Bewußtseinszustände, alle besonderen Ergriffenheiten, Erhobenheiten, Lebendigkeiten unserer Seele. Sie alle können nicht von uns erzwungen werden. Das gilt auch von den religiösen Erlebnissen und Zuständen. Auch sie, meine lieben Freunde, lassen sich nicht erzwingen. Die religiöse Aufgeschlossenheit und Ergriffenheit der Seele, das Bewußtsein der Gottesnähe und der Gottverbundenheit, all das kann nicht unmittelbar beschafft oder erzwungen werden. Der Mensch kann danach verlangen, er kann darum beten, er kann sich dafür zurüsten, gewiß. Aber er kann es nicht durch irgendeine Mechanik ergreifen und erlangen, denn dann zieht es sich zurück.

Aber was nicht erzwungen werden kann, das kann doch geschenkt werden. Es kann geschenkt werden, aber nur dem Menschen, der nicht plump und dröhnend seine Hand danach ausstreckt, sondern der darauf wartet, der in Demut – in Demut – darauf wartet, der sich die Offenheit, die Empfänglichkeit, die Bereitschaft für die Stunde der Inspiration bewahrt, wenn sie je kommen sollte.

Das Gesetz von der Notwendigkeit seelischer Ausweichstellen gilt auch für die religiösen Zustände, Erfahrungen und Leistungen. Der religiöse Mensch darf nicht unaufhörlich und ohne jede Unterbrechung danach streben, sein Bewußtsein mit dem Gottesgedanken zu erfüllen. Das versuchen ja unerleuchtete Geister und kleine Seelen. Sie zählen die Stunden und Augenblicke, die sie auf Gott verwenden. Durch solche Anhäufung allein kommt man dem Ziel einer ununterbrochenen Vereinigung mit Gott nicht näher. Im Gegenteil, man entfernt sich davon. Denn gerade die Absichtlichkeit, die Zudringlichkeit, die pedantische Forderung schließt die Seelen zu, nimmt ihnen die Aufgeschlossenheit für den Augenblick der Gnade. Auch der Heilige, wenn er wirklich ein Heiliger ist, d.h. ein gottbegnadeter, gotterfüllter und gottergebener Mensch, bedarf solcher Ausweichstellen vor Gott. Auch er kann nicht immer und unmittelbar und ohne Unterlaß auf Gott zugehen; er muß auch an Gott vorbeigehen können, er muß auch um Gott herumgehen können, und das ist eben die Betätigung an den Menschen und mit den Menschen. Die täglichen Bedürfnisse des eigenen Lebens und die täglichen Bedürfnisse der anderen Menschen sind notwendig, damit er den nötigen Raum in der Seele schafft, um Gott zu finden, damit er den nötigen Abstand gewinnt, auch von den göttlichen Dingen; denn ohne diesen Abstand würden alle seine Bewegungen kümmerlich und kurz bleiben. Es ist also die ehrfurchtsvolle Ferne, die uns zu den unerzwinglichen Dingen führt, die demütige Scheu, das geduldige Harren, das schweigende Vorübergehen. Und es ist die große Weite, das offene Aufnehmen und Hineinnehmen, das uns fähig macht, die unbezwinglichen, die unerträglichen Dinge aufzunehmen. Beide Arten von Ausweichstellen sind begründet in einer tiefen Demut vor der Wirklichkeit, Demut vor der Wirklichkeit, wie sie auch beschaffen sein mag. Nur der Mensch, der sich vor der Wirklichkeit neigt, vermag mit unbezwinglichen und unerzwinglichen Dingen fertig zu werden. Wer das nicht vermag, der zerbricht oder verarmt, der kann nicht empfangen, und der kann auch nicht tragen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Einfluß der Wissenschaft auf die Lebensverhältnisse

23.11.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Jahre 1952, als ich Dienst in der Deutschen Demokratischen Republik tat, kam eines Tages ein Angehöriger der Volkspolizei ins Pfarramt und erklärte seinen Kirchenaustritt. Er habe jetzt, sagte er, eine wissenschaftliche Weltanschauung. Damit meinte er den Marxismus-Leninismus. Mit dem Wort Wissenschaft wird Großes auf Erden geschaffen, aber mit dem Wort Wissenschaft wird auch viel Unheil angerichtet und Unfug getrieben. Wissenschaft ist die methodische Erforschung der Wirklichkeit. Wissenschaft hat es mit Wahrheit zu tun; sie will die Wahrheit aufdecken, die Wahrheit in der Natur, die Wahrheit in der Geschichte, die Wahrheit im Menschen.

Nun wird die Forderung erhoben, die Wissenschaft solle dem Leben dienen, sie solle lebensnah und lebenskräftig sein. Diese Forderung ist ja nicht falsch. Wie läßt es sich vereinen, daß die Wissenschaft der Wahrheit dient und gleichzeitig dem Leben? Wir fragen zunächst: Was ist denn unter Leben gemeint, wenn wir sagen, die Wissenschaft soll dem Leben dienen? Nun, zunächst einmal kann man unter Leben nichts anderes verstehen als die Wirklichkeit, zu der die Wissenschaft eben eine Beziehung sucht und findet. In einem zweiten Sinne ist Leben die Aufgabe, die uns gestellt ist, und diese Aufgabe soll ja durch die Wissenschaft erleichtert werden. In einem dritten Sinne kann man unter Leben den geistigen Besitz verstehen, den wir unser eigen nennen, also einen seelischen Besitz, dem die Wissenschaft Inhalt und Dasein verleiht.

Der erste Sinn von Leben ist die Wirklichkeit. Die Wissenschaft ist die systematische und methodische Erforschung der Wirklichkeit; sie ist Wahrheitserkenntnis. Wahrheit ist die aufgedeckte, von uns aufgedeckte und erkannte Wirklichkeit. Die Wissenschaft, die am nächsten an der Wirklichkeit ist, die hat auch die größte Lebensnähe. Allerdings muß man sich hier vor Fehlschlüssen hüten. Jede Wissenschaft, meine lieben Freunde, besteht aus gesicherten Ergebnissen, aus Theorien, aus Hypothesen, aus Vermutungen und aus Irrtümern. Es ist niemals so, daß eine Wissenschaft nur aus gesicherten Ergebnissen bestände, sondern es kommen diese genannten anderen Weisen von vorläufiger Erkenntnis hinzu, Theorien, Hypothesen, Vermutungen und – Gott sei es geklagt – auch Irrtümern. Von allen Wissenschaften kommt wohl die Naturwissenschaft der Wirklichkeit am nächsten, so scheint es. Sie scheint den größten Wahrheitsgehalt zu haben, also auch die größte Lebensnähe. Die Naturwissenschaft in ihren verschiedenen Zweigen, der Biologie, der Physik, der Chemie, diese Naturwissenschaft führt uns tatsächlich in das Leben hinein. Die Geisteswissenschaften haben nicht diese so nahe Beziehung zum Leben. Ich denke vor allem an die Philosophie. Die Vielfalt der Systeme, die sich gegenseitig widersprechen und aufheben, die zahllosen Schulen und Richtungen zeigen schon, daß der gesicherte Wahrheitsertrag der Philosophie denkbar gering ist. Man kann ihn auf wenige Sätze beschränken, und zu deren Gewinnung reicht häufig schon der gesunde Menschenverstand.

Unabhängig von dem Gebrauch, den wir von der Wirklichkeit machen, gibt es eine hierarchische Gliederung der Wirklichkeit, eine Spitze und einen Sockel. Auf der Spitze der Wirklichkeit steht Gott, Gott in einsamer Größe und einzigartiger Fülle des Seins, unter ihm die geistigen Wesen bis hinab zu dem dumpfen Stoff der Materie. So erwächst eben auch der Wissenschaft eine verschiedene Wirklichkeitsnähe, eine verschiedene Lebensnähe. Die verschiedenen Zweige der Wissenschaft nähern sich in verschiedener Weise der Wirklichkeit. Die Theologie beispielsweise hat nur wenige und schwache Beziehungen zu der Wirklichkeit, aber dieser schwache und spärliche Widerhall, den Gott in ihren Gedanken und Formeln gefunden hat, ist doch von ungleich höherem Daseinsgehalt als die Erkenntnisse der Naturwissenschaft oder der Geschichtswissenschaft. Das, was sie uns vermittelt, ist von erheblich größerer, ja unvergleichlicher Bedeutung gegenüber dem, was uns Natur- und Geisteswissenschaften zu vermitteln haben.

Die zweite Bedeutung des Lebens ist die Aufgabe, die uns gestellt ist, das Leben als etwas zu Formendes, als etwas zu Gestaltendes, also eine Wirklichkeit, die erst werden soll und deren Werden eben von der Wissenschaft abhängt. Lebensnahe Wissenschaft ist in diesem Sinne eine Hilfe zur Lebensgestaltung. Diese Hilfe kann in doppelter Weise geschehen, zunächst einmal unmittelbar. Ohne absichtliche Lenkung bestimmt die Wissenschaft unsere Lebensverhältnisse. Denken wir an die gewaltigen Umwälzungen, welche die Naturwissenschaften seit 300 Jahren uns bereitet haben. Angefangen von der Entdeckung der Gesetze des freien Falls bis zu unserer Atomphysik und zu unseren Reisen zu fernen Planeten hat sich eine ungeheure Wirklichkeit aufgetan und hat damit auch unser Leben geprägt. Wir sind durch das, was die Wissenschaft uns eröffnet hat, in irgendeiner Form geprägt worden. Man kann diese Prägung zusammenfassen: Wir sind abhängig geworden von der Maschine. Die Maschine ist es, die der Segen und der Fluch unseres Lebens ist. Daß die Maschine ein Segen ist, leuchtet allen ein, denn sie hilft uns, schwere Arbeiten abzunehmen. Als in der dreißiger Jahren die Autobahnen gebaut wurden, da traten Zehntausende von Arbeitern mit Hacke und Schaufel an. Heute besorgen riesige Straßenbaumaschinen dieses schwere Werk. Und daß Maschine auch ein Fluch sein kann, sehen wir daran, daß durch die Maschine Arbeitsplätze wegrationalisiert werden, wie man heute sagt. Wo früher zehn Mann arbeiteten, bedient heute einer eine Maschine. Der schlesische Dichter Gerhard Hauptmann hat in seinem Drama „Die Weber“ geschildert, wie in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Handweber im schlesischen Gebirge einen Aufstand machten, weil die meschanische Weberei aufkam. Die mechanische Weberei entzog ihnen die Aufträge, und so sind sie in die Fabriken gezogen und haben die mechanischen Webstühle zerstört. Die Technik auch als ein Fluch, die Maschine auch als ein Fluch für den Menschen.

Die zweite Art, wie Wissenschaft dem Leben hilfreich sein kann, lebensgestaltend sein kann, ist der bewußte und gewollte Gebrauch, den die Menschen von wissenschaftlichen Erkenntnissen machen. In diesem Sinne sind wir ja alle aufgerufen, unser Leben nach wissenschaftlichen Erkenntnissen zu formen. Ich denke etwa an die Nahrungsaufnahme; die soll nicht blindlings und nach Geschmack erfolgen, sondern nach wissenschaftlichen Regeln. Die Speisen sollen uns dienlich sein, und wir wissen, was uns dienlich ist. Wir wissen auch, was uns nicht dienlich ist. Wir sollen in unserem Leben die Hygiene beobachten. Schon Kinder werden angeleitet, nicht mit ungewaschenen Händen das Brot anzufassen. Das ist richtig. Die Wissenschaft lehrt uns, wie wir das Leben gestalten können. Und schließlich gibt es Menschen, die meinen, eine wissenschaftliche Weltanschauung gefunden zu haben wie der Volkspolizist in der Ostzone. Freilich war diese Meinung mit Sicherheit falsch, denn der Marxismus-Leninismus ist keine wissenschaftliche Weltanschauung, er ist eine Ideologie. Das heißt, er ist ein Gemächte von Menschen, das geschaffen worden ist, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Seine Beziehung zur Wirklichkeit ist außerordentlich schwach. Es ist gewiß nicht alles falsch, was der dialektische und der historische Materialismus zutage gefördert haben, aber es ist einseitig, und dadurch wird das ganze irrig.

Viele Wissenschaften dienen unserer Lebensbewältigung. Ich denke etwa an die Medizin, die eine rein praktische Wissenschaft ist; ich denke an die Pädagogik, die uns lehrt, wie man Menschen erzieht, Menschen führt; ich denke an die Soziologie, die uns verstehen lehrt, wie Gruppen aufgebaut sind, wie es in ihnen auch Gesetze gibt, zum Beispiel das eherne Gesetz, das Robert Michel entdeckt hat, das eherne Gesetz der Oligarchie: In allen Gruppen, in allen Gemeinschaften gibt es immer (nur) wenige, die führen. Das setzt sich immer durch und wird immer so bleiben. Diese Gesetze sind für die Lebensgestaltung von außerordentlichem Wert. Wir können uns ihrer bedienen, und wir können uns nach ihnen richten.

Freilich kann die zweckhafte In-Dienst-Stellung der Wissenschaft auch zur Gefahr werden. Es kann ein Mißbrauch getrieben werden mit dem reinen Wahrheitsdienst, etwa wenn einer sich der Wissenschaft nur um des Broterwerbs, nur um des Reichtums willen bedient. Das ist ein schändlicher Mißbrauch der Wahrheitserkenntnis. Es ist auch ein Mißbrauch, wenn jemand allzu rasch zu Ergebnissen kommen will. Wissenschaftliche Erkenntnisse müssen reifen, und wenn man sie voreilig verwerten will, dann schlägt das zum Schaden um. Wie oft, meine lieben Freunde, haben Arzneimittelfirmen Medikamente zurückziehen müssen, weil sie nicht genügend erprobt waren, weil es sich zeigte, daß die Nebenwirkungen stärker waren als die Hauptwirkung; man hat zu rasch mit diesen

Medikamenten Geld verdienen wollen. Diese Ungeduld ist ein Feind der wissenschaftlichen Erkenntnis. Jede wahre Wissenschaft muß in Geduld ihre Ergebnisse hervorbringen.

Schließlich gibt es auch die Fälschung, die sich als Wissenschaft ausgibt. Im Jahre 1912 wollte ein Engländer namens Dawson einen Urmenschen entdeckt haben in Piltdown in Südengland. Er wies dem Naturkundemuseum in London einen Schädel wie den eines modernen Menschen mit einem Unterkiefer wie dem eines Orang-Utans vor. „Beides“, sagte er, „habe ich gefunden in der Kiesgrube zu Piltdown.“ Die Entdeckung galt als Sensation. Jetzt glaubte man das missing link, das bisher fehlende Glied zwischen den Vorahnen des Menschen und dem heutigen Menschen gefunden zu haben. Aber die Wissenschaft gab keine Ruhe; sie untersuchte den Fund genau, und nach 50 Jahren kam man dahinter: Dieser sogenannte Fund war eine geschickt angelegte Fälschung. Der Entdecker hatte den Schädel eines modernen Menschen genommen und sich von irgendwo den Unterkiefer eines Affen beschafft und sie zusammengefügt und in der Kiesgrube vergraben. So wurde die Wissenschaft jahrzehntelang in die Irre geführt. Auch das muß man wissen, wenn man gegen allzu naive Wissenschaftsgläubigkeit sich wenden will. Mit dem Schlagwort Wissenschaft ist schon viel Unfug getrieben worden.

Die dritte Weise, wie wir Leben verstehen, besteht darin, daß es ein Erfülltsein, ein Ergriffensein, eine Bewegtheit der Vorstellungen und Empfindungen ist. Die Ergebnisse der Wissenschaft bringen die Seele des Forschers, des Gelehrten in Schwingung. Sie ergreifen ihn, sie entzücken ihn, sie führen ihn zum Staunen, zur Ehrfurcht und zur Dankbarkeit, ja, sie vermitteln ihm einen geistigen Genuß. Und so hat die echte Wissenschaft etwas Prophetisches an sich. Daß es eine solche lebendige Wissenschaft gibt, ist jedem klar, der sich einmal bemüht hat, Erkenntnisse zu gewinnen. Ich erinnere mich, wie mir in der Schule ein Entzücken aufging, als ich den Beweis für den Satz des Pythagoras vorgeführt bekam. Das ist das sogenannte Aha-Erlebnis: Also so ist es? Ja, so muß es sein! Denn der Beweis zeigt es uns. Und so kann also jedes wissenschaftliche Ergebnis einen Menschen mit Freude und Dankbarkeit erfüllen über die Wunder der Natur und über die Kräfte, die in ihr verborgen sind. Eine kühn konstruierte Brücke über einen Fluß, ein Satellit, der in das All geschossen wird, eine Entdeckung von neuen Isotopen in der Chemie, das alles sind Herrlichkeiten, die den Menschen zur Demut und zur Dankbarkeit aneifern sollten. Die Wirklichkeit hat tatsächlich die Macht, in unserer Seele Freude, Staunen, Ehrfurcht und Demut zu erwecken. Und diesen Charakter darf die Wissenschaft nie verlieren. Sie muß immer zu einer Haltung führen, die aus Ehrfurcht, Staunen, Demut und Dankbarkeit zusammengesetzt ist. Die Wissenschaft kämpft nicht mit tönenden Worten und mit klirrenden Waffen, sondern sie wirkt in der stillen Studierstube, im Arbeitszimmer, im Laboratorium oder auf dem Versuchsfeld, und der wirkliche Gelehrte muß immer eine lebendige Persönlichkeit sein, eine Einzelpersönlichkeit. Der Wissenschaftler, der wirklich ein Gelehrter ist, ist eine unersetzbare Einzelpersönlichkeit, und er muß die Wahrheit über alles lieben. Vorläufige Ergebnisse muß er umwerfen, wenn er sich geirrt hat oder von anderer Seite auf den Irrtum hingewiesen wird. Er muß bedingungslos und radikal im Dienste der Wahrheit stehen. Er muß sich neigen und beugen vor der Wahrheit. Denn auch hier, meine lieben Freunde, auch hier in der Wissenschaft gilt das Wort: „Die Wahrheit wird euch freimachen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Zeit, vom Schläfe aufzustehen

30.11.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn man durch das Portal der Abteikirche Maria Laach schreitet, dann fällt der Blick sofort auf ein riesiges Wandbild, das sich vom Altar bis ins Gewölbe erstreckt, ein Bild unseres Herrn Jesus Christus. Groß und ernst blicken seine Augen, unentrinnbar und alles erfassend. Wir haben den Eindruck, das ist nicht mehr der milde Heiland, der den Sündern nachging, das ist der Herr, das ist der König, das ist der Gesetzgeber des Neuen Bundes, das ist der Weltenrichter. Die Kirche hat das alte Kirchenjahr abgeschlossen mit einem Gemälde des Gerichtes, und sie eröffnet das neue Kirchenjahr ebenfalls wieder mit einem Gemälde des Gerichtes. Wir haben eben im Evangelium vernommen, wie der Herr sich selber sieht: als den Menschensohn, der kommt auf den Wolken des Himmels, zu richten Lebende und Tote.

Das Weltgericht steht noch aus. Es ist die letzte, die endgültige, die unwiderrufliche Auseinandersetzung Gottes mit der Menschheit. Dann werden vor ihm erscheinen in seligem Lichte die Martyrer, die Bekenner und die Jungfrauen. Dann werden vor ihn hintreten die Päpste, die Bischöfe und die Priester, und ich weiß nicht, ob dort ebensolche Lobestiraden erklingen werden, wie wir sie jetzt bei allen Begrüßungen, Empfängen und Abschieden erleben. Beim Weltgericht werden die Großen dieser Erde, die Staatsmänner oder die sich für Staatsmänner halten, die Politiker, die Parlamentarier gerichtet werden, die Heerführer und die Bandenführer, die später zu Marschällen avanciert sind. Dieses Weltgericht wird auch uns umfassen, dich und mich und uns alle. Nichts wird verborgen bleiben, was hier auf Erden verdeckt war. Alles wird offenbar werden, auch was hier verborgen wurde. Ein Buch wird aufgeschlagen, und dort ist eingetragen alles, was in den Erdentagen geschehen oder unterlassen wurde.

An alten Kirchen findet sich manchmal über dem Eingangsportal ein Tympanon, in dem das Weltgericht abgebildet ist. Da sieht man den Richter auf dem Throne sitzen, und auf der rechten Seite die Geretteten, auf der linken Seite die Verlorenen. Dieses Bild soll die Besucher der Kirche erinnern, wohin sie sich begeben. Sie begeben sich zu dem, der ihr Richter sein wird. Und es soll die Besucher der Kirche mahnen, dessen eingedenk zu sein, wie man sich im Hause Gottes, an der Stätte, wo Gott wahrhaft zugegen ist, betragen soll. „Exsultantes cum tremore“, so sagt der Psalmist – wir sollen jauchzen, aber mit Zittern. Genau das ist die Haltung, die dem Christen geziemt: Gott loben, aber mit Zittern und mit heiliger Furcht.

Der Gedanke an das Weltgericht soll uns nicht nur ins Gotteshaus begleiten, er soll uns durch das ganze kommende Kirchenjahr führen; er soll uns diese Adventszeit richtig begehen lassen, denn wenn wir den Weltenrichter in rechter Weise fürchten, dann können wir uns auch freudig auf die Ankunft des Welterlösers vorbereiten. Eines ist so leicht und so schwer wie das andere, den Weltenrichter fürchten und den Welterlöser ersehnen. „Zu dir erhebe ich meine Seele“, so fleht die Kirche im Eingangsgesang der heutigen heiligen Messe. Erheben heißt sich aufrichten. Wir sind nämlich niedergebeugt, niedergebeugt von der Last unserer Schuld, unserer Sünden, unseres Versagens, unseres Versäumens, niedergebeugt ob all der Schwächen und Leidenschaften, die wir in unserem Körper und in unserem Geiste spüren. Und da ruft uns die Kirche auf: „Zu dir erhebe ich meine Seele.“ Damit ist das Wesen des Gebetes angegeben, denn beten heißt seine Seele in Anbetung, Dank und Flehen zu Gott erheben. „Zu dir erhebe ich meine Seele.“ Was soll der Mensch sonst tun, wenn er vor Gott steht, als in Demut und in heiliger Furcht seine Seele zu ihm zu erheben? Und das Graduale fährt dann fort, worauf diese Erhebung der Seele zielt: „Lehre mich deine Wege und zeige mir deine Pfade!“ Das ist es, meine lieben Freunde, was wir zuerst und zuoberst und immer wieder erbeten sollen: „Lehre mich deine Wege und zeige mir deine Pfade!“ Wir haben keine andere Aufgabe, als Gottes Willen zu erkennen und ihm

zu folgen, und darum muß der Ruf an Gott ergehen: „Lehre mich deine Wege, zeige mir deine Pfade!“ Die Erkenntnis des Willens Gottes und das Tun des Willens Gottes, das ist die einzige Aufgabe, die wir bei all den vielen Tätigkeiten unseres Lebens haben: „Zeige mir deine Wege und lehre mich deine Pfade!“ Nachforschen, was Gott von uns will; überlegen, was Gott in dieser Lage von mir will. Den Willen Gottes zu erkennen, ist gar nicht schwer. Wir brauchen nur in uns selbst und um uns zu schauen, und dann wissen wir sofort, was Gott von uns will. Er will meistens das, was uns am wenigsten liegt. Er will häufig das, was uns zu schwer dünkt. Er will das, was nach seiner göttlichen Weisheit für uns und für unsere Umgebung am dienlichsten ist. „Zeige mir deine Pfade und lehre mich deine Wege!“

Gleichzeitig liegt darin auch das Gebet um die Kraft, diesen Wegen, die Gott uns zeigt, zu folgen. Die Wege erkennen ist schwer, aber den Wegen Gottes folgen ist noch schwerer, und dazu braucht es Kraft. Deswegen muß der Ruf mit besonderer Dringlichkeit ergehen: „Zeige mir deine Wege und lehre mich deine Pfade!“

Gebet ist wichtigste Vorbereitung auf die Ankunft des Herrn, ob es die Ankunft zum Gericht ist oder die Ankunft als Erlöser. Aber das Beten allein genügt nicht. Ich habe es Ihnen schon mehrmals gesagt, und ich wehre mich immer wieder dagegen, wenn jemand mir sagt: „Da hilft nur beten.“ Man kann auch anderes tun als beten. Man muß auch anderes tun als beten. Man kann sich nicht Nischen suchen, in denen man sich versteckt vor dem rauhen Wind, der draußen tobt. Nein, wir müssen hinein in den Kampf und müssen uns wehren und müssen auftreten und müssen ringen und müssen unsere Kräfte aufbieten. Das sagt uns der Apostel heute: „Brüder, es ist Zeit, vom Schläfe aufzustehen.“ Schlaf kann im wörtlichen Sinne und im übertragenen Sinne verstanden werden. Wir brauchen den Schlaf, um zu regenerieren, und so viel Schlaf ist notwendig, wie es zur Erhaltung der Gesundheit und der Arbeitskraft braucht, aber nicht mehr. Keine Schläfrigkeit, kein wohliges Verweilen im Bett, sondern soviel Ruhe, wie es zur Erhaltung der Gesundheit und der Arbeitskraft braucht. Ich werde nie vergessen, wie der Leiter des Priesterseminars in München im Jahre 1948 uns einen Vortrag hielt, was er von uns erwartet. Er sagte: „Ich kontrolliere Sie nicht, ich kontrolliere auch nicht Ihr Aufstehen. Aber wenn ich jemanden entdecken würde, der nach dem pflichtmäßigen Aufstehen noch im Bett ist, dann würde ich ausspucken und mich auf dem Absatz herumdrehen.“ So hat uns dieser Leiter des Priesterseminars die Pflicht, vom Schläfe aufzustehen, nahegebracht.

Schlaf kann auch in einem übertragenen Sinne verstanden werden, nämlich als Schlaf der Sünde. Wer sich in den Sünden suhlt, der ist auch ein Schläfer. Wer aus den Sünden nicht herausstrebt, der ist ein Schläfer. Wer mit seinen Leidenschaften nicht ringt, der ist ein Schläfer. Wer sich um seinen Nächsten nicht kümmert, der ist ein Schläfer. Aus der Gleichgültigkeit aufstehen, das heißt auch vom Schläfe aufstehen. Das ist die Mahnung des Apostels, daß wir diese Adventszeit ringen, um bessere Menschen zu werden, um mit unseren Tugenden, nicht mit unseren Schwächen, die Kirche zu schmücken, daß wir die Menschen in unserer Umgebung sehen und nicht sagen: Hauptsache, mir geht's gut. Was sonst geschieht ist mir egal. Davon müssen wir aufstehen, von dieser Gleichgültigkeit, denn die Stunde ist da, die Stunde der Gnade, die Stunde der Bewährung, die Stunde des Aufstehens. Das ist eine Gnadenstunde, und die Gnadenstunden gehen vorüber, und wer die Gnadenstunde verpaßt, der wird die Stunde des Richters erleben.

Darum, meine lieben Freunde, wollen wir in diese Adventszeit hineingehen als wache Menschen, als solche, die vom Himmel alles das erwarten, was uns auf Erden entgeht, weil wir Wachende sind und weil wir vom Schläfe aufstehen. Derjenige kann den Weltenrichter getrost erwarten, der in heiliger Furcht den Advent seines Lebens geführt hat.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der Weckruf der Adventsbotschaft

07.12.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Kirchenjahr weckt die Erinnerung an das Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen unseres Heilandes in uns auf. Aber es ist nicht nur eine Erinnerung; das Kirchenjahr macht das Werk des Erlösers lebendig. Das, was Christus für uns gewirkt hat, muß uns ja appliziert werden, und das ist die Aufgabe des richtig miterlebten Kirchenjahres. Es will die Gnade und die Wahrheit unseres Heilandes uns zuwenden. Wir sollen an seinem Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen mystisch und übernatürlich Anteil gewinnen.

Am ersten Adventssonntag traten vor uns die Schatten des Weltgerichtes, eines Ereignisses, an das jeder Christ nur mit banger Sorge denken kann. Heute, am zweiten Adventssonntag, keimt aus der Furcht die Hoffnung. Es ertönt an unser Ohr die Botschaft von der Erlösung. Johannes ist im Gefängnis. Er hat von dem Wirken des Jesus von Nazareth gehört, aber auch er ist sich nicht sicher, wer dieser Jesus von Nazareth ist. Und so schickt er zwei Jünger zu ihm, ihn zu befragen: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ In diesen Worten liegen Zweifel, Sehnsucht, Verlangen. Der Täufer will Gewißheit haben, ob der Messias gekommen ist oder nicht. Die Jünger des Herrn, ebenso wie der Täufer und dessen Jünger, wußten ja um die Verheißungen des Alten Bundes. Sie hatten gehört aus dem Propheten Isaias: „Gott selbst wird kommen und sein Volk erlösen. Dann werden die Augen des Blinden aufgetan, dann werden die Ohren des Tauben geöffnet, dann wird die Zunge des Stummen gelöst, dann springt der Lahme wie ein Hirsch.“ Auf diese Weissagung des Isaias nimmt Jesus Bezug. Er sagt nicht: Ich bin gekommen vom Himmel, um euch die Erlösung zu bringen. Er legt kein Selbstzeugnis ab. Nein, er weist die Jünger des Johannes auf das hin, was sie sehen und hören, was das Volk über ihn sagt: „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird die Heilsbotschaft verkündet.“ Da seht ihr es ja: Die Verheißung des Isaias ist in Erfüllung gegangen. Die Taten Jesu sprechen für ihn, und tatsächlich hat das Volk es auch so empfunden. „Was ist denn das für einer“, sagten sie, als er den Seesturm stillte, „was ist denn das für einer, daß ihm sogar der Wind und die Wellen gehorchen?“ Ein andermal sagten sie: „So etwas haben wir überhaupt noch nicht gesehen.“ Das fassungslose Staunen der Volksmassen spricht dafür, daß der Messias, daß der Erlöser da ist.

In den Worten des Herrn liegt auch das Programm seiner Erlösung durch die Zeiten. Nicht mehr wie am Anfang werden körperlich Kranke geheilt, wohl aber werden seelisch Kranke, werden geistig Kranke geheilt. Übernatürlich wird jetzt verwirklicht, was damals, um diesem rohen Volke den Messias nahezubringen, körperlich und physisch geschah. Auch jetzt werden Augen Blinder geöffnet, werden Ohren Tauber aufgeschlossen, denn Jesus ist gekommen als die Wahrheit. Viele Christen bedenken nicht genug, daß wir auch durch die Wahrheit erlöst sind, erlöst vom Irrtum, und das ist sehr viel, und das ist etwas Gewaltiges, und das ist etwas Unerhörtes. Wir wissen es jetzt aus dem Munde Jesu, der vom Vater im Himmel kommt, daß es einen Gott gibt, daß dieser Gott die Welt regiert, daß er ein Vater ist und daß er die Lilien des Feldes genauso kleidet, wie er sich um die Sperlinge des Himmels kümmert. Wir wissen jetzt, wie wir zu laufen haben, wie wir zu gehen haben, welchen Weg wir einzuschlagen haben, nämlich den Weg zum Himmel, den Weg zur Ewigkeit. Tot ist nicht tot, und aus ist nicht aus, es geht weiter, aber in sehr verschiedener Weise. Denn es gibt einen Himmel, und es gibt eine Hölle. Durch seine Wahrheit hat uns Christus aufgedeckt, was uns erwartet. Wir wissen jetzt, wie wir uns im Bereiche der geschlechtlichen Sittlichkeit verhalten müssen. Der Protestantismus weiß immer noch nicht, daß Homosexualität eine himmelschreiende Sünde ist. 2000 Jahre ist der Herr ge-

kommen, und noch immer nicht ist ihnen bewußt, was seine Botschaft uns bedeutet, für unseren Leib und für unsere Ehen und für unsere Geschlechtlichkeit.

Da kann man sich auch nichts auswählen. Der Dichter Zuckmayer hat einmal gesagt: „Ich glaube nicht an die Hölle, außer für den Hitler.“ Ja, das ist völliger Unsinn und völlige Willkür. Wir können doch nicht bestimmen, wen wir in die Hölle versetzen wollen, das müssen wir Gott überlassen. „Ich glaube nicht an die Hölle, außer für den Hitler“ - was ist das eine dumme Redensart! Gott ist es, der über unser ewiges Schicksal befindet, und das ist die Botschaft, die Christus uns gebracht hat, und an sie müssen wir uns halten.

Aber er hat nicht nur die Wahrheit gebracht; er hat auch die Gnade gebracht. Er zeigt nicht nur den Weg, er hilft uns auch, ihn zu gehen. Er geht mit uns, er geleitet uns, und er begleitet uns. Wir brauchen nicht allein zu wandern, er teilt unseren Pilgerweg mit seiner Gnade. Früher hieß es immer: Ich kann nicht, ich kann nicht. Jetzt heißt es: Du kannst, weil du mußt! Du kannst, weil du sollst! Du kannst, weil Christus mit dir geht! Das ist das Programm der Erlösung, das der Herr uns verkündet hat.

Er spricht auch über die Reichweite seiner Erlösung. Die Juden durften den Erlöser erwarten um der Treue Gottes willen, denn er hatte ihnen den Erlöser verheißen, und eine Verheißung muß man einlösen, wenn man wahrhaftig ist. Und Gott ist wahrhaftig, und so hat er die Verheißung eingelöst. „Gott selbst wird kommen und euch erretten.“ Die Heiden hatten eine solche Verheißung nicht. Sie wurden deswegen nicht durch die Treue Gottes erlöst, sondern durch seine Barmherzigkeit, wie der Apostel Paulus im Brief an die Römer schreibt. Gott hatte Mitleid mit ihnen, mit ihren Irrungen und mit ihren Sehnsüchten, und so hat er die Heiden in die Erlösung einbegriffen. Nicht nur das Volk der Juden sollte die Erlösung finden, sondern auch die Heidenvölker. Es ist deswegen völliger Unsinn, meine lieben Freunde, wenn heute hier und da und in Amerika in großem Maße die Losung ausgegeben wird: Keine Judenbekehrungen mehr! Ja, warum denn nicht? Die Juden sind doch auch zum Volke Gottes des Neuen Bundes gerufen, der Alte Bund ist zu Ende. Selbstverständlich sollen wir die Juden für Christus gewinnen und sollen sich die Juden bekehren zum Heiland Jesus Christus. Er ist ein Heiland für Heiden und Juden. Es ist ebenso völliger Unsinn, wenn gesagt wird: Wir wollen die Buddhisten zu besseren Buddhisten machen und die Hindus zu besseren Hindus und die Mohammedaner zu besseren Mohammedanern. Nein! Wir wollen, daß sie zu Jesus Christus finden, wir wollen sie zu Christen machen. Sie sollen von ihrer falschen Religion lassen, nicht zuletzt deswegen, daß endlich einmal die Selbstmordattentate aufhören, die den Mohammedanern ja zugeschrieben werden müssen. Das ist die reichhaltige Erlösung. Sie gilt für alle Menschen ohne Ausnahme, für Juden und Heiden.

Aber freilich, dann kommt eine Warnung: „Wohl dem, der sich an mir nicht ärgert.“ Das heißt: Heil dem, der keinen Anstoß an mir nimmt. Dieser Anstoß kann sich entzünden an der Person oder am Werke Jesu. An der Person Jesu entzündet sich der Anstoß, wenn Menschen sagen: Was liegt uns an einem Erlöser, der aus dem Judentum kommt! Was liegt uns an einer Lehre, die auf asiatischem Boden entstanden ist! Das Christentum, meine lieben Freunde, ist nicht jüdischen Ursprungs, das Christentum ist göttlichen Ursprungs! Wenn der Gottessohn ein Mensch wird, dann ist er keiner Menschenrasse fremd. Und ob er in einem asiatischen Lande zur Welt gekommen ist oder anderswo, das ist völlig unerheblich gegenüber der Tatsache: Jetzt ist er da, und jetzt nimmt er sein Werk auf, und jetzt spendet er seine Gnade und seine Wahrheit. Anstoß an Jesus nimmt auch derjenige, der ihm den Königsmantel der Gottheit vom Leibe zerren will. Bisher blieb das protestantischen Theologen vorbehalten, daß sie Jesus die göttliche Würde absprachen, daß sie in ihm nur den Sohn des Zimmermanns sahen, den Nazarether. Heute gibt es sogenannte katholische Theologen, die ihnen auf diesen üblen Wegen folgen, Herr Ohlig in Saarbrücken, Herr Hasenhüttl in Saarbrücken. Das sind die neuen Arianer, die Jesus als bloßen Menschen ausgeben und ihn seiner göttlichen Würde entkleiden. Sie nehmen Anstoß an Jesus.

Anstoß kann man auch an seiner Lehre nehmen. Es ist kein Zweifel, daß die Lehre Jesu unbequem ist. Das ist sie bestimmt: unbequem. Jawohl, das ist sie: ausgesprochen unbequem. Die Menschen sagen: Wie du mir, so ich dir. Christus spricht anders: „Liebet eure Feinde! Tuet Gutes denen, die euch hassen und betet für die, die euch verfolgen! Dann seid ihr Kinder eures himmlischen Vaters, der die

Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und der Regen fallen läßt über Gerechte und Ungerechte.“ Die Menschen sagen: Wir essen, was uns schmeckt. Jesus befiehlt den Menschen, sich zu beherrschen. Die Kirche hat diese Weisungen in Gebote gefaßt, etwa das Freitagsgebot und die Fastengebote. Die Menschen wollen in der Ehe tun, was sie gerne mögen. Jesus sagt, daß der Mann die Frau so lieben soll, wie Christus selbst die Kirche geliebt hat. Wer aber die Frau so liebt, wie Christus die Kirche geliebt hat, der kann nur in Ehrfurcht und in Reinheit seine Ehefrau entgegennehmen. Die Menschen sagen: Ja, wenn es nicht geht, lassen wir uns scheiden. Jesus sagt: „Wer die Frau entläßt und wer die Geschiedene heiratet, der bricht die Ehe.“ Anstoß an Jesus nehmen viele, Anstoß an seiner Lehre unzählige. Heil dem, der sich an ihm nicht ärgert!

In meiner Schulzeit hatte ich einen Lehrer, der jeden Sonntag den Gottesdienst besuchte. Aber er saß immer ganz hinten in der letzten Bank, denn er ging niemals zur heiligen Kommunion. Er konnte nicht gehen, denn er lebte in ungültiger Ehe. Als ich ihn nach dem Kriege traf, da sprach er zu mir: „Wissen Sie, ich fühle mich unendlich dreckig, und möchte davon frei werden.“ „Ich fühle mich unendlich dreckig, und ich möchte davon frei werden.“ Dieser Mann, dieser gläubige katholische Mann hatte Erlösungssehnsucht. Er hatte gespürt, daß die Sünde ein Schmutz und eine Last ist, daß die Sünde Schlamm und Morast ist, aus dem wir uns befreien müssen, befreien lassen müssen durch Christus, unseren Herrn. Der englische Entdecker Thomas Simpson, der viele physikalische Entdeckungen gemacht hat, wurde einmal gefragt, welches seine größte Entdeckung sei. Da antwortete er: „Mein größte Entdeckung ist, daß ich ein Sünder bin und daß Jesus mein Heiland ist.“ Wahrhaftig, das ist eine Entdeckung, eine große, eine gewaltige, ja die größte Entdeckung, die man machen kann, daß ich ein Sünder bin und daß Jesus mein Heiland ist.

Das soll auch in uns sein in dieser Adventszeit, die Sehnsucht, uns herauszuarbeiten aus unserer Sünde, aus unseren Leidenschaften, aus unseren schlechten Neigungen. Wir sollen den Weckruf hören, den Weckruf, der ergeht: Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Kommen des Emanuel

14.12.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Freuet euch! Noch einmal sage ich: Freuet euch! Der dritte Adventssonntag ist der Sonntag „Gaudete“, der Sonntag der Vorfreude. Die Hoffnung auf das Kommen des Herrn hat sich zu froher Gewißheit verdichtet. Deswegen ruft der Apostel: „Freuet euch! Freuet euch, denn der Herr ist nahe!“ Am ersten Adventssonntag schauten wir aus dem Morgendämmern heraus auf den Herrn, und im Brevier hieß es damals: „Schon lange schaue ich aus, und ich sehe Gottes Macht nahen wie eine lichte Wolke, die über das ganze Land zieht.“ Am zweiten Adventssonntag wurde uns die Botschaft von der Erlösung zuteil; denn derjenige, der die Erlösung bringt, ist nahe. Der Erlöser ist gekommen, und sein Erlösungsprogramm hat sich gezeigt. Er ist der Arzt, der große Arzt der Menschen, der die Tauben hören läßt und die Stummen reden. Der dritte Adventssonntag ist der Sonntag, in dem der Vorläufer uns zuruft: „Er steht in eurer Mitte, der nach mir kommen wird und der vor mir gewesen ist.“ Er ist jetzt da, und an euch ist es, sich an ihn anzuschließen. Freuet euch! Noch einmal sage ich: Freuet euch, denn der Herr ist nahe!

Es ist im Advent so viel vom Kommen die Rede, vom Kommen des Herrn. Wie ist denn das gemeint? Wie ist es zu verstehen, wenn wir sagen: Der Herr ist nahe, d.h. er ist bereit und im Begriff zu kommen? Das Kommen, von dem im Advent die Rede ist, bezieht sich zunächst einmal auf das Gekommensein. Er ist schon einmal gekommen, nämlich in seiner Menschwerdung. Er ist ein Mensch geworden. Er hat die Natur eines Menschen angenommen. Er ist aus dem Schoß der Jungfrau Maria geboren worden, und das ist ja eigentlich der Hauptinhalt des Weihnachtsfestes: Er ist schon da! Der Erlöser ist da. Die Frage, die Gotthold Ephraim Lessing aufgeworfen hat in seinem „Nathan, dem Weisen“, ist schon gelöst. Wir brauchen nicht nach dem verlorenen echten Ring zu suchen; wir wissen, wo er ist. Er ist dort, wo Gott eine Religion begründet hat, nicht Moses und nicht Mohammed. Die Frage nach der Absolutheit der Religion ist entschieden, seitdem Christus ein Mensch geworden ist. Er blieb, was er war, aber er nahm an, was er nicht hatte. Er trat auf unter uns, wenn auch in einer fremden Gestalt, aber es war der gewaltige, große Gott, der über die Fluren von Palästina gewandelt ist. Das ist also der erste Sinn des Kommens: Er ist schon gekommen. Es ist einmal eine Stunde gewesen, in der Gott über die Erde gewandelt ist, indem der Gottessohn Fleisch geworden ist, und wir konnten seine Herrlichkeit sehen voll der Gnade und Wahrheit.

Damit ist aber das Kommen nicht erschöpft. Die Erwartung im Advent richtet sich auch auf die zweite Ankunft Christi, auf die zweite Ankunft in Macht und Herrlichkeit. Die erste Ankunft war ja auch in Verhüllung, in Verborgenheit. Wer sehen wollte, konnte sehen, aber wer nicht sehen mochte, der hat auch nicht gesehen. Die zweite Ankunft wird so sein, daß alle ihn sehen, daß niemand mehr sagen kann: Ja, wir haben ihn in seiner Verborgenhheitsgestalt nicht erkannt. Dann muß ihn jeder sehen, auch die ihn zu Tode gestochen haben; sie alle müssen ihn sehen. Dann kommt er wahrhaftig in großer Macht und Herrlichkeit, und alle werden erkennen, daß es derselbe ist, der schon einmal auf Erden war, nämlich Jesus von Nazareth. Auch das ist eine Erwartung, die wir im Advent hegen. Da kann man nicht fragen: Wann wird das sein? Wir wissen es nicht. Es ist nicht in unsere Macht gegeben, die Stunde und den Tag zu wissen, an dem der Herr kommt. Aber er ist treu; er ist also auch treu in seinen Verheißungen. Er erfüllt seine Verheißung, und wir dürfen nicht müde werden und auch nicht irre werden an seiner Verheißung. Was jederzeit eintreten kann, das ist immer nahe.

Eine weitere Weise des Kommens liegt vor, wenn der Herr uns seine Gnade schenkt, wenn er in unser Herz einzieht mit seiner Gnade, wenn er uns seine Impulse gibt, seine Gnadenimpulse, mit denen er uns anregt, aufzustehen von unserer Trägheit. Das ist auch ein Kommen des Herrn. Gott rührt die Herzen an. In einer Litanei heißt es: „Von der Vernachlässigung deiner Einsprechungen, o Herr,

befreie mich, erlöse mich, o Herr.“ Jawohl, ein sehr treffendes, ein sehr zeitgemäßes Gebet. „Von der Vernachlässigung deiner Einsprechungen erlöse uns, o Herr.“ Er kommt, wenn er seine Gnade unseren Herzen mitteilt, die helfende Gnade, die Beistandsgnade, die Wirkgnade, wie wir sie nennen, die zu der heiligmachenden Gnade hinzutritt und unsere Herzen zu einer Wohnung Gottes macht.

Den Gipfel ersteigt die Gnadenmitteilung Gottes im eucharistischen Opfersakrament. Da wird uns nicht nur Gnade geschenkt, da wird uns der Spender der Gnade gegeben. Da empfangen wir nicht nur etwas aus der Wirklichkeit Gottes, sondern wir empfangen den Herrn Gott selbst, „wesentlich, wahrhaft und wirklich“, wie für alle Zeit geltend das Konzil von Trient festgestellt hat. Ich lese jeden Tag, meine lieben Freunde, in dem Buch von der Nachfolge Christi, und da steht der schöne Satz: „Wenn du die heilige Messe feierst oder hörst, so soll dir diese heilige Handlung so wichtig, neu und erfreuend sein, als wenn Christus am gleichen Tage zuerst in den Schoß der Jungfrau hinabsteigend Mensch geworden wäre oder am Kreuze hängend für das Heil der Menschen litte und stürbe.“ Ich lese noch einmal diesen schönen Satz: „Wenn du die heilige Messe feierst oder hörst, so soll dir diese heilige Handlung so wichtig, neu und erfreuend sein, als wenn Christus am gleichen Tage zuerst in den Schoß der Jungfrau hinabsteigend Mensch geworden wäre oder am Kreuze hängend für das Heil der Menschen litte und stürbe.“ Wahrhaftig, so sollte es sein. Jede Messe ist ein einzigartiges Geschehen der Verbindung mit Gott und seinem Christus. Uns wurde im Priesterseminar beigebracht, jede Messe so zu feiern, als ob es die letzte wäre. Ja, man könnte ebensogut sagen: jede Messe so feiern, als ob es die erste wäre; denn das kommt auf das gleiche hinaus: mit innerer Glut, mit Begeisterung, mit Erfülltsein von der Liebe zum Herrn. Und dann will ich Ihnen noch einen Satz aus der „Nachfolge Christi“ vorlesen: „Würde dieses Sakrament nur an einem Ort gefeiert und nur von einem Priester konsekriert, mit welcher Sehnsucht, glaubst du, würden die Menschen nicht nach diesem Ort und zu diesem Priester eilen, damit sie an der Feier der göttlichen Geheimnisse Anteil nehmen könnten?“ Wahrhaftig, so wäre es. Würde dieses heilige Sakrament nur an einem Orte gefeiert und nur von einem Priester konsekriert, mit welcher Sehnsucht, glaubst du, würden die Menschen nicht nach diesem Ort und zu diesem Priester eilen, damit sie an der Feier der göttlichen Geheimnisse teilnehmen könnten? Das ist also die dritte Weise, wie Gott, wie Jesus zu uns kommt in der Gnade, zumal in dem Gnadensakrament der Eucharistie.

Aber noch eine vierte Weise gibt es, nämlich wenn er kommt, uns zu helfen. Er ist ja unser großer Helfer. Er ist der einzige, auf den wir uns letztlich verlassen können. Alle Menschenhilfe endet an einem bestimmten Punkte, Gottes Hilfe endet nie, denn bei Gott ist kein Ding unmöglich. Der Apostel mahnt uns dazu: „Werft alle Sorgen auf den Herrn, denn er sorgt für euch.“ Wir dürfen unsere Not, unsere Schwäche, unsere Hilfsbedürftigkeit unserem Gott und Heiland offenbaren. Wir nehmen ihn ernst, indem wir ihm zeigen, wie schwach, wie arm, wie hilfsbedürftig wir sind. Wir nehmen ihn ernst, indem wir darauf vertrauen, daß er helfen kann und helfen will. Gewiß, ich kenne alle Einwände, ich habe sie mir ja selbst gemacht, meine lieben Freunde, Gott hilft nicht immer so, wie wir es erwarten, er hilft nicht sogleich, wenn wir ihn anrufen. Er kommt oft eine Viertelstunde später, um unseren Glauben zu erproben, gewiß. Aber er muß zu seinen Verheißungen stehen, wonach er kein Gebet, das im Namen Gottes an ihn gerichtet wird, unerhört lassen will. Er muß sie erfüllen, diese Verheißung. Und das ist auch ein Kommen. Und wer von uns ist hier in diesem Raume versammelt, der nicht schon in seinem Leben, manchmal mit erschreckender Wirklichkeit erfahren hat: Gott hilft. Gott hilft immer, auch wenn er anders hilft, als wir es uns ausgedacht haben.

Der Vorläufer Johannes weist auf Jesus hin: „Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt“, sagt er. Er sagt nicht nur, daß er kommt, sondern er sagt auch, daß „ihr ihn nicht kennt“. Die Menschen kennen Jesus nicht. Und diese Frage ist im Advent besonders dringend und notwendig. Kennen wir ihn? Kennen wir Jesus, seine Gesinnungen, seine Forderungen, sein Wesen, seine Wirklichkeit? Kennen wir ihn? Müssen wir nicht noch viel dazulernen, um Jesus wirklich kennenzulernen? Wir sollen ja Rechenschaft von unserem Glauben geben können. Wir sollen im Gespräch, in der Straßenbahn oder am Arbeitsplatz den Menschen, die Jesus nicht kennen, Jesus zeigen können. Wir müssen also etwas über ihn wissen, wir müssen viel über ihn wissen; und ich fordere Sie noch einmal auf, meine lieben Freunde, sammeln Sie sich Wissen über Jesus, lernen Sie dazu, begnügen Sie sich nicht nur mit Andachtsbüchern, sondern lesen Sie gute Werke, die Ihnen zeigen, wer Jesus ist, meinetwegen das

immer zeitnahe Buch von Karl Adam „Jesus Christus“. Wer das Buch einmal gelesen hat, der, glaube ich, weiß, wer Jesus Christus ist. Nur wer ihn kennt, versteht auch seine Forderungen. Manche stehen mit Unverständnis, ja mit Auflehnung vor den Forderungen, die Jesus an uns stellt, vor den Anforderungen, die er durch die Kirche an uns richtet. Die Kirche ist ja nur sein Mund, ist ja nur sein Werkzeug; die Forderungen kommen von Gott. Meinetwegen die Forderungen der geschlechtlichen Sittlichkeit, die den Menschen so besonders schwer fallen, zu erfüllen. Sie kommen von Gott. Vor einiger Zeit sprach ich mit einem Herrn, einem Familienvater, der mir sagte: „Wissen Sie, ich habe jetzt einmal die Enzyklika „*Humanae vitae*“ von Papst Paul VI. gelesen, die Enzyklika betreffend die Weitergabe des Lebens. Ich kann Ihnen nur sagen, ich finde das ganz vernünftig, was darin steht.“ Dieser Familienvater hatte sich darum bemüht, Jesus, seine Gesinnungen und seine Forderungen zu verstehen, und er hatte begriffen, daß Paul VI., der „Pillenpaul“, wie man ihn nannte, daß Paul VI. nichts anderes war als das Sprachrohr Jesu Christi, daß er nur weitergegeben hat, was er auch überkommen hat, und daß er nichts ändern durfte, weil in seiner Verkündigung die Botschaft Jesu laut wird.

„Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt.“ Wir sollen uns bemühen, Jesus kennenzulernen und ihm den Weg zu bereiten, den Weg zu bereiten, wie es Johannes getan hat. Viele, viele in kirchlichem Dienst Stehende haben diese Aufgabe, Jesus den Weg zu bereiten. Aber wie erfüllen sie sie? Johannes der Täufer zeigt uns, wie man eine solche Wegbereitung vornehmen muß, nämlich indem die eigene Person überhaupt nicht in Frage kommt. In der Anfrage aus Jerusalem lag ja die Möglichkeit, sich selbst als den Messias auszugeben, denn sein Wirken wurde von den Volksmassen mit dem von den Propheten verheißenen Wirken des Messias in eins gesetzt. „Bist du der Messias? Bist du der Prophet? Bist du Elias?“ Johannes verneint alles. Er ist weder der Messias noch der Prophet, nämlich der einzigartige, der letzte Prophet, und auch nicht Elias, der wiederkommen sollte, bevor der Messias kommt. Er wählt den demütigsten Titel, den man sich geben kann: „Ich bin die Stimme eines Rufers in der Wüste.“ Ich bin nur ein Werkzeug, nicht mehr. Als sich also der Glanz des Messias auf sein Haupt herabsenken sollte, da hat er es abgelehnt, diese Position einzunehmen. Er blieb demütig, weil er wahrhaftig war. Das ist, was von uns verlangt wird. Wir, die wir im Dienst der Kirche stehen, wir, die wir zur Kirche halten, wir, die wir den Glauben weitergeben sollen, wir müssen so arbeiten, daß unsere Person überhaupt nicht in Frage kommt. Wir müssen nur auf Jesus schauen und nur als demütige Werkzeuge uns verhalten. Dann bereiten wir den Weg des Herrn. Es ist noch zu viel Selbstsucht, zu viel Ehrsucht, zu viel Eigennutz in so manchen, die im Dienste der Kirche stehen. Es ist noch zu viel Personenkult, und das macht mich allergisch. Es muß alles auf Christus und nur auf Christus ausgerichtet sein. Wir müssen hinter ihm zurücktreten. Deswegen steht ja der Priester mit dem Gesicht zum Kreuz am Altare, weil er eben mit der Gemeinde hingewandt ist auf Christus und nur auf ihn. Kein Dialog zwischen Priester und Gemeinde, sondern Dialog zwischen der Gemeinde und dem Priester auf der einen Seite und Christus auf der anderen Seite. Das ist die rechte Kommunionhaltung, das ist die rechte Maßhaltung, das ist die rechte Weise, wie wir unseren Dienst vor Gott vollziehen. Bereitet den Weg des Herrn, meine lieben Freunde. Auf dem Friedhof in Budenheim befindet sich das Grab eines Priesters. Auf dem Grabstein sieht man, wie Jesus, der Heiland, die Augen des verstorbenen Priesters berührt, und darunter steht die Frage: „Was willst du, daß ich dir tun soll?“ „Herr“, gibt er zur Antwort, „daß ich sehe.“ Wahrhaftig, das ist unser Flehruf am dritten Sonntag im Advent: Herr, gib, daß ich sehe, daß ich deine verborgene Herrlichkeit sehe, daß ich sie den Menschen vermitteln kann und daß wir gemeinsam dir den Weg bereiten.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Dem Herrn die Wege bereiten

21.12.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Ereignisse, die uns im Neuen Testament im Vorfeld des Weihnachtsfestes berichtet werden, sind einmalig. Sie sind in die Vergangenheit versunken; aber ihre Bedeutung ist bleibend. Was einmal nach Gottes Willen in der Heilsgeschichte geschehen ist, das ist für alle Menschen aller Zeiten von untrüglicher Wichtigkeit und unabdingbarer Notwendigkeit. Die Gestalten, welche uns die Liturgie des heutigen 4. Adventssonntags vorführt, sind drei: Isaias, der Prophet, Johannes, der Vorläufer, und Maria, die Mutter des Herrn. Sie verkörpern je eine besondere Wahrheit der Menschwerdung Jesu. Isaias gilt als der Evangelist des Alten Bundes. Er verkörpert die Erlösungssehnsucht: „Siehe, der Herr wird kommen und sein Volk erlösen.“ Und so heißt es heute im Eingangsglied der heiligen Messe mit Worten aus dem Buch des Propheten Isaias: „Tauet, ihr Himmel, von oben, ihr Wolken, regnet herab den Gerechten. Tu dich auf, o Erde, und sprosse den Heiland hervor.“ Johannes, der Vorläufer, steht eigentlich in den gesamten Wochen des Advents als Bußprediger vor uns. Er ist die beherrschende, ja, man kann sagen, er ist die zentrale Gestalt der Vorbereitung auf das Weihnachtsfest, und zwar mit einer Verkündigung, die unbequem ist, nämlich mit der Verkündigung, die zur Buße ruft. Er ist der Bußprediger, der gewaltigste Bußprediger, den es je gegeben hat. „Bereitet den Weg des Herrn!“ Er verkörpert die Bereitschaft auf das Kommen des Herrn. Und Maria, von der im Opferungsglied die Rede ist, ist die Erfüllung der Verheißungen. „Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Frauen und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes.“

Die Botschaft des Vorläufers läßt sich zusammenfassen in dem Wort „Bereitet den Weg des Herrn!“ Aber diese große Gesamtbotschaft enthält drei Glieder, nämlich erstens: „Machet gerade die Pfade!“, zweitens: „Füllet aus die Täler!“ und drittens: „Traget ab die Berge!“ Selbstverständlich will der Vorläufer Johannes hier nicht von Tiefbauarbeiten reden; das ist natürlich im übertragenen Sinne zu verstehen, wenn er sagt: „Machet gerade die Pfade, traget ab die Hügel und füllet die Täler aus!“ Es ist das auf das seelische Feld zu beziehen, auf die Arbeit an der Seele, was uns hier vom Vorläufer aufgetragen und verkündet wird.

Machet gerade seine Pfade. Das heißt: Richtet euer Leben aus auf Gott. Macht keine Umwege und keine Abwege und schon gar keine Irrwege, sondern geht einen geraden Weg zu Gott, zu eurem Ziel. Alles andere ist vom Übel, führt euch nicht in die Ewigkeit zu Gott, sondern in das Verdammnisgeschehen der Hölle. Macht gerade seine Pfade, das heißt: Hört auf mit euren krummen Wegen. Hört auf, krumme Dinger zu drehen. Hört auf damit, Abweichungen vom Wege Gottes zu begehen.

Die zweite Mahnung lautet: „Traget ab die Hügel!“ Mit diesen Hügeln sind unsere Schwächen, unsere sittlichen Schwächen, unsere sinnlichen und geistigen Leidenschaften, unsere schlechten Neigungen gemeint. Die müssen beseitigt werden; die müssen abgetragen werden; die müssen aus der Seele fortgeschafft werden. Abtragen von Bergen und Hügeln ist einem jeden aufgegeben, und es ist keiner unter uns, der diese Aufgabe schon bewältigt hätte. Wir müssen daran gehen, unsere Schwächen, Leidenschaften und üblen Gewohnheiten zu ändern, zu bessern, um den Weg zu bereiten für den Herrn. Er kann nur Einzug halten, wenn der Weg gerade ist und wenn die Hügel und Berge abgetragen sind.

Die dritte Forderung lautet: „Jedes Tal soll ausgefüllt werden.“ Jeder Mensch hat Untiefen in sich, Untiefen, das heißt, es fehlt noch zu viel bei ihm. Es fehlen die Tugenden, die er beweisen sollte, die er erbringen sollte, die er nach Gottes Willen sich angeeignet haben sollte. Für jeden von uns gilt ja das erschütternde Wort des Dichters Hebbel: „Der, der ich bin, grüßt traurig den, der ich sein sollte.“ Der, der ich bin, grüßt traurig den, der ich sein sollte. Uns fehlen noch viele Fertigkeiten im Guten.

Wir haben uns noch nicht genügend gemüht, wir haben noch nicht hinreichend gearbeitet, um die Tugenden zu erwerben, die Gott an uns sehen will: Wahrhaftigkeit, Demut, Selbstlosigkeit, Reinheit, Treue, Zuverlässigkeit, Hilfsbereitschaft, Nächstenliebe. Wie können wir dem Liebesboten entgegengehen, ohne daß wir Menschen der Nächstenliebe sind? Wie können wir die Liebestat Gottes feiern, wenn es an der Opfertat in unserem Leben fehlt? Wie können wir jubeln am Weihnachtsfeste: „Jetzt ist er da und jetzt ist die Erlösung gekommen“, wenn unsere Herzen nicht erlösungsbereit und erlösungsgeöffnet sind?

„Bereitet den Weg des Herrn“, so mahnt der Vorläufer des Heilands. Machet gerade seine Pfade, das heißt: Schlagt endlich den Weg zum letzten Ziele ein! Traget ab die Berge und Hügel, eure sinnlichen und geistigen Leidenschaften, eure schlechten Neigungen und eure Laster! Füllet alle Täler auf, das heißt: Erwerbt die Tugenden, mit denen ihr euch selbst und eure Kirche und euren Heiland schmücken sollt!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Weihnachten, Geschenk und Aufgabe

25.12.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Weihnachtsfreude Versammelte!

„Heute werdet ihr wissen, daß der Herr kommt, und morgen werdet ihr sein Heil schauen.“ So hat die Liturgie des gestrigen Vigiltages uns versichert. „Heute werdet ihr wissen, daß der Herr kommt, und morgen werdet ihr sein Heil schauen.“ Nicht mehr bloß Hoffnung wird uns hier verkündet, sondern Gewißheit, nicht mehr bloß Erwartung, sondern Erfüllung. Wir wissen: Jetzt ist er da. Die Weissagungen des Propheten Isaias haben uns die ganze Adventszeit begleitet, und die letzte dieser Weissagungen lautet: „Siehe, ich leite den Frieden über sie wie ein Strom. Wie eine Mutter ihr Kind tröstet, so will ich euch trösten. Ihr werdet es erfahren, und euer Herz wird sich freuen.“ In der Epistel wird uns das Wesen des neugeborenen Kindes vor Paulus vorgeführt. Es ist von einer doppelten Gestalt: „Dem Fleische nach aus dem Geschlechte Davids, dem Geiste nach kraftvoll erwiesen als Sohn Gottes.“ Und von Maria heißt es: „Was in ihrem Schoße geworden ist, das ist vom Heiligen Geiste.“

Weihnachten ist ein Fest von dreifacher Vitalität. Es ist erstens ein Fest der Familie, es ist zweitens ein Fest der Erinnerung, und es ist drittens ein Fest der Neugeburt. In deutschen Landen ist das Weihnachtsfest in besonders ergreifender Weise zum Fest der Familie ausgestaltet worden. Die Familienangehörigen, wenn immer sie noch Familiensinn bewahrt haben, drängen an diesem Tage in den Schoß der Familie, wollen daheim sein, wollen hier ausrasten, wollen sich gegenseitig ihre Liebe, ihre Treue, ihre Zugehörigkeit bezeugen. Viele Familien haben einen eigenen Ritus, eine eigene Liturgie entwickelt, die sie an diesem heiligen Abend üben, um sich in das Geheimnis der Weihnacht einzuführen. Der gehetzte Mensch, der Mensch der Bilanzen und der Arbeitsstunden, der gehetzte Mensch sucht und findet hoffentlich endlich einmal seine Ruhe im Schoß der Familie. Und der hart gewordene Mensch im Kampfe des Lebens, der hart gewordene Mensch wird weich, wenn die Weihnachtslieder an sein Ohr ertönen. Auch dem Menschen der Gottesferne, der den Glauben an das Geheimnis der Weihnacht verloren hat, auch einem solchen Menschen ringt sich irgendwo in einer Faser seiner Seele die Erinnerung los an selige Kindertage, und er hört die Glocken anders, als sie sonst klingen, zur heiligen Weihnachtszeit. Wahrhaftig, Weihnachten ist ein Fest der Familie und soll es bleiben; denn wir feiern ja das Fest einer heiligen Familie.

Freilich, nicht allen ist es vergönnt, in der Familie eine Weihnachtsidylle zu finden. Vor wenigen Tagen sprach ich mit einem Herrn, dem vor einem halben Jahr die Frau durchgegangen ist mit einem anderen Manne. Er hat sie angefleht, er hat sie gebeten, er hat sie ersucht: Komm doch zurück; wir wollen doch zusammen Weihnachten feiern! Es soll wieder werden wie früher. Ich mache dir keine Vorwürfe, nichts. Es soll so sein, wie es früher war vor zwanzig Jahren. Aber die Frau hat ihn nicht erhört. Sie bleibt auch zu Weihnachten im unzünftigen Verhältnis bei ihrem Freund. Wahrhaftig, Weihnachten ist ein Fest der Familie und soll es sein, soll die Familien wieder zusammenführen. Da soll die Eifersucht und der Zank und der Streit endlich aufhören im Frieden der Weihnacht.

Weihnachten ist ein Fest der Erinnerung. Das ist eigentlich noch viel gewichtiger als das Fest der Familie. Wir erinnern uns an das Geschehnis, das da vor 2000 Jahren sich vollzogen hat: Gott ward ein Mensch. Wir haben eben im Evangelium gehört, daß das Wort, also die ewige Person Gottes, die zweite Person Gottes, ein Mensch geworden ist, Fleisch geworden ist. Mit aller Drastik sagt es der Evangelist Johannes. Und wir müssen uns durch den Schleier der Gewohnheit hindurchringen, um das Unbegreifliche, das Unfaßbare, das Unsagbare dieses Geheimnisses zu begreifen, daß der Unsichtbare sichtbar wird, daß Gott ein Mensch werden kann, daß er das bleiben will und auch geblieben ist, was er war, aber daß er das annahm, was er nicht hatte. Im Te Deum heißt es in ergreifender Wei-

se: „Du hast vor dem Schoß der Jungfrau nicht zurückgeschreckt.“ Nein, wahrhaftig, er ist in den Schoß der Jungfrau herniedergestiegen; er hat die Niedrigkeit des Menschen mit der Majestät Gottes vereinigt. Und so mußte es sein. Die Kirchenväter werden nicht müde zu erklären, daß er weder als Gott allein noch als Mensch allein die Menschheit erlösen konnte. Er mußte sich in derselben Natur dem Satan entgegenwerfen, in der Satan den Menschen besiegt hatte, in der menschlichen Natur. Aber da die menschliche Natur nicht ausreichte, weil ihre Kraft zu gering war, um den Sieg über den Satan zu erringen, mußte er sich verbinden mit der göttlichen Natur. Papst Leo spricht es so aus, wenn er sagt: „Es konnte weder die Niedrigkeit des Menschen ohne die Majestät Gottes noch die Majestät Gottes ohne die Niedrigkeit des Menschen unser Geschlecht erlösen.“ Um die Schuld des Sündenstandes zu tilgen, hat sich die unversehrbare Natur mit der leidensfähigen vereint, sind wahrer Gott und wahrer Mensch zur Einheit des Herrn verbunden. Er hat die menschliche Natur zu sich erhoben, die göttliche Natur aber ungeschmälert gelassen. Und das ist das Geheimnis der Weihnacht: Es liegt ein Kindlein in der Krippe, und derselbe ist die Himmelspeise der Engel. Er trinkt an der Mutterbrust, und seine Hand trägt das Weltall. Er ist Gott und Mensch; er nahm an, was er nicht hatte, und blieb, was er war.

Weihnachten ist das Fest der Erinnerung an die Großtat Gottes. Ich begreife schwer, meine lieben Freunde, warum man mit anderen Religionen Dialoge führt, angebliche oder wirkliche Gemeinsamkeiten feststellt. Denn das Ereignis, das wir heute feiern, schlägt alle anderen Religionen heillos in die Flucht. Keine einzige Religion kann einen Stifter vorweisen, der vom Himmel herabgestiegen ist. Das Christentum ist die einzige absolute, allgemein gültige und endgültige Religion. Weihnachten ist darum ein Fest der Erinnerung, aber nicht nur der Erinnerung.

Es ist auch ein Fest der Neugeburt. Der Sinn der Weihnachtsbotschaft geht tiefer. Die Kirche legt uns die Ereignisse der Vergangenheit vor, nicht, damit wir nur an sie denken, sondern damit wir sie uns aneignen. Wir erinnern uns nicht nur an das Geschehen der Heiligen Nacht, um uns einer historischen Gedächtniskultur zu ergeben, nein, wir erinnern uns, damit, was an Weihnachten vor 2000 Jahren geschehen ist, sich in mystischer Weise in uns vollzieht. Es ist damit das gemeint, was der schlesische Dichter Scheffler in die Worte gefaßt hat: „Wär' Christus tausendmal in Bethlehem geboren, doch nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren.“ Weihnachten muß eine Neugeburt in unseren Herzen sein. Der in Bethlehem Geborene will, mystisch gewiß, aber wirklich und real in unserer Seele wiedergeboren werden. Christus will in uns Gestalt annehmen.

Und da freilich tut sich eine große Bangnis auf, denn wird er auch Aufnahme finden in unseren Herzen? Peter Rossegger, der große Dichter, hat einmal einen Traum geschildert. Er hat den Weltenrichter auf dem Throne sitzen sehen, und vor ihm erschienen die Großen der Erde. Zuerst kam Moses, und er fragte ihn: „Was hast du deinem Volke gegeben?“ Moses antwortete: „Das Gesetz.“ „Und was hat es daraus gemacht?“ „Die Sünde.“ Dann trat Karl der Große vor den Weltenrichter, und er fragte ihn: „Was hast du deinem Volke gegeben?“ „Den Altar“, antwortete Karl der Große. „Und was hat es daraus gemacht?“ „Den Scheiterstoß.“ Dann kam Napoleon, und Gott fragte ihn: „Was hast du deinem Volke gegeben?“ „Den Ruhm.“ „Und was hat das Volk daraus gemacht?“ „Die Schmach.“ Ganz zum Schluß kam unser Herr Jesus Christus selbst vor den Thron des Weltenrichters. Und der Vater fragte ihn: „Was hast du dem Volke gegeben?“ Jesus antwortete: „Den Frieden.“ „Und was hat das Volk daraus gemacht?“ Da verhüllte der Herr mit den Händen sein Gesicht und fing an zu weinen.

Wahrhaftig, meine lieben Freunde, wie ein Bettler steht der Herr vor den Menschenseelen und begehrt Einlaß. Wer sehnt sich nicht nach Frieden? Alle Menschen sehen sich nach Frieden, und doch gehen sie friedlos. Sie gehen friedlos, weil sie nicht die Vorbedingungen des Friedens erfüllen wollen, weil sie nicht zulassen wollen, daß Christus in ihnen geboren wird. Wenn Christus nicht in der Seele Gestalt annimmt, dann ist alles äußere Getue sinnlos und zwecklos. Das ist ja die Tragik des Volkes Israel gewesen, daß der Herr kam, um ihm den Frieden zu bringen, daß er in sein Eigentum kam, aber die Seinigen ihn nicht aufnahmen. Das Licht leuchtet in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht erkannt. Und dennoch, so düster der Prolog des Johannesevangeliums, den wir heute als Evangelium vorgetragen haben, so düster der Prolog des Johannesevangeliums ist, einige haben ihn doch aufgenommen. „Denen, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden.“ Es ist also doch

möglich, durch alle Dunkelheiten und Nächte dieser Welt hindurch das Licht zu erkennen und zu finden. Es ist also doch möglich, neu geboren zu werden an Weihnachten. Es ist also doch möglich, die Voraussetzung der Gotteskindschaft in uns zu schaffen.

Wir müssen uns in dieser Stunde die Frage stellen: Leuchtet das göttliche Licht in uns und leuchtet es um uns? Ist unser Leben, unser Handeln, unser Streben und unser Denken vom Licht der Weihnacht durchstrahlt? Ist unser Leben ein Zeugnis für die Neugeburt, die wir an Weihnachten erleben sollen und die wir erlebt haben? Diese Neugeburt muß unsere Tage prägen, muß unser Leben formen. Wir haben die Macht, Kinder Gottes zu werden, und wir sollen diese Macht benutzen. Wir sollen in dieser weihnachtlichen Stunde das Gotteslicht in unsere Seele lassen mit seiner Helle und mit seiner Wärme, das Gotteslicht, das uns leuchtet auf allen unseren Wegen und unseren Brüdern und Schwestern, die auf Irrwegen gehen, damit sich an uns das Lied vom Gottesfrieden erfülle, vom Gottesfrieden, der allen Menschen bestimmt ist, die guten Willens sind.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Laßt nach Bethlehem uns gehen

26.12.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.
Geliebte im Herrn!

An Weihnachten kennt der gläubige Christ nur eine einzige Richtung, wohin seine Gedanken gehen, nach Bethlehem, nicht nach Jerusalem, das die Propheten mordet, und auch nicht nach Nazareth, wo die heilige Familie ihre Wohnung nehmen sollte, sondern nach Bethlehem: Kommt, laßt uns nach Bethlehem gehen! Das ist die Botschaft, das ist die Aufforderung, das ist der Ruf, der zu Weihnachten von den Hirten an alle, die ihnen gläubig folgen, ergeht: Laßt uns nach Bethlehem gehen! Bethlehem ist die Stätte, an der das Wort Fleisch wurde. Seitdem ist dieser Ort geheiligt, seitdem sprechen wir vom „Heiligen Lande“. Und Bethlehem ist die heiligste Stadt dieses heiligen Landes.

Die Verheißungen der Propheten sind erfüllt. Der Weltkämpfer, der mit dem Satan ringen wird, ist da. Der Tröster, der die Trostlosen trösten will, ist gekommen. Die Quelle rinnt jetzt, die Quelle des Heiles, und der Lehrer, der unvergleichliche Lehrer, der Lehrer über allen Lehrern ist jetzt auf Erden eingetroffen. Über ihn hinaus gibt es keinen Lehrer mehr. Laßt uns deswegen nach Bethlehem gehen! Und was treffen wir dort? Wir treffen dort erstens das Krippenkind, zweitens seine Forderung und drittens seine Gabe.

In Bethlehem treffen wir das Krippenkind. Der Name sagt schon, was mit diesem Kind geschehen ist in der ersten Stunde seines Lebens. Er konnte nicht in der Geborgenheit und in der Wärme eines Gasthauses zur Welt kommen, denn in der Herberge war kein Platz. Der Wirt sah es den beiden Wanderern an, die hatten nicht viel Geld, von denen würde er nicht viel erhalten, und es konnten noch andere kommen, denn die gesamte Verwandtschaft aus dem Hause David war ja eingeladen, mächtigere, reichere, wohlhabendere. Für die muß er Platz halten. Und so weist er diese stille Frau und diesen müden Wanderer ab. In der Herberge ist kein Platz für sie. Nur in einem Stalle, dort, wo die Tiere zu Hause sind, dort, wo eine Krippe steht, aus der die Tiere fressen, da kann er eine Unterkunft finden, der Herr der Welt, der in diese Welt eingegangen ist.

Und doch, diese zarten Ärmchen, die sich der Mutter entgegenstrecken, regieren die Spiralnebel. Dieses zarte Körperchen, das von den Windeln eingehüllt wird, hat als festliche Ausstrahlung den Horizont, die Sonne und die Sterne. Dieses kleine Menschenkind, dieses schwache Kind ist der große, allmächtige Gott. Sein Purpurmantel ist die Sternenvelt, und das rauschende Meer ist seine Musik, die sein Eingang in diese Welt begleitet. Ein tiefes, unfaßbares Geheimnis. Wenn Gott in die Welt, die er geschaffen hat, kommt, da findet er keinen Platz. Die Welt, die Erde hat für alles Platz, für Preisboxer und Schönheitsköniginnen, sie hat Platz für Schwule und Lesben, sie hat Platz für Politiker und Generale, aber für den Herrn der Welt hat sie keinen Platz. Und das ist immer so geblieben. Er, der Aufnahme begehrt in den Herzen der Menschen, findet die Herzen schon gefüllt, vollgestopft mit Wünschen und Ansprüchen und Rechten und mit dem Kram irdischen Sehnsens und irdischen Verlangens. Es ist keine Öffnung mehr da. Es ist kein Raum mehr da, wenn der Erlöser kommt. Die Menschen sind so erfüllt von der Suche nach Geld und Ehre und Karriere, daß der Platz nicht reicht, um auch noch den König der Herrlichkeit aufzunehmen.

Dennoch, der edelste Mensch, den diese Erde damals trug, die Himmelskönigin, ist die Zierde seiner Geburtsstätte. Und der gerechteste Mann, so nennt ihn ja die Heilige Schrift, der gerechte Josef steht da und begrüßt den Eintritt des Königs in seine Herrschaft. Hirten, gottesfürchtige, arme Männer, die bei den Herden wachen, sind es, die sagen: „Laßt uns nach Bethlehem gehen!“ Und sie machen sich auf den Weg, eilends, heißt es, eilends. Sie haben keine Zeit zu verlieren, um zu sehen, was da geschehen ist. Wahrhaftig, Bethlehem ist die Stätte, in der das Krippenkind zur Welt kam.

Bethlehem ist aber auch der Ort, an dem zum ersten Mal seine Forderung sich erhebt. Und diese Forderung lautet: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Alles andere kommt danach, so der Friede, aber zuerst, als Voraussetzung, muß Gottes Ehre gesichert sein. Wann wird Gott Ehre? Ihm wird Ehre, wenn

sein Wille geschieht, wenn seine Königsherrschaft anerkannt wird, wenn die Menschen sich unter sein Zepter beugen, dann wird ihm Ehre. Wenn die Menschen ihm dienen, wenn sie ihn lieben, wenn sie sich ihm unterwerfen, dann wird ihm Ehre. Das gilt für den Einzelnen, und das gilt für die Gemeinschaft. Das gilt für das Volk, das gilt für die Regierung, das gilt für das Parlament. Wann hören Sie jemals im Deutschen Bundestag, daß jemand sagt: Wir wollen nach dem Willen Gottes fragen? Wonach fragen denn diese Parlamentarier? Nach der nächsten Wahl. Sie schielen nur auf einen Punkt, auf den Schlitz in der Wahlurne, aber nicht nach dem Willen Gottes. Sie geben Gott nicht die Ehre, und deswegen geht es so schlecht in unserer Gesellschaft. Europa setzt dazu an, sich eine Verfassung zu geben, ein Grundgesetz. Aber in dieser Verfassung ist kein Platz für den Namen Gottes! Als Deutschland nach der Katastrophe sich Länderverfassungen gab, da hieß es im Vorspruch der Verfassung von Baden-Württemberg: „Im Bewußtsein der Verantwortung vor Gott und den Menschen“ hat sich das Land diese Verfassung gegeben. Und der Freistaat Bayern schrieb in der Präambel seiner Verfassung: „Angesichts des Trümmerfeldes, zu dem eine Staats- und Gesellschaftsordnung ohne Gott, ohne Gewissen und ohne Achtung vor der Würde des Menschen die Überlebenden des Zweiten Weltkrieges geführt hat, gibt sich das bayerische Volk diese Verfassung.“ Aber in der Verfassung für Europa ist kein Platz für den Namen Gottes. Die Anführer in dieser Auslassung des Namens Gottes sind die Franzosen. Sie berufen sich auf ihren Laizismus, und dieser Laizismus geht angeblich auf die Französische Revolution zurück. Meine lieben Freunde, auf dem Höhepunkt der Französischen Revolution, im Jahre 1794, brachte der große Maximilian Robespierre ein Gesetz im Konvent ein, und dieses Gesetz hatte nur einen Inhalt, nämlich: Die französische Nation bekennt sich zu dem höchsten Wesen und zur Unsterblichkeit der Seele. Auch das ist Erbe der Französischen Revolution.

Vor langer Zeit schrieb einmal der russische Dichter Dostojewski: „Europa hat Christus verloren, und deswegen stirbt Europa, ganz allein deswegen.“ Wahrhaftig, ein prophetisches Wort. Europa hat Christus verloren, und deswegen stirbt Europa, ganz allein deswegen. Wenn Gott nicht die Ehre gegeben wird, dann kann auch nicht die Erfüllung der Verheißung eintreten, nämlich vom Frieden auf Erden. Gottes Ehre und den Frieden unter den Menschen reißt niemand auseinander, und wer es versucht, der geht zugrunde.

Die Engel haben die Festgabe Gottes verkündet: Friede den Menschen auf Erden. Der Friede Christi, der Gottesfriede, der Friede der Seele ist das Köstlichste, was den Menschen geschenkt werden kann. Wir alle wissen, wie einem zumute ist, wenn man friedlos ist, wenn der Friede von einem gewichen ist, wenn man unruhig und bedrückt und von tausend Furien gehetzt durch diese Zeit gehen muß. Wie friedlos, wenn die Sinnengier, wenn die Leidenschaft uns beherrscht. Immer wieder kann man das feststellen, wie Menschen, die von Lust und Leidenschaft getrieben sind, keinen Frieden haben. Rastlos und unermüdlich sind sie unterwegs, aber sie finden keinen Frieden. Der Friede Christi ist von anderer Art. Er ist daran geknüpft, daß man Gott die Ehre gibt. Wer Gott die Ehre gibt, rastlos und ohne Unterlaß, der findet auch den Frieden Christi.

In der Weihnacht wandert das Krippenkind von Bethlehem über die friedlose Erde, klopft an alle Hütten und an die Portale der Paläste. Es legt seine Kinderhand auf alle Häupter, die von Tränen feucht sind. Es wandert durch die Krankenhäuser und legt seine Hand auf die Stirnen, die vom Fieber glühend sind. Das Krippenkind wandert zu denen, die darben in der Fron des Alltags stehen, und legt seine Hand auf die müden Schultern. Das Krippenkind wandert zu den Einsamen und Verlassenen und sucht ihnen Trost in das freudlose Herz zu senken. Ja, das Krippenkind wandert auch über die Friedhöfe und legt seine stille Hand auf die Gräber, in denen die ruhen, die uns im Zeichen des Glaubens vorangegangen sind. Und überall, wo ein Mensch sich diesen leisen, sanften Druck der Hand des Krippenkindes gefallen läßt, überall da zieht der Friede in die Herzen der Menschen ein, ein Friede, den die Welt nicht geben kann, den sie aber auch nicht nehmen kann.

Laßt uns nach Bethlehem gehen! So lautet die Kunde in der heiligen Weihnacht. Das ist die Aufforderung, die die Hirten an uns richten: Kommt, laßt uns nach Bethlehem gehen, dort, wo die Ehre Gottes verkündet und der Friede Christi verheißen worden ist. Kommt, laßt uns sehen, was da geschehen ist. Kommt, laßt uns staunen, was Gott der Welt getan hat. Kommt, laßt uns niederfallen und anbeten den, der gekommen ist, die Welt zu erlösen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Weihnachten, Entscheidung für oder wider Christus

28.12.2003

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Texte der heutigen heiligen Messe enthalten einen Überblick über das ganze Erlösungswerk. Beim Einzug, im Introitus, heißt es: „Tiefes Schweigen hielt alles umfassen. Die Nacht stand in der Mitte des Laufes. Da kam aus dem Himmel vom Königsthron herab, o Herr, dein allmächtiges Wort.“ Hier wird also der Anfang des Erlösungswerkes beschrieben, die Menschwerdung. Der Zweck des Erlösungswerkes wird in der Epistel angegeben aus dem Briefe des Apostels Paulus an die Galater: „Als die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn, geboren aus einer Frau und dem Gesetz untertan, um die zu erlösen, die unter dem Gesetze standen, damit wir an Kindes Statt angenommen würden.“ Er ist ein Mensch geworden, um ein Werk zu vollbringen; er ist ein Mensch geworden, um uns zu erlösen von unseren Sünden und uns zu Gotteskindern zu machen.

Aber Weihnachten ist erst der Beginn des Erlösungswerkes. Ihm steht ein schweres, ein hartes Leben bevor, und dieses Leben endet an einem Kreuze. Hinter dem Krippenkind taucht also der Schmerzensmann auf, und in prophetischer Weise kündigt das Simeon, als das Elternpaar Jesus zur Beschneidung in den Tempel bringt: „Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird. Und auch deine Seele – zu Maria gewandt – wird ein Schwert durchdringen, auf daß die Gedanken vieler Herzen offenbar werden.“ Zum Schmerzensmann tritt die Schmerzensmutter. Das gehört zusammen. Weihnachten ist kein Idyll, Weihnachten ist der Beginn des schwersten Lebens, das je auf dieser Erde gelebt wurde. Wir können den Inhalt dieser Texte in drei Sätzen zusammenfassen, nämlich

1. es wird ein notwendiger Kampf sein,
2. es wird eine zwingende Entscheidung gefällt werden müssen und
3. es wird ein ungleiches Schicksal bereitet werden.

Ein notwendiger Kampf. Von Kampf wollen die meisten Menschen nichts wissen; sie wollen Ruhe haben. Es ist mir immer aufgefallen, daß der westdeutsche Katholizismus jeder Militanz bar ist. Militanz heißt Kampfbereitschaft, und das gehört zum Christen, denn der Herr sagt nicht nur: „Friede den Menschen auf Erden“, sondern auch: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Es hebt also ein Kampf an, wenn Jesus in diese Erde eintritt. Fremde Könige huldigen ihm, aber der eigene König, Herodes, wird zum Massenmörder. In seinem tätigen Leben hat er glühende Anhänger gefunden, aber ebenso erbitterten Haß. Seine Kirche besteht seit 2000 Jahren, und es hat, wie wir wissen, in ihr treue, opferbereite Christen gegeben in großer Zahl, in unabsehbarer Zahl. Aber ebenso ist dieser Kirche auch immer der Haß, die Verfolgung und die Schmähung entgegengetreten. Es ist auch heute so. Ich habe gestern die Rede gelesen, die der Bischof von Sibirien, Werth, ein Rußlanddeutscher, am 28. August dieses Jahres gehalten hat. In dieser Rede sagte er: „Wenn bei uns in Rußland Priester ausgewiesen werden, wenn andere nicht hereingelassen werden, wenn der Bau von Kirchen verhindert wird, dann stecken immer die russischen Orthodoxen dahinter.“ Das ist offenbar der Ökumenismus, von dem Wojtyla dauernd spricht. Es ist ein Kampf, und es bleibt ein Kampf, ein notwendiger Kampf, denn die Wahrheit erringt man nur durch viele Kämpfe, der Irrtum kostet nichts.

In diesem Kampf gibt es keine Neutralität. Es muß immer eine zwingende Entscheidung fallen. Neutral sein kann man bei manchen irdischen Geschehnissen, aber nicht, wenn der Gottkönig auf dieser Erde erscheint. Er fordert, er erzwingt eine Entscheidung: Entweder für ihn oder wider ihn. „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.“ Man muß sich angesichts dieses auf Erden erschienenen Herrn entscheiden. Auch das ist etwas, was die meisten Menschen nicht wollen; sie möchten abwarten. Wer zum Schluß dann der Sieger ist, auf dessen Seite

möchten sie treten. Sie möchten sich dem Kampfe und der Entscheidung entziehen; sie wollen neutral sein, wie man sagt. Diese Neutralität gibt es nicht. Die Entscheidung für oder wider Christus ist zwingend. Das Licht kam in die Welt und hat die große Scheidung vorbereitet. Wer das Licht aufnimmt, der tritt in die Heilsgemeinschaft Christi und seiner Anhänger ein. Wer das Licht ablehnt, der verzichtet darauf, in die Heilsgemeinschaft aufgenommen zu werden.

Wer glaubt, wird gerettet werden; wer nicht glaubt, wird verdammt werden. Die beiden Möglichkeiten gibt es nur angesichts des Christus. Entweder glauben oder nicht glauben. Nicht halb glauben und nicht viertel glauben und nicht einen dürftigen Glauben verkündigen, wie das Heiner Geißler tut mit seinem Geschwätz, sondern den ganzen, den vollen, den ungebrochenen, den ganz im göttlichen Bereich angesiedelten Glauben, den muß man bekennen. Das ist die zwingende Entscheidung, die von uns verlangt wird.

Nach dieser Entscheidung kommt dann die Schicksalsstunde. Ein ungleiches Schicksal wird den Menschen bereitet. „Gesetzt zum Fall und zur Auferstehung vieler.“ Dieses „und“ ist nämlich ein „oder“: Entweder Fall oder Auferstehung. Zu Fall kommen alle jene, die Christus ablehnen, die sich von Christus distanzieren, die Christus verhöhnen und verspotten, und wäre es auch nur in seinen Anhängern und Dienern. Der Fall, der hier angesprochen wird, ist nichts anderes als der Verlust der Seligkeit. Es ist jener Fall, von dem der Herr beim Gerichte sagen wird: „Weichet, ihr Verfluchten!“ Und die Auferstehung ist die Rettung, die endgültige Rettung im Gerichte: „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters, nehmt in Besitz das Reich, das euch bereitet ward von Anbeginn der Welt.“

Wir, meine lieben Freunde, wollen zu denen gehören, denen Christus nicht zum Fall, sondern zur Auferstehung gereicht. Wir wollen den Kampf auf uns nehmen, solange ein Atemzug in uns ist. Wir wollen uns nicht drücken; und wir wollen eine Entscheidung fällen, wollen nicht passiv, neutral beiseite stehen, eine Nische suchen, wie das die meisten Menschen tun, eine Nische, wo sie gedeckt und geborgen sind. Nein! Entscheiden muß man sich. Und dann dürfen wir auch hoffen, wenn wir den Kampf geführt und die Entscheidung gefällt haben, daß es für uns eine Auferstehung, eine Auferstehung zum ewigen Leben geben wird.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Heilsbedeutung des Namens Jesu

04.01.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am Sonntag zwischen dem Fest der Beschneidung des Herrn und dem Fest Erscheinung des Herrn wird das Fest des heiligsten Namens Jesu gefeiert. Die Kirche tut es mit Bedacht. Das Evangelium ist heute das gleiche wie am 1. Januar, am Fest der Beschneidung des Herrn. Aber mit der Beschneidung verbunden war ja ein anderer Akt, nämlich die Namengebung, und deswegen hat die Kirche dieses Geschehnis zerlegt in das Fest der Beschneidung und in das Fest des Namens Jesu. Der Name ist nicht nur eine unterscheidende Bezeichnung. Er hat auch diese Funktion, ganz gewiß. Aber er soll auch etwas über den Träger aussagen. Er hat eine Bedeutung für den Namensträger.

Adam und Eva, Abraham und Moses, Johannes und Jakobus, sie alle haben Namen erhalten, die etwas über die Bedeutung, über das Wesen, über die Aufgabe und über die Würde des Trägers aussagen sollten. Schon der Name Gottes im Alten Testament ist ja aussagekräftig. Er heißt Jahwe, und dieses Wort Jahwe ist ungefähr soviel wie „der Ewig-Seiende“. Gott ist „der Ewig-Seiende“, der nie einen Anfang gehabt hat und kein Ende haben wird. Er ist der Ewige. Jahwe, der „Ewig-Seiende“. Und um diesen Namen zu ehren, hat Gott unter den Zehn Geboten ein eigenes Gebot erlassen, das 2. Gebot: „Du sollst den Namen Gottes nicht vergeblich führen“, also nicht verunehren. Und Jesus, der Gesandte des Vaters, unterstreicht diese Verpflichtung, wenn er sagt, im Vaterunser sollen wir beten: „Geheiligt werde dein Name!“ Auch Jesus hat einen Namen empfangen, der von großer Bedeutung ist. Der Name wurde ihm nicht von Menschen gegeben, sondern von Gott bestimmt. Maria erhielt die Weisung: „Du sollst ihm den Namen Jesus geben.“ Die gleiche Botschaft erging an den Pflegevater: „Du sollst ihm den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk erlösen von seinen Sünden.“

Ja, wie ist das zu erklären, die Begründung: Er wird sein Volk erlösen von seinen Sünden? Hat diese Tätigkeit, hat dieses Werk etwas mit dem Namen Jesus zu tun? Ja, sehr viel. Denn Jesus, oder besser Jeshua im Hebräischen, heißt: Gott hilft, Jahwe hilft. Also derjenige, der diesen Namen empfängt, ist der Gehilfe Gottes. Er ist derjenige, durch den Gott hilft. Er ist der Träger der Erlösung. Deswegen heißt unser Erlöser Jesus, weil Gott durch ihn die Erlösung bewirkt. „Gott hilft“. Dieser Name wird nun im heutigen Meßtext unaufhörlich erwähnt und gepriesen. Schon im Introitus heißt es, daß sich im Namen Jesu jedes Knie beugen muß im Himmel, auf der Erde und unter der Erde. Und dann wird aus dem Psalm 8 zitiert, daß der Name des Herrn wunderbar ist allüberall auf der Erde. In der Lesung, in der Epistel, ist die Rede von dem ersten Wunder, das Petrus gewirkt hat; und als die Menge meint, dieses Wunder sei seiner eigenen Kraft zuzuschreiben, da weist es Petrus ab: „Durch den Namen unseres Herrn Jesus, den ihr gekreuzigt habt, den Gott aber auferweckt hat, durch ihn steht dieser Kranke gesund vor euch.“ Und er fügt hinzu: Das ist kein Name, der vergeht und verklingt, das ist ein Name, der ewig bleibt. Das ist der Name, in dem Heil, in dem allein Heil ist. „Es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in dem wir selig werden können.“

Hier, meine lieben Freunde, ist die Universalität des christlichen Glaubens ausgesprochen. Wer gerettet wird, wird durch den Namen Jesu gerettet, ob er ihn kennt oder nicht. Aber wer ihn nicht kennt, der muß ihn wenigstens suchen; und wer ihn in einem unbestimmten Gewissensspruch sucht, der kann ihn auch im Himmel finden. Im Graduale ist wieder die Rede davon, daß Gott uns erlösen möge und uns sammeln möge aus der Mitte der Heiden, „auf daß wir den heiligen Namen Gottes preisen“. Und ebenso im Offertorium heißt es: „Ich will dich preisen, Herr, mein Gott, von ganzem Herzen und deinen Namen rühmen, denn du, o Gott, bist gut und mild und reich an Erbarmung, reich für alle, die dich anrufen.“ Und schließlich ist auch im Kommunionvers noch die Rede vom Namen Jesu:

„Alle Völker, die du geschaffen hat, werden kommen und niederfallen und deinen heiligen Namen rühmen, denn er ist groß und wunderbar.“

Der Name Gottes und der Name Jesu muß mit Ehrfurcht genannt werden. Der Glaube zeigt uns die Wirklichkeit Gottes; die Ehrfurcht ist die Antwort, die wir auf die Wirklichkeit Gottes geben. Ehrfurcht ist scheue Liebe und liebende Scheu. Wenn wir Ehrfurcht vor dem Namen Gottes haben, dann meinen wir damit Ehrfurcht vor seiner Person und vor seinem Werk. Und wenn wir ehrfürchtig den Namen Jesus nennen, dann ist ebenso wieder die Ehrfurcht vor dem Träger dieses Namens und vor seinem Erlösungswerk gemeint. Wenn Sie aufpassen, wie der Priester in der tridentinischen Messe sich verhält, dann werden Sie feststellen, daß er immer dann, wenn er den Namen Jesus ausspricht, sein Haupt neigt. Das ist ein Ausdruck der Ehrfurcht, ein berechtigter, ein, wie ich meine, hilfreicher Ausdruck der Ehrfurcht. Von dem großen englischen Mathematiker und Astronomen Isaac Newton wird berichtet, daß er immer sein Haupt entblöste, wenn er den Namen Jesu las oder hörte. Als Kinder wurden wir unterrichtet, daß wir den Priester begrüßen sollen mit dem Rufe „Gelobt sei Jesus Christus!“ Das ist ein wahrhaft schöner Gruß. In ihm wird der Name Jesu gepriesen und gleichzeitig selbstverständlich seine Hilfe und sein Beistand angerufen. Gelobt sei Jesus Christus! Und der Angeredete antwortet: „In Ewigkeit. Amen.“

Es gibt auch Menschen, die den Namen Jesu lästern, schmähen, verunglimpfen. Aber dem Haß der Feinde soll unsere Liebe antworten, ihrer Schmähung unsere Ehrfurcht, ihrer Lästerung unser Ruf: Gelobt sei Jesus Christus!

Die Kirche hat sich natürlich etwas gedacht, als sie das Fest des Namens Jesu an den Anfang des bürgerlichen Jahres setzte. Wir sollen offenbar aufgefordert werden, im Namen Jesu dieses Jahr zu beginnen und zu vollenden. Was heißt es, im Namen Jesu beginnen und vollenden? Das heißt, im Geiste und in der Gesinnung Jesu dieses Jahr durchlaufen, im Geist und in der Gesinnung Jesu. Und wie war er denn gesinnt? Er war so gesinnt, daß er sich selbst entäußerte, es nicht für einen Raub hielt, sich seiner Gottgleichheit zu entäußern, im Äußern erfunden wurde wie ein Mensch, gehorsam geworden ist bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Das ist die Gesinnung Jesu. Und das ist die Gesinnung, in der wir dieses Jahr durchlaufen sollen: im Namen Jesu. Und eigentlich sollten wir jeden Tag im Namen Jesu beginnen und vollenden. In meiner Heimat war es üblich, daß, wer ein Werk auf sich nahm, wer eine Unternehmung begann, sprach: „In Gottes Namen.“ Und das ist ja dasselbe, denn Jesus ist Gott. In Gottes Namen die Werke, die wir vollbringen sollen, auf uns nehmen und vollenden. Wer im Leben den Namen Jesu verehrt hat, der wird auch im Tode sich dieses Namens als Trost und Hoffnung erinnern. Am 22. Februar 1943 fielte Roland Freisler das Todesurteil über Hans und Sophie Scholl in München. Am selben Tage noch wurden sie durch das Fallbeil hingerichtet. Im Gerichtssaal waren die Eltern der beiden Scholls anwesend, und als die Kinder nun hinausgeführt wurden, um hingerichtet zu werden, da rief die Mutter ihnen zu: „Jesus!“ Ganz laut und vor allen Leuten: „Jesus!“ Sie sollten im Namen Jesu den letzten Gang antreten. Sie sollten sich besinnen, wer mit ihnen geht auch durch den Tod, und sie sollten hoffen auf den, der ihre ganze Hoffnung im Leben war, Jesus.

Amen.